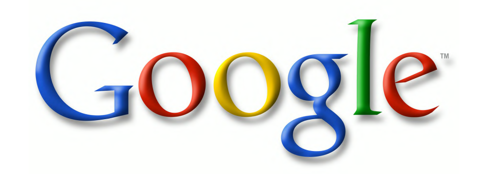
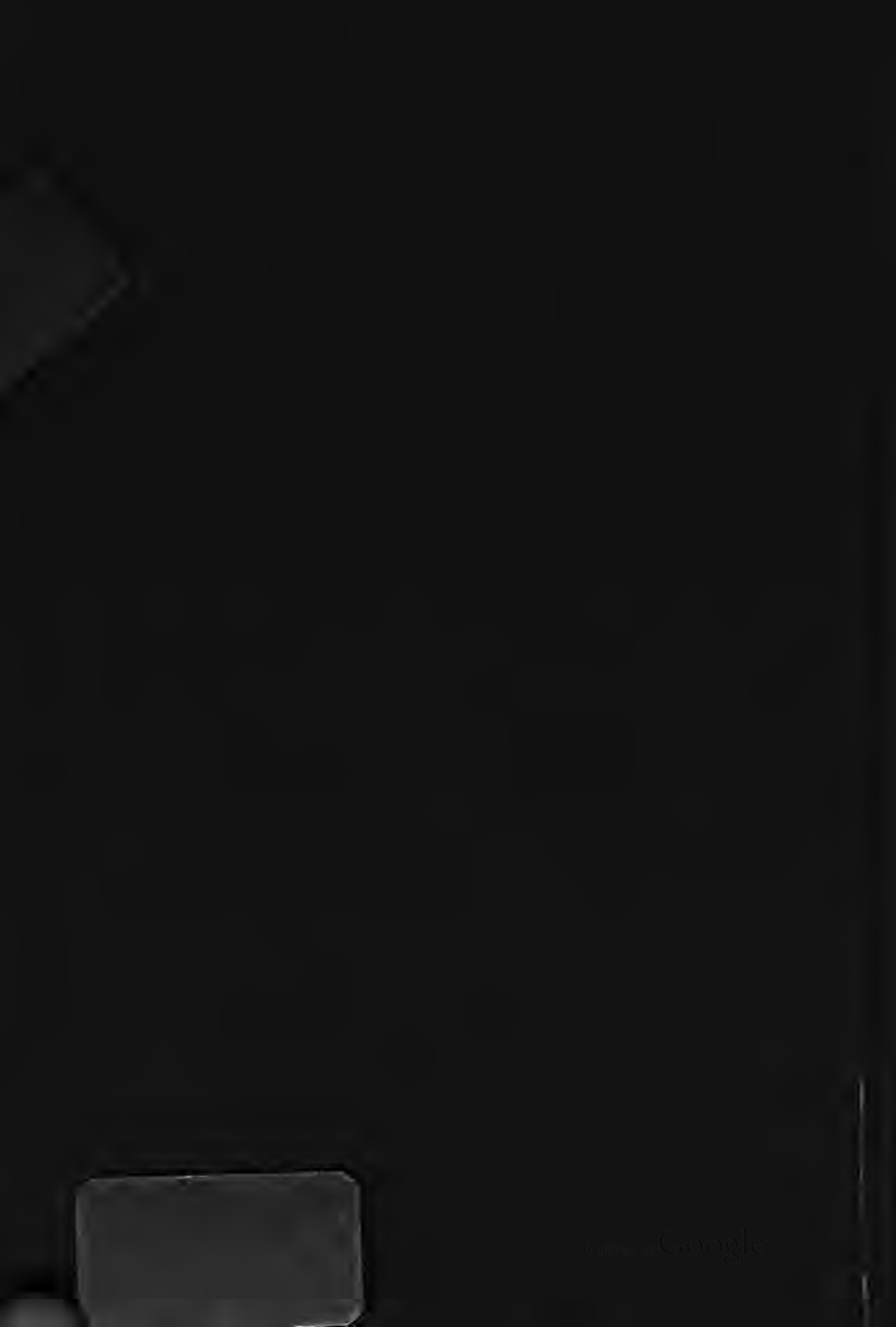
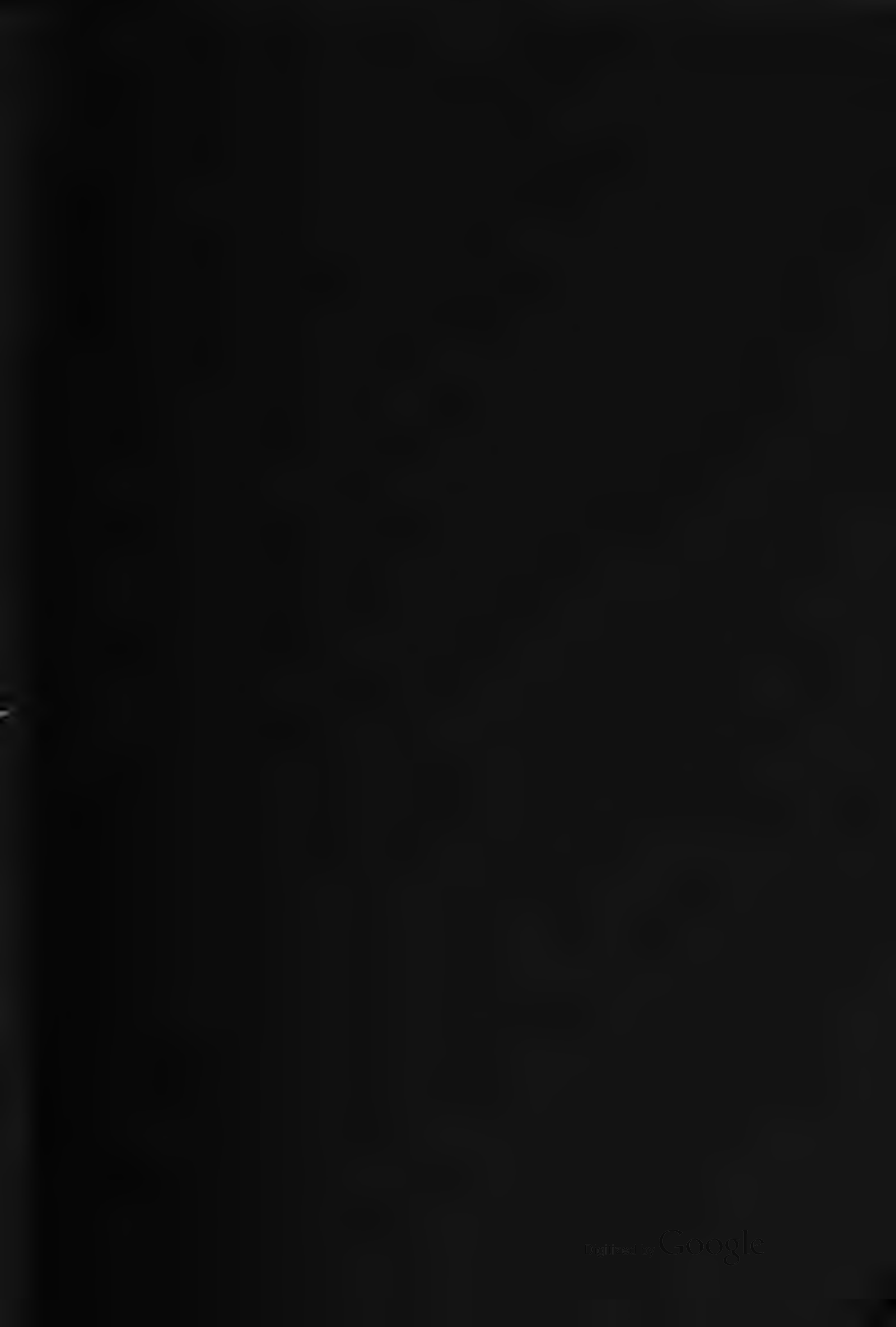




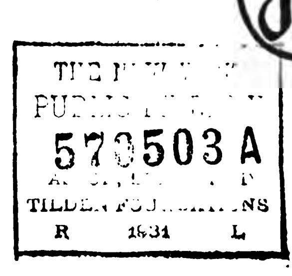
Beiträge
zur
Literaturgeschichte
von
Adolf Pichler





Adolf Pichler

Beiträge zur Literaturgeschichte



Adolf Pichler

Gesammelte Werke

Vom Verfasser für den Druck vorbereitet

Band XI

Beiträge zur Literaturgeschichte I

München und Leipzig
bei Georg Müller
1908

Adolf Pichler

Beiträge zur Literaturgeschichte

Der Beiträge zur Literaturgeschichte
Bd. I

München und Leipzig
bei Georg Müller
1908



Inhalt

Der Dichter und die Geschichte

Unsere Poeten machen es sich mit ihren Rechten gegnüber der Geschichte sehr bequem, nötigenfalls berufen sie sich auf Lessing, als hätte dieser einen Freibrief für jede willkürliche Usurpation ausgestellt. Ich beabsichtige weder die Aeußerungen des Hamburger Dramaturgen zu zergliedern, noch die einschlägigen Worte Schillers abzuhandeln: hätten sie ein Gesetz geben wollen, sie würden ihre Aussprüche schärfer gefaßt und nicht bloß da und dort gelegentlich eingestreut haben. Die Anwendung allgemeiner Sätze auf den konkreten Fall fordert große Vorsicht; ob man ihn überhaupt subsumieren kann und dann, ob für jede Gattung der Poesie das gleiche gelte, oder ob nicht gerade hier Modifikationen eintreten.

Ich will das Thema nicht systematisch erschöpfen, wohl aber zur Betrachtung anregen.

Wenn der Dichter der Geschichte einen Stoff entlehnt, so ist er gewiß nicht jeder Verpflichtung enthoben; diese wird nach Umständen leichter oder schwerer sein, ihn sogar fördern oder hemmen. Fördern insofern, als ihm historische Namen, je nach dem Publikum, für das er dichtet, das Beibringen weitläufiger Details erspa-

ren, weil er es als bekannt voraussetzen darf; die Zeichnung des Charakters selbst wird durch die Signatur des Namens wesentlich unterstützt. Das bestätigen die Passionsspiele. Auch Italiener, Spanier und Franzosen verstanden ihren Vorteil, als sie die Masken auf der Bühne einführten; die Hand des Dichters kann mit den gegebenen Situationen und in Verknüpfung derselben schalten. Zugleich bindet die Geschichte eine ausschweifende Phantasie an die Wirklichkeit, sie liefert ihr ein festes Skelett, das freie Erfindung kaum je so zu schaffen vermag; wie sehr es dem Dichter zu statten kommt, wenn der vorhandene Rohstoff bereits durch den Genius des Volkes auf seinen poetischen Gehalt geläutert ist, zeigen die alten Dramatiker.

Der Dichter wählt geschichtliche Begebenheiten in dem Falle, wo ihm die Phantasie aus sich keinen Stoff zu erzeugen vermag, der besser zur Verleiblichung seiner Idee dienen könnte. Oder, um bei der Praxis echter Dichter zu bleiben: er ergreift den Stoff mit instinktiver Ahnung der Idee und wird von ihm ergriffen. Wer lang sucht, geht lang irr, und wer für sich suchen läßt, erhält in den meisten Fällen gar nichts.

Lessing sagt: „Nur die Charaktere sind dem Dichter heilig." Wie nähme er etwa den „König von Sion" auf? — Man wirft uns ein: Lessing meinte den Dramatiker. — Nun gut, ich werde später dartun, daß der Epiker viel strenger an die Geschichte gebunden ist, als jener. Inwiefern ich mit Lessing übereinstimme, daß der Dichter in allem, was die Charaktere nicht betrifft, von der historischen Wahrheit abgehen kann, so weit er will, — soll sich später zeigen.

Ich meine, daß sich solche Personen für den Poeten am besten eignen, deren Umrisse zwar deutlich, aber so wenig als möglich von tatsächlichem Detail ausgefüllt sind. Er muß Linien haben, die ihm Raum lassen für seine farbige Stickerei.

Dabei vergesse man den tiefsinnigen Spruch nie: Quilibet fortunae suae faber. Tatsachen entspringen aus den Charakteren; mit dem einen wird das andere gesetzt, wer das eine aufhebt, hebt auch das andere auf. Ich bin überzeugt: je tiefer der Geist der Menschheit die Wurzeln der Geschichte erfaßt, je weiter der Blick dringt, daß sich ihm das einzelne in großen Massen gruppiert und der Fall dem Gesetz unterordnet, umsomehr werden sich künftige Dichter an das Tatsächliche, welches man nicht mit der Anekdote verwechseln wolle, halten, es mit überlegener Weisheit ausscheiden, und weil sie in demselben die Entwicklung weltgeschichtlicher Gedanken erkennen, umso leichter aus dem unermeßlichen Strome das ideal Zusammengehörige zur Einheit kristallisieren. Historia est soluta poesis! sagt schon der verrufene Quintilianus.

Die tragische ἀνάγκη ist jedoch nicht bloß die Wirkung der Charaktere, diese liefern nur den Einschlag in den Zettel, den das dreigestaltige Schicksal zog. Das wußte schon der Prometheus des Aeschylos, der als Tragöde an sittlicher Energie, an erhabener Kenntnis göttlicher und menschlicher Dinge nur e i n e n Bruder besitzt: Shakespeare!

Der Dichter mag immerhin Tatsachen erfinden, die aus gewissen Charakteren möglich sind, jene sollen aber

nicht mit allen Tatsachen der Geschichte im schneidenden Widerspruch stehen.

Also nicht mit allen? Mit welchen? mit welchen nicht? Muß er den Antiquar berücksichtigen, der Kleopatras Stecknadeln maß, oder den Forscher, welcher ermittelt, durch wen sie dem Antonius den faulen Fisch an die Angel hängen ließ?

Gewiß nicht! solchen Gelehrten mag er, wenn es ihm der Mühe wert, den Staub aus der Perrücke blasen. Wir haben da ein Gebiet betreten, dessen Grenzen schwer zu bestimmen sind, umso schwerer, da der gedankenlose Alexandrinismus der Deutschen gern Mücken seiht.

Wählen wir ein Beispiel äußerster Art.

Napoleon — wir meinen den großen — sieht zufällig ein Porträt der Königin Victoria, er verliebt sich und wirbt um sie, erhält einen Korb; die Arme verschränkt, die Brauen gefaltet, die Unterlippe eingeklemmt, schreitet er auf und ab, — ein Wink, die Adjutanten fliegen, er setzt das dreieckige Hütchen auf und schifft, nein marschiert, denn der Poet kümmert sich um keinen Kanal, nach England. Geschlagen wird er nach St. Helena verbannt, und nachdem er sich an den Fesseln blutig gestoßen, erdolcht er sich. Der treffliche Dichter zeichnet die Charaktere genau so, wie sie die Geschichte bietet, er verstärkt sie sogar durch einzelne gelungene Züge.

Blühender Unsinn! ruft der Leser. Wie weit haben wir denn aber von diesem Napoleon zu den Wiedertäufern Hamerlings, dessen Verirrungen wir umsomehr bedauern, je höher wir sein Talent stellen. Der Ko-

miker mag mit jedem Stoffe beliebig verfahren und gerade dadurch drastisch wirken, daß er den erlauchten Namen mit dem dargestellten Charakter in Widerspruch setzt, er mag Achilles als Hasenfuß und Lykurg als Hanswurst einführen, Alexander in einen Eskimo vermummen und Schneeballen werfen lassen: für seine Kunst gelten andere Schranken; — der ernste Dichter hüte sich mit feinem Takte vor jeder Behandlung der Geschichte, die an Travestie oder Parodie streift.

Je bedeutender Tatsachen und Personen sind, je stärker wir noch die Wirkungen ihres Daseins spüren, umsoweniger darf der Dichter sie willkürlich hin und her schieben, oder gar barbarisch verstümmeln.

Man möchte das Drama vielfältig zur Stärkung des Nationalgefühls verwenden. Wir fragen hier nicht, ob es die Kunst erlaube, die Erfahrung sagt uns, daß es geschah und noch geschieht. Da haben wir Deutsche sogleich einen schweren Stand. Was der Nord preist, verflucht der Süd, was man dort verehrt, spuckt man hier an, und selbst das Urteil über das Mittelalter, wo wir in der Religion eins waren, ist durch unsere Stellung in der Gegenwart bedingt. Einem großen Teil der Gebildeten liegt es schon an und für sich weit ferner als Rom und Hellas, wir müßten uns daher mit dem allgemein Menschlichen, das oft genug weder Fisch noch Fleisch bedeutet, abspeisen lassen. Erhält dadurch der Poet in gewissem Sinne mehr Freiheit, so wird doch andererseits der Phrase Tür und Tor geöffnet; was Halbdichter, welche die Tendenz mit der Intention verwechseln, darin leisteten, wollen wir zu vergessen suchen. Das ist auch, abgesehen von der geistigen Impotenz, eine der

Ursachen der häufig so verblasenen Charakteristik; bequem ist's freilich, der Person einen Zettel in den Mund zu hängen, aber schön gewiß nicht. Der schlichte Zelter trifft den Nagel auf den Kopf: „Mir will nun einmal das konfuse Wesen nicht eingehen von Gestalten, die sich zwischen der Idee und Wirklichkeit abtreiben, denen man am Ende Kopf und Fuß ansetzen muß, um sich dabei etwas zu denken. Einem Charakter muß man es ansehen, daß ihn Gott gemacht hat. Kommt er nicht daher, so mag ich auch nichts mit ihm zu tun haben."

Ein Volk von lebendigem Nationalgefühl besitzt auch einen treuen Sinn für seine Geschichte und deren Helden und ist weniger geneigt, hier große Willkür zu dulden. Essex mag in Wien oder Berlin der Elisabeth Liebe schwören; wer kümmert sich hier, wie viele wissen überhaupt, daß sie damals achtundsechzig Jahre zählte; ob es jedoch in England hinginge, ist fraglich, wiewohl es auch dort nicht unbekannt ist, daß die alte Beß noch gern kokettierte und sich im Stil von Euphues huldigen ließ. Eine verliebte Vettel ist ein drolliger Stoff für einen Holberg; dazu brauchte man jedoch keine berühmte Königin und es wäre immerhin gewagt, sie den Engländern in erniedrigenden Situationen vorzuführen. Daß man sich an der Spree eine abschätzige Behandlung des großen Fritz nicht gefallen ließe, davon sind wir ohne weiteres überzeugt. Mehr Spielraum bietet sich dort, wo eine geschichtliche Person nicht als Hauptheld in ihrer historischen Stellung, sondern nur episodisch in Privathandlungen, oder als Deus ex machina auftritt. Beispiele bietet uns der Richter von Zalamea, oder Dom Pedro.

Wollte sich aber auch ein Dichter mit peinlicher Aengstlichkeit an die überlieferten Tatsachen binden, was nach keiner Regel unbedingt gefordert werden darf, so kann er doch noch der Geschichte auf die schmerzlichste Weise ins Gesicht schlagen.

Jede Zeit besitzt ihre eigentümliche Physiognomie sowohl geistig als auch in bezug auf das Kostüm. Keine Periode hat es in der objektiven Erkenntnis dieser Physiognomie weiter gebracht, als die unserige, kein Volk weiter als das deutsche. Das muß der Dichter der Gegenwart wohl berücksichtigen. Eine geniale Hand kann hier mit wenigen Strichen auf das lebendigste malen, erinnern wir uns an manche Züge in Goethes Faust, Schillers Lager, Hebbels Agnes. Mit wenigen Zügen, ja! während die Häufung des Details, wie in den sehr schätzbaren Fabiern Freitags, vom Hauptzwecke ablenkt und höchstens dem Archäologen Beifall abnötigt. Shakespeares divinatorischer Blick erkannte ohne Gelehrsamkeit in Julius Cäsar den Zeiger der Weltuhr.

Nicht jeder billigt es, wenn Mommsen den Cicero oder Cato in die Sprache der neuesten Journale übersetzt. Man halte seiner Zeit den Spiegel vor, aber dieser Spiegel werfe hinter dem Porträt auch das ungeheure Bild der Menschheit zurück, so daß man jenes nach diesem messen und beurteilen kann. Wählt man jedoch eine bestimmte Epoche, so darf man die Form nicht vernachlässigen, welche der Geist der Menschheit eben damals zum Ausdruck benützte. Daß unser Geschlecht gelernt hat, den Völkern gerecht zu sein, ist hoch anzuschlagen; engt und ängstigt diese tiefe Kenntnis auch den Halbpoeten,

so gereicht sie dem echten Dichter, der allem Leben abgewinnt, zum unberechenbaren Vorteil, er kann uralte Zustände symbolisch verwerten, ja sogar als symbolische Abbreviatur gebrauchen. Das erfordert freilich eine Tiefe der Weltanschauung, ein Kapital von Schöpferkraft, über das nicht jeder verfügt. Wer heischt jedoch von dem, der Kupferblättchen für den täglichen Verkehr zur Scheidemünze prägt, daß er das Erz aus den Bergen hämmere, in der reinen Flamme seiner Phantasie schmelze und mit künstlerischem Verstand läutere, um Statuen zu gießen? Dante faßte alle Radien einer in sich geschlossenen reifen Zeit zusammen, das begehrt ja von euch niemand, ihr Kleinen! nur schnallt euch nicht den Kothurn einer großen Zeit an den Rist, nur ergreift die Maske ihrer Heroen nicht, um sie als Mundstück für eure unvergohrenen — Einfälle zu mißbrauchen, die ihr als weltbewegende Ideen ausposaunen möchtet.

Nur Dichter jener Art, wenn sie auch dem Grade nach das Höchste nicht leisten, dürfen es wagen, Züge aus dem Wesen der ganzen Menschheit, welche ihr Schicksal auf Jahrhunderte bedingt haben und vielleicht noch in ungezählten Jahrtausenden bedingen, darzustellen: ihre Gestalten werden symbolisch und doch individuell sein. So viel gegen Hebbels Moloch einzuwenden ist, zählt er dennoch zu dieser Gattung. Er ist der Versuch eines historischen Dramas im eminentesten Sinne des Wortes; er bezeichnet in den grellsten Farben scheinbar das Auftreten eines bestimmten Kultus; obwohl uns diese scheußliche asiatische Religion eigentlich nichts angeht, interessiert uns doch die originelle Schilderung, wir fühlen, wie hier jede Faser zuckt

und zittert. Der Molochsdienst? Sehen wir näher hin, so enthüllt uns der Dichter das dämonische Monogramm der Religion als dogmatischer Religion, möge nun eine solche sich als Offenbarung ankünden wo, wann und wie sie wolle. Hebbels innerste Natur, die nun einmal dem Gräßlichsten nicht abgeneigt war, erkor die punische Götzenfratze; ein anderer leiht vielleicht seiner Idee das Fleisch und Blut Gregors VII., ein dritter, wohl der Größten größter, wählt, weil es sich um eine Stufe handelt, über welche die Menschheit einst hinausschreiten muß, die Form der Komödie jenes Stils, den Plato der Tragödie gegenüberstellt. Vielleicht werden durch ihn die Helden irgend eines Konkordates unsterblich, mit denen schon jetzt die Geschichte ironisch Fangball spielt.

Was das Kostüm, und zwar nicht bloß im engen Jargon des Schneiders, anlangt, so darf der Dichter nicht vergessen, daß es zur äußeren Erscheinung einer Zeit, zu deren charakteristischen Eigentümlichkeiten gehört. Die Tage sind vorüber, wo van Eyk die Erzväter als niederländische Große bekleidete, man lächelt über die Einfalt der Bauern, die auf das Gebirg Nazareth einen Jäger mit der Büchse stellen. Auch die örtliche Umgebung darf nicht vernachlässigt werden, Sappho gehört nicht in das Boudoir der Pompadour. Wir haben vom Baum der Erkenntnis gegessen und fordern auch vom Dichter einige Studien, selbst der größte würde uns beleidigen, wenn er uns in Sachen, die jeder Realschüler kennt, für unwissend hielte. Man soll nicht beim Genusse seines Werkes erst von dem und jenem, und wär' es auch Nebensächliches, absehen müssen. Das gestattet

der Kenner nur dann, wenn es für höhere Zwecke, die auf anderem Wege weniger gut und schnell zu erreichen wären, geschieht. Wir schenken dem Plastiker den schwarzen Schwalbenschwanz, obgleich er zum Kostüme der Zeit und Person gehört, wir fordern vom Dichter, welcher in das Jahr 1866 greift, nicht, daß er uns den hyperloyalen Jammer des nächstbesten Welfenhöslers silbentreu wiederhole. Unter solchen Umständen kann man dem Künstler gegenüber nicht liberal genug sein. Unsere Literaten möchten aber nur zu gerne das eine tun und das andere nicht lassen; während man hier Kameele schlucken muß, fehlt dort auch die kleinste Warze nicht, um einen äußeren Effekt zu erzielen. Es gibt hier eine bestimmte Grenze, vor allem gilt das Gesetz: das Beiwerk soll die Dichtung nicht überwuchern. Der Ausstattungsschwindel hat uns die Poesie ruiniert, man besucht das Theater nicht mehr um das Stück, sondern die Gewänder und die Dekorationen zu begaffen. Der Epiker meißelt nicht mehr Helden, sondern pinselt Waldgründe, Mondnächte, Wasserfälle und Tempel; kurz wir haben die Kunst der Kulisse.

Armer Horaz, du stehst wie dein Bauer vor der Sündflut des Ungeschmackes, sie verläuft nicht trotz der Bannflüche in deinem Briefe an die Pisonen, den man an jeder Schule mit Glossen gespickt vorträgt — gratis et frustra!

Wenn aber ein Dichter im Gefühle absoluter Souveränität ohne solche Rücksichten mit dem Stoff verfährt, wegnimmt und zusetzt, wie es ihm gerade beliebt oder einfällt? — Dann mag er es selbst verantworten, wenn seine Wirkung gelähmt wird. Nur für den Musi-

ker kann der Stoff zugleich Form im eminentesten Sinn werden, die übrigen Künste müssen es sich gefallen lassen, daß er immer etwas von seiner materiellen Natur behalte. Das Werk ist vollkommen, wenn diese nicht gewaltsam bezwungen oder gar vernachlässigt erscheint, sondern harmonisch zum Ganzen stimmt, als gehöre sie von allem Anfang zur Idee. Dem echten Künstler ist übrigens in der Kunst nichts klein. Er meidet von selbst alles, was den Eindruck seines Werkes hemmt, so wie er jene läppische Genialität, welche die Nebensachen mit tausend Flittern putzt, weil sie es nicht versteht, der Hauptsache gerecht zu werden, verachtet.

Politik, Nationalgefühl, Moral und dergleichen kann an und für sich im magischen Kreise eines dichterischen Werkes liegen und verstärkt dann gewiß den Eindruck desselben auf eine bestimmte Gegenwart; wird das aber absichtlich hineingelegt und ihm der künstlerische Bau des Ganzen untergeordnet, so zerstört es ihn leicht. Weh dem Dichter, der auf dieser Seite seinen Erfolg sucht, er hat den Ruhm des Tages als Lohn dahin und die Zukunft gedenkt seiner nicht mehr. Die Athener sahen die Perser des Aeschylos gewiß mit anderen Gefühlen als wir, verherrlicht das Drama doch ihre persönlichsten Kämpfe; hätte jedoch der Dichter nicht zugleich ein vollendetes Kunstwerk geschaffen, sein feingebildetes Volk wäre stumm fortgegangen und niemand würde jene vor dem Moder bewahrt haben. Wenn ein Dichter historische Stoffe auf jene Ideen ansieht, schelten wir ihn durchaus nicht, nur muß er die Schuld, welche er als Künstler zu zahlen hat, nicht mit ihnen decken wollen.

Der Grad der Freiheit bei Benützung historischer Stoffe hängt jedoch auch von der poetischen Gattung ab; betrachten wir zuerst das Drama. Von der Oper kann man kaum reden, da ist der Text fast nur das Lattenwerk, um das der Kompositeur seine Tongirlanden schlingt, jetzt gewiß noch mehr als in den Tagen Metastasios, dessen artige Reime der Italiener noch immer gern liest. Nach dem Kompositeur kommt der Dekorateur, nach dem Dekorateur der Maschinist, jeder fordert sein Teil vom Poeten, dem dafür die Poesie erlassen wird. Es ist so, wir werden es nicht ändern, die Ideale Schillers und Goethes haben vorläufig keine Aussicht auf Verwirklichung. Richard Wagners Verlangen nach einer Notzivilehe aller Künste zeugt wenigstens von dem Bewußtsein, in welchem Babel wir uns umtreiben, die Muse stolpert jedoch beim ersten Schritt über die schrecklichen Leberreime des kühnen Meisters. Mögen diese in die Zukunft deuten, wie der unmelodische Hahnenschrei den Morgen kündet, Poesie der Zukunft wird sie gewiß nicht.

Das dramatische Märchen empfängt seine Gesetze aus Wolkenkuckucksheim; spiegelt es auch oft eine verkehrte Welt, so ist es immerhin eine Welt, die, losgebunden von der Schwere irdischen Stoffes, doch ihre Gesetze hat, und daher dem Genius des Künstlers und nicht höherem Blödsinn verfallen sollte.

Das Lustspiel mag Physiognomie und Kostüm der Zeit wahren, historische Personen treten hier selten in der Tätigkeit auf, durch die sie historisch wurden.

Anwendung findet das früher Gesagte auf das Schauspiel, noch mehr auf das Trauerspiel.

Was die dramatische Kunst als Gattung anlangt, so glaube ich, daß ihr gegenüber den Tatsachen, ja sogar den Charakteren, eine viel größere Freiheit zugeschnitten sei, als der epischen Poesie.

Warum?

Weil jene, — ich spreche natürlich nicht vom Lesedrama — durch die unmittelbare Gegenwart wirkt; die Geschichte wächst vor unseren Augen, wir sehen sie unmittelbar, die Personen beweisen uns ihre Existenz leibhaftig, wir können sie nach Gestalt und Ausdruck nicht leugnen. Verloren ist nur der unglückliche Dichter, der hier eine Reflexion aufkommen läßt.

Anders das Epos.

Da tritt der Poet vor uns hin, er trägt uns eine Geschichte als geschehen vor; wir wissen, daß die Personen, von denen er spricht, vielleicht Jahrhunderte vor uns handelten und litten, wir haben von ihnen wahrscheinlich schon früher gehört, so daß er nur ihre verblaßten Konturen mit Farben erfüllen, sie neu beleben muß.

Hier hängt alles von der poetischen Kraft des Dichters ab, von seiner Fähigkeit, innere Wahrheit und äußere Wahrscheinlichkeit zu vereinen, von den sinnlichen Mitteln, über die er in Rücksicht auf beides verfügt. Wir gehen um den Gegenstand herum, die Kritik erwacht, sie erwacht umso eher, wenn jener den steten Fluß der Begebenheiten staut, um uns durch prächtige Schilderungen, die er losbrennt, zu verblüffen, und dadurch Zeit zu Nebengedanken läßt. So erzielt dieser oft benützte Kniff das gerade Gegenteil von dem, was der

Dichter beabsichtigt. Dieser will seine Schwäche in der Charakteristik, die Ungeschicklichkeit, eine Handlung fortzuführen, maskieren und zeigt so dem Publikum die lang verhüllte Blöße. Möchten doch die Herren bedenken, daß solche Einschiebsel keine Episoden sind und daß gerade die letzteren eine sehr feine Berechnung zulassen, indem uns der Dichter von Gegenständen, die, zu lang beschaut, entweder ermüden oder zur Prüfung herausfordern, in einen neuen Wirbel fortrafft, dann wieder auf den vorigen Platz stellt, der jedoch jetzt in anderer Beleuchtung erscheint, und schließlich den Wechsel auf das Anmutigste durch den inneren Zusammenhang motiviert. Dabei hat er uns nicht auf dem alten Fleck gelassen, sondern weiter geführt. Das ist schwer, sehr schwer, deswegen fordert aber auch kein Gedicht längere Zeit, bis es reif ausgetragen ist, als das Epos, und es beweist eitle Selbstüberschätzung, wenn man wähnt, eines nach dem andern aus dem Aermel schütteln zu können. Die Praxis der großen Epiker, insoweit wir sie kennen, war eine andere.

Das Epos wird von keiner der anderen Künste schwesterlich unterstützt, oder nur schwach, sobald man den eintönigen Vortrag der Rhapsoden und die serbische Gusla hier in Anschlag bringen will, es kann nur durch sich wirken, und muß daher in sich umso vollendeter sein.

Davon will ich schweigen, daß das epische Lied in alter Zeit die Geschichtschreibung vertrat, bis Clio das Plektron mit dem Griffel vertauschte.

Freieres Spiel, aber noch geringeren Spielraum hat der Dichter, welcher Gestalten, die bereits Sage und

Poesie des Volkes verfestet, welcher Stoffe, deren Umrisse sie längst meisterhaft zog, zu behandeln wagt.

Die Penthesilea Kleists, der wohl den meisten unserer Modepoeten weit überlegen ist, tritt uns warnend entgegen. Bezüglich der Stoffe, denen Künstlerhand bereits ihren Stempel aufgeprägt, wäre überhaupt zu erwägen, ob es geraten sei, sie einer neuen Bearbeitung zu unterziehen. Die Natur zeigt uns den Dimorphismus mancher chemischen Zusammensetzungen in prächtigen Krystallen, die Theorie stimmt zu, die Praxis der Alten tat es unbedenklich. Schwierig ist es gewiß; doch brechen wir hier ab, ohne uns weiter auf dieses Gebiet zu verlieren.

Ebenso interessant wäre es, zu erörtern, wie sich Epos und Roman zu geschichtlichen Stoffen zu stellen haben. Bezüglich der Wahl und Behandlung wohl ebenso verschieden, als diese beiden Arten erzählender Dichtung in und unter sich verschieden sind. Die abschreckendste Mißgeburt scheint uns ein Epos, das der Dichter zuerst romanartig appretiert und dann in Verse keilt, nachdem er sich zuvor bei der Oper einige Knalleffekte entliehen hat.

Unser Thema ließe sich wohl auch noch von anderen Seiten auffassen; ich breche hier ab mit der Bemerkung, daß ich meine Ansichten nicht aus Nebel gesponnen, sondern teils von klassischen, teils von nichts weniger als klassischen Tagesdichtern abstrahiert habe, wenn ich auch nur selten Namen anführte. Ob meine Elle diesen Herren paßt, überlasse ich der Entscheidung des geduldigen Lesers, der mir bis zum Schluß dieser flüchtigen Betrachtungen gefolgt.

Calderon und Shakespeare

Als die Romantiker, Katholizismus und Kunst verwechselnd, Calderon über Shakespeare setzten, beeinträchtigten sie letzteren gerade so wenig wie ein bekannter Literat den unsterblichen Glorienschein der Spanier dadurch zu stören vermochte, daß er ihrer Poesie zwar eine seltsame Farbenschönheit zugestand, dann aber beifügte: dieser Glanz sei nur das Phosphoreszieren der Fäulnis. Ein Wortklauber würde hier zunächst bemerken: Farbenschönheit sei nicht Glanz und Glanz nicht Phosphoreszieren. Doch wozu das einem Menschen gegenüber, der am Schluß seines Satzes vergißt, wie er ihn angefangen!

Die ästhetische Bedeutung der spanischen Bühne ist längst bezeugt durch Goethe, Grillparzer, Platen, Schack, Tieck, und wie sie alle heißen diese Männer von Fach, obgleich sie nie moralische Hausbackenheit als oberstes Prinzip proklamierten und dadurch siebenfach destillierter Mittelmäßigkeit zu einem Ehrenplatz auf dem Parnaß verhalfen.

Ich will versuchen in anderer Richtung etwas zu bringen, in einer Richtung, wo es mir vielleicht zu statten kommt, daß ich, im Katholizismus aufgewachsen, die

Glut desselben in allen Adern fühlte, wenn sie auch jetzt schon lang erloschen ist.

Durch das ganze Mittelalter verharrte — manche Erschütterungen abgerechnet — der Menschengeist in der Einheit des Glaubens, obgleich nicht in einem Glauben. Katholizismus und Islam, zwar nach Inhalt und Erscheinung verschieden, ruhen als dogmatische Religion auf gleicher Grundlage. Dieser gestaltete den Orient, jener den Occident. Der Katolizismus erkannte nur die höhere Einheit der Religion, die Nationen lagen tief unter seiner Weltstellung; als höchste Spitze ragte tatsächlich der Papst über alles, eine Stufe niedriger symbolisch der Kaiser. Lehenswesen, Kultur, Scholastik und Kunst stammten aus einer Wurzel. Diese großartige Einheit wurde durch die Reformation gebrochen. Gebrochen? Sagen wir lieber: das innere Leben der Menschheit differenzierte sich von jetzt ab in zwei Pole. Der Protestantismus wies den Menschen auf sich, und redet man noch von protestantischen Kirchen, so bestehen sie nur durch die inkonsequente Schwäche der Menschheit. Luther wollte das ursprüngliche Christentum herstellen, welche Selbsttäuschung! Ihr verwechselt die Religiosität als Gefühl des Ewigen und Unendlichen in vergänglicher und enger Menschenbrust mit der Religion als einem wohlberechneten System von Glaubenslehren aus und auf höherer Autorität. Beides kann nebeneinander bestehen oder sich ausschließen; wollt ihr die letztere, weil die erstere ohne fremdes Oel nicht in euch zu glimmen vermöchte, o tretet, ja flüchtet wieder in den Riesendom der alten Kirche, ihr könnt doch nichts zusammen, was ihr an Größe, Maje-

stät, Folgerichtigkeit und Trost für die Gebresten menschlicher Unselbständigkeit nur von fern gliche. Religion in diesem Sinne bedarf der Kirche und diese der Hierarchie; deswegen konnte man hier das freche Wort aussprechen: Cujus regio, ejus religio!

Nicht der überflüssige Versuch, eine neue Kirche gründen oder das Phantom der Urkirche herstellen zu wollen, schuf die Macht des Protestantismus: er hat ein neues Prinzip in die Welt geworfen; unheilvoll insofern es sich bloß auf das Subjekt gründet, der Segen der Menschheit jedoch für alle Zukunft, wenn das Subjekt das leere Für-sich-sein aufgibt, als sein Gesetz das Gesetz der Gattung erkennt, und in diesem den Ausspruch der ewigen Vernunft ehrt. Das ist die unermeßliche Bahn des Fortschritts, welche die Menschheit zögernd, halbblind betrat, auf der sie jetzt vorwärts strauchelt, bis sie gehen lernt, bis sich die Differenz der Pole ausgleicht, wo dann nicht eine Einheit wie im Mittelalter, gestützt von einer äußeren Autorität, welche nur das Tier im Menschen zu disziplinieren hatte, die Welt umspannt und beherrscht, sondern die erhabene Einheit des heiligen Geistes die Menschen zugleich bindet und befreit. Allmählich muß die Menschheit erkennen, daß der Schwerpunkt, um den alles rottiert, in ihr selbst ruhe. Das ist nichts neues; Philosophen haben es ausgesprochen, Dichter angedeutet, so Schiller in den Briefen über ästhetische Erziehung, oder auch Hebbel orakelhaft kraus in der Vorrede zu Maria Magdalena. Möchte es nur auch überall bekannt und völlig erkannt sein!

Männer, die ein neues Prinzip in die Welt werfen

oder es auf einem neuen Gebiet verlebendigen, zeigen eine dämonische Kraft des Willens und intuitiven Erkennens, die über gewöhnliches Menschenmaß weit hinausreicht; Luther und Shakespeare! Der Versuch, diesen als Kryptokatholiken für den Schoß der alleinseligmachenden Kirche zu gewinnen, ist einfältig und lächerlich, er ist Protestant durch und durch. Das nur nebenhin; seine Weltanschauung, seine Kunst als Ausdruck derselben wurde bereits von Meistern vortrefflich charakterisiert, ich erspare mir daher die Warnung: Shakespeare und kein Ende!

Der negative Pol ist in die germanischen Völker verlegt, und wenn in etwas, erblicken wir darin die Garantie ihrer Zukunft.

Damit war jedoch die Sache nicht abgetan. Nachdem die heterogenen Elemente freiwillig von der Kirche ausgeschieden oder durch die Gewalt ihrer Hierarchie schonungslos zermalmt waren, zog sie sich stramm in sich zusammen; diese Verdichtung erzeugte innerlich neue Gluten des Glaubens, nach außen bestimmte das Konzil von Trient mit staatsmännischer Schärfe, mit festem Griffel die Grenzen seines Inhalts. Der Katholizismus war nicht tot, er stand von neuem in furchtbarer Größe da, er erhob sich gestützt auf die romanischen Nationen, mit deren Wesen viel antiker Stoff verquickt war, als Eroberer desto leichter, als er sich mit zu verschiedenen Seiten der menschlichen Natur, die schwerlich jeder Autorität ganz entbehren kann, berührt, während das treibende Prinzip des Protestantismus, das Prinzip freier Forschung und männlicher Selbstbefreiung, wie ein Sauerteig die Welt nur langsam zu durch-

dringen vermag. Dieser, schon seinem Wesen nach zerfahren und nicht auf greifbare nächste Ziele gerichtet, erleichterte jenem noch die Aufgabe, weil er infolge eines ironischen Anachronismus für einige Zeit durch ein ihm fremdes Element, die Dogmatik, erstarrte, und durch das Gebahren kleiner Päpste, die dem großen zu Rom das Räuspern und Spucken abguckten, gelähmt wurde. So erfüllte der Katholizismus, der einen festen Mittelpunkt in sich hatte, den ihm zugemessenen Kreis mit überwältigender Kraft, bis die Periode der Aufklärung die Arbeit der Reformatoren, ihrer wahren, wenn auch oft verleugneten Väter, mit neuem Geist weiterführte — eine Arbeit, welche wohl die moderne Naturwissenschaft zum größten Teil vollenden wird. Jetzt ringt die Kirche vergebens, den jungen Most in ihren geflickten Schläuchen zu bändigen, Enzyklika, Syllabus und Konzil offenbaren nur noch die Ohnmacht dieser greisenhaften Reaktion, des schwachen Nachspiels jener Renaissance des 16. und 17. Jahrhunderts. Der Ultramontanismus ist nur noch insoweit furchtbar, als man ihn fürchtet.

Den positiven Pol zeigt also der Romanismus. Seine ultima Thule, Spanien, war durch Boden und Geschichte zum Vorfechter des Katholizismus bestimmt. Die Lage, abgeschlossener als die einer Insel, und der unwegsame Kamm der Pyrenäen haben das Land, wenn auch nicht vor der Berührung, doch vor der Zersetzung durch die neuen Lehren bewahrt, der lange Glaubenskampf gegen die Mauren das Volk gestählt; den Zauber alter Romanzen mit allen Wundern erneuerten dem lebenden Geschlecht und seinen nächsten Enkeln die

Konquistadoren des Westens. Es scheint kein bloßer Zufall, daß sich mit dem Willen der Nation auch die energische Macht eines Königtums verband, welches seine welthistorischen Zwecke mit seltener Klarheit zu erreichen strebte.

Ich habe dies, so nahe die Versuchung liegt, nicht weiter auszuführen; der Einsichtige erkennt mit Bewunderung und Grauen ein Geschichtsphänomen von derselben innern Notwendigkeit, wie die Phänomene der Natur. Die katholische Kirche hat sich noch einmal auf die Ideen des Mittelalters besonnen und in Spanien ihr letztes Wort gesprochen, schrecklich wie der Blitz der die Scheiterhaufen der Inquisition entflammte, aber auch prachtvoll wie ein Gewitter, das jede Blüte mit funkelndem Tau schmückt. Sie ist eben katholisch, sie duldet im Menschen nur sich selber, und verzehrt alles andere.

Es ist ein Irrtum, zu glauben, daß in Spanien alles — spanisch sei. Die religiösen Vorstellungen der Spanier unterscheiden sich in nichts von denen anderer Völker des Mittelalters, dessen erster Held die Sachsen mit blutiger Peitsche ins Wasser trieb, dessen Kreuzritter Toulouse ausmordeten, dessen Priester überall wohin ihr Arm reichte, folterten und verbrannten. Diese Vorstellungen sind genau dieselben wie sie auch heute noch durch die Reden der Ultramontanen poltern und das Herz der Bauern in Tirol und Altbayern mit Inbrunst erfüllen.

Aber die „Andacht zum Kreuz“ ist denn doch spanisch genug?

Vergebt, sie ist nur katholisch! In nichts unter-

scheidet sie sich wesentlich von den Legenden des Mittelalters, ja es ließen sich deren noch viel widersinnigere nachweisen. Man denke an den Papagei, der, gewohnt Ave Maria zu plappern, dies auch in den Krallen des Habichts tat und dadurch wunderbarerweise gerettet ward. Man betrachte die Votivbilder zu Absam, Altötting oder an anderen Wallfahrtsorten — Votivbilder aus neuester Zeit; dieselbe Ursache, dieselbe Wirkung!

Wie unterscheidet sich die Verzückung einer Maria Mörl von der einer heiligen Teresia, die Ekstase eines heiligen Franziskus von der eines Ignatius, der Fanatismus eines Dominikus von dem eines Arbuez?

Wie verträgt sich denn aber mit dem Ernst eines glühenden Katholizismus die Anlehnung an das Heidentum, an die Römer? Man erstaunt, daß Calderon, und er wahrlich nicht allein, Stoffe aus dem Ovid, in denen von Christus gar nicht, desto mehr von Juno, Bacchus und anderen Götzen die Rede ist, entlehnte; man wundert sich, daß Camoens ohne Anstand den Zug nach Indien, der nach seiner eigenen Versicherung zu Ehren des Kreuzes unternommen wurde, unter den Schutz der Göttin Venus stellte. Als ob Lope und Schlegel, Kojas und Werner, Camoens und Arnim auf einer Linie stünden, bezeichnet man es im Hinblick auf die Spanier als den tiefsten Kern der Romantik, den innersten Quell ihrer Unwahrheit, daß sie in diesem Durcheinander von Widersprüchen sich gefällt. Wie dünkelhafte Pharisäer bildet man sich etwas ein auf seine protestantische Ehrlichkeit, welche sich eine solche Gemütsbeschaffenheit nur schwer vorstellen kann.

Erinnern sich die Herren nicht mehr an die Gebräuche, welche zu verschiedenen Jahreszeiten den heimischen Herd schmücken, an die Sagen und Märchen, die eine alte Magd ihrem staunenden Kinderohr beim Licht eines Spans erzählte? Grimm mag ihnen sagen, daß all diese schönen Dinge urheidnisch sind. Wagen sie zu behaupten: das deutsche Haus werde durch die Ueberlieferungen aus den Tagen der Vorwelt, wo noch der Ahn das Elen jagte und sein Weib aus Bärenfellen Wämser zusammenflickte, vergiftet? Bestreitet doch niemand mehr, daß sie zu den herrlichsten Schätzen unseres Volkes gehören. Bei den Romanen ist es aber Heuchelei, vor der sich ein deutscher Biedermann kreuzen und segnen muß, wenn sie ihr Altertum, unter dessen Ruinen, wie Goethes Wanderer so schön schildert, ihre Wiege steht, nicht verleugnen, wenn sie den Zusammenhang der Sprache, die ihnen mit dem Wort auch den antiken Begriff liefert, nicht gewaltsam zerreißen. Welche innere Lügenhaftigkeit, daß ein welscher Bauer nicht bloß Santa Maria Vergine ausruft, sondern auch per Bacco! Offenbar will der schlaue Schlingel das reine Gemüt des Germanen damit verwirren und ihn im Netze des Teufels fangen. Stets spielt man mit dem Wort „organisch" — das Ergebnis naturgemäßer Entwicklung bei jeder romanischen Nation und zu jeder Zeit derselben verkennt man jedoch in engherziger Beschränktheit. Oder waren vielleicht bereits die Maler der Katakomben habsburgische Spanier, weil sie zu den Darstellungen aus dem Neuen Testament Uranus, Rhea und Flußgötter symbolisch gesellten? Waren es Prudentius und die Verfasser alter Kirchenhymnen, die un-

bedenklich römische Mythologie einflochten? Ist vielleicht an der Ehrlichkeit Dantes zu zweifeln, daß er sich dem Heiden Virgilius anvertraute und mit ihm den Kahn Charons bestieg? Ist Rubens ein Spanier, oder hat ihn das schlechte Beispiel Calderons verdorben, daß er nicht bloß die jungfräuliche Immaculata, sondern auch allerlei zuchtloses Gesindel von Faunen und Nymphen mit der offenbarsten Freude auf wandgroßen Bildern darstellte? Oder ist vielleicht der Münchener Jesuit Balde, der deutsche Dichter jener Zeit, obschon im lateinischen Gewand, ein Lügner, weil er seiner Verehrung Marias antike Ausdrücke und Metra lieh?

Die katholische Kirche zeigte darin einen großen Sinn, daß ihre Missionäre, um die Heiden zu gewinnen, heidnische Elemente mit voller Unbefangenheit aufnahmen, wo sie dieselben brauchbar fanden, ohne dafür ein Dogma der Religion, die sie predigten, preiszugeben. Mit voller Unbefangenheit, ja! Die Kirche wußte und weiß nichts vom geistreichen Raffinement der Neuromantiker, von denen man einen Rückschluß auf die großen südlichen Dichter wagt. Die katholische Kirche bewältigte den heidnischen Geist der Renaissance, welche sie überflutet hatte, und machte sie katholisch durch und durch, eine der gewaltigsten Aeußerungen idealer Lebenskraft, welche die Geschichte kennt. Jene großen Künstler dienten ihr nicht als Sklaven, gezwungen von roher Gewalt oder verlockt durch Geld, sie taten es in der wärmsten Ueberzeugung, Gottes Werk zu fördern. Man denke nur an jenen Titanen, an Michel Angelo!

Der Glanz von Männern, wie er, Murillo, Ru-

bens, den Repräsentanten dreier Nationen, und hundert anderen ist denn doch nicht das Phosphoreszieren der Fäulnis. Gerade die herrliche Blüte der bildenden Künste, welche nicht bloß die Kirchen mit himmlischer Glorie schmückte, sondern auch in lichter Heiterkeit Haus und Palast — gerade diese herrliche Blüte zeugt vom intensiven, wahren Leben des Katholizismus, ebenso wie die gleichlaufende Kunst der Holländer von dem des Protestantismus.

Die Geschichte der Wissenschaften jener Zeit verzeichnet große Leistungen der Jesuiten auf manchem Blatte; seien wir unbefangen und gerecht, wenn wir auch keine Vorliebe für sie hegen.

Wenn etwas, ist es ein Zeichen der Altersschwäche des neuesten Ultramontanismus, daß er jetzt auf die versteinerten Formen der Gotik zurückgreift und nicht bloß das Rokoko, in dem er früher schwelgte, über Bord wirft, sondern sich auch von der Renaissance, die für die Gegenwart einzig und allein noch unberechenbare Entwicklungsfähigkeit besäße, blöd und bigott abwendet. Der kalte nüchterne Archaismus wird die kirchenfeindliche Strömung so wenig abdämmen, als einst in den Tagen der Hadriane, wo man alte Kultusbilder nachmeißelte und schnitzte. Ausnahmen wie Knabl, Mader würden hier nur die Regel bestätigen.

Ebenso ist es ein Zeichen der Altersschwäche Roms, daß es blinzelnd das Auge vor der Wissenschaft schließt, statt an ihren echten Fortschritten frisch Anteil zu nehmen, und greisenhaft keifend den törichten Versuch macht, die zu voller Jugendkraft erwachsene auf den Schoß zu setzen und in die chinesischen Schuhe einer

dürren Scholastik zu zwängen. Das Dogma der Unfehlbarkeit ist ein asylum ignorantiae,, das den Ultramontanismus nicht besser schützen wird, als den Strauß sein Flügel vor dem Pfeile des Verfolgers. Nicht das sechzehnte oder siebzehnte Jahrhundert, sondern das, was vor unsern Augen geschieht, bietet das von Gott und der Kunst verlassene Schauspiel eines knöchernen marasmus senilis.

Sehen wir uns den Protestantismus an! Obwohl er an orthodoxer Verfolgungssucht mit der alten Kirche wetteiferte, kann er den heidnischen Humanismus doch nicht als Mutter verleugnen. Wittenberg und Genf haben die klassischen Reminiszenzen nicht abgestreift; der Teufel, welchem Luther das Tintenfaß an den Kopf warf, grinst über die Perrücken ehrwürdiger Pastoren weg und ergötzt uns mit seinen lustigen Sprüngen außerhalb der Predigt. Beschneidet mit eurer frommen Scheere die wilden Schößlinge Shakespeares, sie wird auch seinen gewiß nicht christlichen Germanismus treffen, dem ihr doch stellenweise die süßesten Früchte verdankt, abgesehen davon, daß er Namen der antiken Mythe trotz Calderon und Lope herumwirft und dabei mit keiner Silbe inneres Mißbehagen verrät. Gerade dort, wo man so selbstbewußt mit der Ehrlichkeit protestantischer Gesinnung klimpert, sehen wir errötend hinter den nach französischem Muster verschnittenen Taxuswänden die Marmorleiber nackter Götzen schimmern, und sie machen noch immer nicht Anstalt, ein Gesangbuch unter den Arm zu nehmen.

Es ist wirklich spanisch, daß all die großen Männer

jener Zeit nicht über ihren Schatten zu springen vermochten; jetzt wär' es freilich leichter, sie könnten sich aus der so und sovielten Auflage einer Literaturgeschichte belehren.

Nachdem wir, die Weltstellung des Katholizismus ins Auge fassend, einen Hauptpunkt zu erledigen versucht, können wir uns von jetzt ab kürzer fassen.

Anstoß erregt in manchen spanischen Dramen die Stellung des Untertanen gegenüber dem König. Sie erscheint nicht mehr allgemein rechtlicher, sondern persönlich heiliger Art. Unser modernes Bewußtsein nennt das unwürdig, nennt es servil und bäumt dawider mit revolutionärer Kraft. Sie ruht jedoch auf der Anschauung germanischer Völker, schon im Tacitus begegnen wir Spuren; die Gebundenheit des Vasallen an den Lehnsherrn steigert sie in bedenklicher Weise. Sie gipfelt im frechen: L'état c'est moi! Ludwigs XIV., und die Kavaliere zu Versailles taten manchmal, als ob sie daran glaubten, wie an ein Dogma. Ob dieses den preußischen Junkern der Garde trotz des Protestantismus auch jetzt so ganz fremd ist, lese man bei den Marwitz, Prudelwitz und Strudelwitz der Kreuzzeitung nach. Daß die Spanier in ihrem Royalismus exaltierter waren, geben wir gerne zu, wir finden jedoch die Torheit eines feurigen Volks in seinen Ritterburgen schöner, als die eines nüchternen in seinen Kasernen.

Aber der spanische Adel und der übertriebene Ehrenpunkt! — Das Drama zeichnet seine Sitten so, daß oft die raffinierteste Bildung an die roheste Barbarei streift. Leider Gott! Wie uns jedoch die Memoiren vom französischen Hofe der Louis und dem englischen

der Stuart auf jedem Blatt zeigen, blieb man diesseits und jenseits des Kanals nicht hinter den Spaniern zurück, schon Shakespeare gibt in Mercutio und Tybalt ganz artige Bildchen dieser Rasse.

Altri tempi, altri costumi! wirft man ein. Ja, wenn nur unsere tugendhafte Entrüstung berechtigt wäre und wir es gar so herrlich weit gebracht hätten! Noch immer wuchert der Unfug des Duells auf unseren Universitäten; es ist ein trauriges Zeichen unserer öffentlichen Zustände, wenn sogar Gesandte, die das höchste Recht der Völker zu vertreten haben, burschikos auf der Mensur liegen. Die protestantische Ehrlichkeit möchten wir insbesondere an jenes Ehegesetz mahnen, mit dem sich noch in diesem Dezennium das blaue Blut an der Spree und Havel vor der Befleckung durch bürgerliche Frauen zu schirmen suchte. Was geschähe wohl einem Cervantes in Preußen, wo man zu Breslau vor etlichen Jahren wegen der Herren Offiziere nicht einmal den „Richter von Zalamea" aufführen durfte, wenn er die Donquixoterien pommerscher Herrenhäusler, welche freilich die grimmigste Satire herausfordern, obgleich noch so anmutig und fein, verspotten wollte! Vor unseren Augen spuken die Gespenster des Mittelalters und man neigt sich vor ihnen; bei den Spaniern soll es aber spanisch sein, daß sie vor mehr als zweihundert Jahren sich im Ideenkreise desselben bewegten.

Nicht einmal die Frauen jener südlichen Dichter absolviert man von ihren süßen Sünden! Die verkleideten sich sogar und gingen auf Abenteuer aus. Hätten es nur die Poeten anderer Völker in dieser Be-

ziehung besser gemacht! So geht aber durch ihre Werke ein gemeinsamer Zug und was man den Porzien und Violen gestattet, sollte man den Rosauren nicht verbieten. Die Komödie spiegelt als Fata morgana die Welt, die Damen am Tajo sind durchschnittlich nicht gerade schlechter als Molières Angélique oder Goldonis Mirandolina, und daß man im Lande gartenlaubiger Prüderie die Sittsamkeit nicht als Monopol gepachtet hat, beweist der Umstand, daß ein Laube das Publikum aus der Garküche an der Seine bewirten darf. Ueberhaupt kennen wir nur ein klassisches Stück, das für Institutsfräulein verfaßt wurde, und der Dichter desselben ist kein Deutscher. Hehre Frauengestalten schuf auch die spanische Poesie; wer kann jene Justine vergessen oder Ximene in den Romanzen vom Cid, die doch aus dem innersten Herzen des spanischen Volks gesungen wurden! Das wiegt schwerer, als wenn man ein oder das andere Drama herausgreift, und darnach diktatorisch abspricht. Daß die Spanier seltener die seelische Tiefe der Menschenbrust, insbesondere die holde Innigkeit des Weibes entfalten, daß sie jene unnachahmliche Charakteristik Shakespeares, der hier die Natur in der Natur schuf, nicht erreichten, erklärt sich aus dem, was ich von ihrer Stellung in der Weltgeschichte überhaupt sagte: sie behaupten den Gegenpol des Protestantismus, und zwar wissentlich.

Aus der gleichen Ursache müssen wir das konventionelle Element ihrer Poesie ableiten. Dieses ist der Gegensatz des individuellen, des rein menschlichen; es macht sich überall geltend, wo der Mensch seine Bewegungen von Fall zu Fall nach einer Schablone regeln

soll, sei diese nun ständisch, kirchlich oder höfisch. Dem Talent kann sie nicht nur zur bequemen Entschuldigung dienen, sie kommt ihm sogar zustatten; dieser äußere Zwang hält es im Zusammenhang mit einem Ganzen und verhindert es, in wüster Ungebundenheit zu zerflattern, wie die Kraftgenies; dem echten Genius kann es dort nützen, wo es ihm die Mühe erspart, erst gewisse Voraussetzungen für sein Werk als Boden legen zu müssen, oft genug lähmt es seine Eigenart, obschon es ihn nicht zu erdrücken vermag. Ueber die ständische Schranke erhob sich ein Walter mit leichtem Fittich; enger und strenger sind die Grenzen der Poesie gezogen, wo sie sich dem Dienst einer weltherrlichen Kirche leiht, sich in frommer Demut hergibt, einen Kultus zu feiern, der im entschiedensten Sinne des Wortes konventionell ist und deswegen auch der Allegorie ein weites Feld öffnet. Blieb doch selbst die religiöse Poesie der Griechen von jenem Element nicht ganz unberührt, obwohl nicht die asketische Verneinung der Menschennatur, sondern, um ein Wort Susos anzuwenden, die Vergottung derselben das Wesen ihrer vielgestaltigen Mythologie ist.

Die französische Tragödie erwuchs nicht frei aus dem Volke; sie war ein künstliches Produkt der Gelehrsamkeit, welche zum Teil die Alten mißverstand, und der Hofluft; nie vergaß sie, daß sie sich von den Gnadenblicken des Königs erhalte. Dennoch darf man sie nicht unterschätzen. Corneille und Racine haben bewiesen, wie viel der Genius auch auf dem glatten Parkett des Salons vermöge; alle, denen die Erde zu eng und der Himmel zu niedrig, können von ihnen lernen, was

sich eben lernen läßt: weise Oekonomie. Das Gesagte auf den größten, auf Molière, anzuwenden, würde über den Zweck dieses Aufsatzes hinausführen. Oktroyierte in Paris der Hof der Gesellschaft — wir wählen dieses Wort absichtlich — die Poesie, so nahm zu Madrid Hof, Klerus und Volk Einfluß auf ihre Entwicklung. Das Los des Dichters hing nicht bloß vom Stirnrunzeln des Fürsten ab, bekanntlich war ein einfacher Schuster lange der gefürchtetste Kritiker. Das hätte bei uns nicht so viel auf sich, rezensieren doch häufig genug Leute, die statt der Feder Kneif und Pfriemen handhaben sollten; dort zeigt es aber, daß das Urteil nicht erst aus Büchern gelernt, sondern ein unmittelbar frisches war. Das Volk hatte den Maßstab in sich gefunden, und nur so ist eine Volksbühne möglich.

Darin liegt aber die unermeßliche Bedeutung des spanischen Theaters; von diesem Gesichtspunkte gebührt ihm sein Rang unmittelbar neben dem englischen. Wir Modernen können auf diese Völker nur mit Neid und Wehmut schauen, umsomehr, als uns vorläufig und vielleicht auf Jahrhunderte die Bedingungen fehlen, es ihnen gleichzutun.

Was die verschiedenen Formen anlangt, welche Spanier, Britten und Franzosen für ihr Drama ausbildeten, so gehört das auf ein anderes Blatt; jene aber die den Spaniern Geziertheit vorwerfen, erinnere ich, daß, wenn hier der Gongorismus Einfluß nahm, Euphyes in England und die Pretieusen in Frankreich selbst auf die größten Dichter nicht ohne Wirkung blieben.

Ich habe angedeutet, von welchem Standpunkt ich die spanische Poesie fasse: in letzter Instanz nur als die Tochter des katholischen Mittelalters bei einem Volk, welches, dazu besonders organisiert und geschichtlich berufen, die Weltstellung des Katholizismus gegenüber dem Protestantismus zu vertreten hatte.

Einen großen Teil unseres Geschlechtes muten die Dogmen des Katholizismus fremdartiger an als Sansâra und Nirwâna des Buddhismus. Zwischen ihnen und den gebildeten Katholiken liegt die Periode der Aufklärung; die Reformation zu dieser noch erschwert es dem Protestanten außerordentlich, die alte Kirche nicht bloß zu erkennen, sondern ihr auch nachzuempfinden in Glaube, Hoffnung, Liebe. Wer das nicht vermag, sollte sich ebensowenig anmaßen, darüber zu reden, als ein Mensch außerhalb eines gotischen Münsters über die bunten Glasfenster. Einen Goethe hinderte der Protestantismus nicht, die Osterszene voll heiliger Innigkeit und den Schluß des Faust mit der rosa mystica zu dichten. Goethe war eben Goethe. Dafür muß er sich auch gefallen lassen, daß ein deutscher Literat vor dieser Szene die Nase rümpft, und sie in seiner Literaturgeschichte, dem Orakel des gebildeten deutschen Philisters, opernhaft schilt.

Der Inhalt der spanischen Dichtung ist also nicht so ganz spanisch, wie anmaßliche Unwissenheit vor einem Publikum das sogar mit Gründlichkeit prahlt, sich zu behaupten erlaubt. Auf die Gestaltung dieses Inhalts durch die Kunst nahm allerdings die entschieden ausgeprägte Individualität des spanischen Volks den bestimmtesten Einfluß. Ich möchte diese Individualität

mit einem scharf geschliffenen Prisma vergleichen. Die Nationen des europäischen Mittelalters verehrten die gleiche Sonne; als sie sich am Himmel der Geschichte gegen Westen neigte, brachen sich ihre Strahlen noch einmal im Geiste jenes Volkes und seine glühende Phantasie, seine reiche Erfindungsgabe zauberte eine Galerie von Werken hervor, unvergänglichen Wertes, bewundernswürdig für den Kenner, aber dem vielseitigen Deutschen wegen der durchaus heterogenen Nationalität nicht als Muster zu empfehlen.

Die Herren aus Nicolais unsterblichem Geschlecht mögen in Zukunft nicht mehr auf diesem Parnaß Lorbeerblätter zupfen, um ihre ästhetischen Bettelsuppen damit zu würzen, und stets der zornigen Verse gedenken die Platen an Tieck richtete, nachdem der deutsche Michel diesem den Calderon ausgepocht:

Laß die Barbaren üben ihre Pfeifen
An unsern Dichtern, welche das Gemeine
Tagtäglich sehn an sich vorüberstreifen.
Doch nimmer laß sie sich am Heil'genscheine
Des fremden Meisters freventlich vergreifen,
Und wirf nicht länger Perlen vor die Schweine.

Etwas über künstlerische Stimmung

Was heißt Stimmung? Rezensenten und Kritiker gebrauchen oder mißbrauchen diesen Ausdruck überall, so daß man schließen möchte, es werde ihm — je nachdem — ein verschiedener Sinn unterlegt, wie jedem Wort, das sich zu einer Trivialität verflacht und dann keinen ursprünglichen Begriff mehr deckt.

Sehen wir uns die Sache näher an. Wenn ein Bildhauer dem derben Rücken des Herakles den weichen Arm des Bacchus anfügt, so sagt man: das stimmt nicht, und sei auch der eine oder andere Teil noch so vollkommen. Der Maler muß die Farben dem Gegenstand anpassen und nicht bloß das: er muß sie durch Zwischentinten, durch Licht und Schatten harmonisch verbinden. Das wäre Stimmung im objektiven Sinne; die alphabetische Voraussetzung jeder Kunst. Das ist jedoch nicht gemeint. — Man versteht darunter den in einem subjektiven Element gebrochenen Strahl, oft nur eine dämmerige Beleuchtung, und überträgt das auch in die Poesie, so daß dort und hier die Umrisse nicht mehr scharf hervortreten und die Farben verschwimmen, wobei das Gefühl unentschieden zwischen Traum und Wachen schaukelt. Das Gemüt knüpft an einen Strohhalm die

Marienfäden, die es in das Unendliche leiten. Das ist durchaus subjektiv, es ist sentimental. Zum Höchsten dieser Art rechne ich Lenaus: „Weil' auf mir, du dunkles Auge." Das gelang auch manchmal kleineren Dichtern, so Schlumpf: „O du im dunklen Lockenkranz." — Es ist modern. Die schönsten Lieder Catulls wissen ebensowenig davon, als unsere heutigen Lyriker den sinnlich schmachtenden Reiz Acmes und Septimius' darstellen könnten. Daran knüpft leider auch die Kunst der begabten neuesten Dichter, die mit der Schilderung irgend einer Naturerscheinung beginnen und dann ein bedeutungsvolles Gesicht schneiden als steckte — welches Geheimnis? — dahinter. Derlei Dutzendware läßt sich aus dem Aermel schütteln. Ich erinnere mich an zwei solche Strophen:

> Ein schwangeres Weib geht durch reifendes Korn,
> Sie blickt hin und bleibt sinnend stehen."

So was läßt sich auch travestieren, um acht Verse wär' es schade, vier tun's auch:

> „Im Felde blüht die Bohne,
> Der Stockfisch schwimmt im See,
> Ein Kapuziner sieht es
> Und seufzet bang: O weh!"

Da rasselt plötzlich die Trommel eines Landsknechtes. Wir schicken seine Pluderhosenlyrik mit dem Buckelglas in die Kneipe oder in die „altdeutsche" Stube unserer Frackburger, dort schwänzeln ja auch schon die edlen deutschen Frauen nach der Mode neufranzösischer Demimonde. Für diese Hottentottinnen möchte ich die Geißel eines Rabelais, die Pritsche eines Abraham a Santa Clara heraufbeschwören; ich darf freilich

den Schlagring nicht an den Finger stecken; wär' zu grob für einen alten Professor.

> Vorüber, ihr Schafe, vorüber,
> Dem Hirten ist grausig weh'.

Die große Poesie der Griechen: Homer, Pindar, Aeschylos, Sophokles, die Plastik eines Phidias, die Architektur des dorischen Parthenon blieb von jener Stimmung unberührt, nur selten klingt es an, wie etwa in der echt romantischen Stelle:

> Ἀυτὰρ 'Οδυσσεύς
> ἱέμενος καί καπνὸν ἀποβρωσκοντὰ νόῆσαι
> ἧς γαίης, θανέειν ἱμειρεται.

Doch haucht sie uns aus dem Schatten unter den zusammengezogenen Brauen des Alexander in den Offizien an. Dieser berühmte Kopf stammt aus einer späteren Zeit der Kunst. Moses und das jüngste Gericht Michelangelos zeigt von jener Stimmung keine Spur, wohl aber beherrscht sie wunderbar die „Nacht“ der Medizeerkapelle und findet ihre Glosse in der Antwort auf die Verse Strozzis. Hier trug Michelangelo, mit Aeschylos und Dante einer der gewaltigsten Menschen aller Zeiten, die Trauer über den Untergang der Freiheit von Florenz im Herzen. Wo Dante seine riesigen Gestalten gleichsam aus dem Abgrund reißt, fehlt das sentimentale Element ebenfalls; es klingt wie die Abendglocke des Fegefeuers und mildert den Strahlenglanz des Himmels. Nebenbei wäre zu erörtern, daß Virgil für ihn nicht bloß der mystische und allegorische Führer war; man sollte endlich das Verhältnis des Dichters

zum Dichter innerlich und äußerlich nach allen Beziehungen feststellen.

Dürers größtes Werk: Die vier Apostel, Holbeins Sebastian, Rafaels Stanzen, Eyks Anbetung wissen nichts von jener Stimmung. Die Andacht dagegen, welche auf den Wogen der Orgel durch die gotischen Dome fließt und mit den Türmen nach den Wolken strebt, erfaßt nicht bloß ein Subjekt, sie umfaßt die Gemeinde und eint sie. Selbst in der Musik darf man auf den Gegensatz der alten Meister Bach, Gluck, Palestrina zu dem düsteren Titanen Beethoven hindeuten. Diese Stimmung ist jedenfalls ein seelisches Element, welches aber nicht als die Seele der Kunst gelten kann; das ist die Idee, und diese stammt wie Pallas Athene aus dem Gehirn, dem Geiste, der allein männliche Zeugungskraft und volles Leben besitzt. Jene kann in ihrer Art große und völlig berechtigte Wirkungen hervorbringen, man darf sie aber nicht überall suchen, ja, man muß dort, wo sie ausschließlich gilt, den Verfall der großen Kunst voraussagen. Nur Byron spielte mit dämonischer Kraft Dur und Moll, aus seiner Brust tönt der Schrei wildester Leidenschaft, aus dem Auge blitzt höllischer Hohn und doch schwebt auf den Lippen der süßeste Kuß — nur nicht für unsere züchtigen deutschen Mädchen und die Böcke englischer Heuchelei oder christlich germanischer Biederhaftigkeit. Darum ist sein Don Juan das größte Werk des neunzehnten Jahrhunderts. — Rührt's nicht an — es brennt! Hier ließe sich an Schillers Abhandlung über naive und sentimentale Dichtung anknüpfen, diese weiter führen, ergänzen und auf die verschiedensten Arten und Gattungen beziehen.

Ob ein Dichter nun in die eine oder andere Kategorie gehören müsse, kommt hier nicht in Frage, nur so viel ist zu bemerken, daß Dichter, welche weder zur einen noch zur anderen zählen, eben nur Literaten sind, welche ihre wandelbaren Triumphe den verrauschenden Effekten einer gewandten Rhetorik verdanken.

Diese Unterschiede betrachte ich überhaupt als eine hohe Stufe des Erkennens auf ästhetischem Gebiete; sie gehören zur Summe der Weisheit, die Goethe aus Italien mitbrachte. Je weiter sich das moderne Geschlecht von Goethe entfernt, desto mehr verblaßt sie, sodaß es berühmte Literaturhistoriker gibt, die gar nie einen Dunst davon hatten, obschon nur von hier aus ein richtiges Urteil über poetische Werke möglich ist. Dabei will ich bleiben, wenn ich auch nicht alle Seiten des Gegenstandes berühre. Das gäbe eine Abhandlung von wenigstens drei Spalten und das Publikum würde sie nicht lesen.

Ziska. Gedicht von Alfred Meißner

Sehr häufig führt man das Erwachen der Nationen, wie es dem Beobachter in so vielen Erscheinungen entgegentritt, als ein Zeichen unserer Zeit an. Die Völker sondern sich schärfer, sie fassen sich entschiedener mit Liebe oder Haß ins Auge, und selbst solche, die wie Leichen hingestreckt seit langem der Auflösung verfallen schienen, regen sich und stehen verjüngt und kräftig auf. Das ist um so bedeutsamer, als nach einer anderen Seite jede Schranke der Mischung und des Verkehres einstürzt: welche Fortschritte machen alle materiellen Verbindungsmittel und welche Zukunft voll gewaltiger Veränderungen, die Gegenwart überbietend, stellen sich in Aussicht! Und hat nicht auch im Widerspruche gegen jede Trennung der Kosmopolitismus beredte Apostel, die ihn mit dem Verlangen, alles zu nivellieren, vor der Welt predigen, fand er nicht Herzen genug, welche ihn wie eine neue Gottesbotschaft grüßten? Was für eine Vermittelung auf höherem Standpunkte diese Gegensätze erwartet, wird ein anderes Geschlecht schauen, uns bleibt die Hoffnung, es werde der neue Völkerlenz, indem er überall das Bewußtsein der Nationen von ihrem Rechte weckt, skytische Knechtschaft mehr und mehr zur

Unmöglichkeit machen und dadurch einen wesentlichen Fortschritt der Menschheit zu wahrer Freiheit bedingen. Die Weltgeschichte ist kein Soldatenspiel, wo Völker nach der Zeitenfolge in gleicher Montur vor dem Throne des hehren Lenkers der Geschicke zur Musterung vorbeiziehen, sie hat gleich der Natur zur Aufgabe, die reichste Fülle des Lebens zu entwickeln und die Mannigfaltigkeit nicht aufzuheben, sondern zu ordnen nach einfachem Gesetze. Daß die Poesie, welche Dichter so oft die Fahnenträgerin der Völker nennen, sich diesem Kampfe der Ideen nicht entfremden werde, ja daß sie gerade darin besondere Macht zu beweisen hofft, darf man voraussetzen, — sie rufe nun mit heller Stimme zum Angriffe gegen fremde oder heimische Bedrücker, oder sie klage dort, wo Erinnerung dem aufwachenden Bewußtsein nur Trümmer zeigt, unter Trauerweiden um alte, längst entschwundene Größe.

Von den Slaven ziehen gegenwärtig die Czechen besondere Aufmerksamkeit auf sich. Sie haben eine große Vergangenheit, wo sie einen selbständigen Staat bildeten, Tage des Ruhmes und der Kraft, die fast zum Märchen wurden; — daß die jetzigen Zustände und Verhältnisse nicht auf friedlichem Wege aus den früheren hervorgingen, weiß jedermann: die Blutbühne zu Prag im siebzehnten Jahrhundert steht als Grenzmal schon seit Jahrhunderten zwischen dem Einst und Jetzt. Dies mag einer der Gründe jenes düsteren Sinnes sein, von dem Arndt und andere sagen, er laste so eigentümlich abstechend vom Leichtsinne der übrigen Slaven auf den Böhmen. Wir dürfen uns daher nicht wundern, wenn sie den Tagen der Vorzeit das Auge zuwenden, wohl

aber, daß Deutsche diese alte Herrlichkeit so voll Schmach für das eigene Volk mit lautem Schalle besingen, und das etwa nicht vom Gesichtspunkte strenger Gerechtigkeit gegen beide Teile, sondern als ob sie geborene Tschechen wären. Einige allgemeine Redensarten von Menschheit, Freiheit usw. beschönigen das nicht im mindesten.

Die böhmische Geschichte beut dem Dichter großartigen Stoff, nirgends aber zeigte sich dämonische Kraft gewaltiger als dort, wo die fanatischen Horden der Hussiten jeden Feind zermalmten und durch die Waldpässe ausbrechend, Mord und Verwüstung über die Nachbarn brachten. So wild geballte Massen zu behandeln, wäre für den Dichter unendlich schwer, wenn ihm nicht Männer aus dem Dunkel jener Tage entgegenträten, die den bewegenden Gedanken, welchen die andern nur ahnten, ergriffen und wie ein höheres Gebot ins Werk zu setzen trachteten. Und welche Anführer finden wir hier! Vor allen Ziska, eine Gestalt, so fertig und in sich vollendet, daß ihn die Poesie von der Geschichte nur zu übernehmen braucht, ohne ihn erst aus dem Unbestimmten hervorheben zu müssen. Auch in dem Munde des Volkes lebt er fort, und auch dadurch, daß es in scharfen Zügen sein Bild festhielt, wurde dem Dichter wesentlich vorgearbeitet. Ziska ist eine Gestalt, grauenvoll wie jener Hagen der Nibelungen; wie ihn Geschichte und Sage darstellen muß, muß ihn der Dichter auffassen; alles Mildern verwässert die Umrisse, die eben durch ihre Reinheit wirken sollen und zeigt jene Mattherzigkeit, welche alles aus ihren Beweggründen erklären will, weil sie keine anderen begreift. Kommt

nun gar jene Effekthascherei dazu, welcher Blut nicht genug blutig, Feuer nicht genug feurig und Zorn nicht genug zornig ist, jene Uebertreibungssucht, die den Helden zur Steigerung der Leidenschaft Canthariden eingibt, so ist freilich die Karrikatur fertig.

Die Hussitenkriege bieten einen Stoff nicht nur von beschränkt nationaler, sondern auch von allgemeiner Bedeutung, einen Stoff von solcher Größe, daß die Kühnheit desjenigen, der ihn anzugreifen wagt, den strengsten Maßstab zu gebrauchen auffordert.

Bei der Behandlung eines Gegenstandes von solcher Weite genügt es nicht, einzelne schöne, interessante Stellen einzuflicken oder grelle Lichter ohne Uebergang neben Schlagschatten hinzutupfen oder in prächtigen Versen bunte Schilderungen zu geben; der Dichter, dessen Werk vorzüglich nur derartiges brächte, würde sich durch seine Musivarbeit nur selbst das glänzendste Zeugnis von Nichtbefähigung ausstellen. Ein Stoff, den Geschichte und Sage bis ins kleinste klar und rein begrenzen, duldet keine modernen Phrasen, er verlangt strenge und einfache Charakteristik von Führern und Massen, Kompositionsgabe im höchsten Sinne des Wortes; mit einem, er fordert vom Darsteller Eigenschaften, wie sie nicht oft zerstreut, noch seltener vereinigt vorkommen: Tiefe der Einsicht in die Geschichte und Leidenschaften, ein Auge für große Verhältnisse und jene eherne Selbstbeherrschung, welche jedes Gelüsten nach Kleinigkeitsmalerei der Harmonie unterzuordnen weiß.

Alfred Meißner hat den Ziska zum Vorwurf genommen. Es war im Jahre 1619 als der Winterkönig zu Prag einzog. Die Bürger, um dem Fürsten die Ver-

gangenheit des Landes recht anschaulich vorzuführen, schickten ihm einen Festzug entgegen: Mann für Mann in den Waffen der alten Hussiten, die sie aus dem Zeughaus hervorgesucht und vom Roste gesäubert hatten. Die Leute bildeten sich was ein, sie wichsten den Bart, bliesen die Backen auf, zogen die Brauen zusammen und strampften im Taktschritt über das Pflaster. Der Geist der alten Hussiten war aber nicht in sie gefahren. Alfred Meißner hat auch die Rüstung von einem Kelchner angetan, sie will aber nicht passen, der Helm fällt ihm bis auf die Nase, er weiß Brust- und Rückenstück des Panzers nicht zu unterscheiden, und die Schienen — für einen stärkeren Leib bemessen, schlottern um die Glieder. Er hätte noch etwas wachsen sollen!

Ihm historische Unrichtigkeiten nachzuweisen, ist hier nicht der Platz, er mochte sich für die ganze Größe der Geschichte zu schwach fühlen, darum brachte er nur Geschichten, da und dort einen Fetzen, wie es anderswo heißt: Aushängetafel einer Marktbude.

In Meißners Werke treffen wir zum erstenmal auf Ziska — denn er verlangt vor allen Beachtung — wie er von langen Kreuzfahrten, wo ihn, den Dulder um Christi willen, Mühsal und Gefahr umringten, heimgekehrt über die Moldau setzt. Auf dem anderen Ufer soll ihn die Helle am Saum des Nachthimmels nach Melnik geleiten. Da schwebt vor ihm aus dem Schatten dunkler Weiden, etwa wie Ophelia, der Geist seiner Schwester empor, welche, Schändung nicht zu überleben, durch freiwilligen Tod geendet. Noch lebt der Verführer, ein hochwürdiger Prälat, in sicherem Schutz, er war ein Flammenschürer der Scheiterhaufen, die in

Konstanz brannten. Ziska schwört, nicht bloß die Schwester, sondern auch die gleich ihr entehrte Heimat zu rächen. Dieser Zug scheint trotz der guten Ausführung gänzlich verfehlt, eine Nachgiebigkeit gegen modische Sentimentalität, welche Ziskas Taten aus bloß religiösen Gründen unerklärlich findet. Da muß immer ein Mädchen herhalten, das den Helden ins Feuer sprengt und ihm, wenn nichts anderes, wenigstens einen Büschel Vergißmeinnicht auf den Helm steckt. Wir stellen die Frage: entweder brauchte Ziska einen solchen Sporn zum Handel; — dann tritt er gegen das Volk, welches uneigennützig und begeisterungstrunken für den Kelch und seinen Märtyrer zu grauenvollen Heldentaten und Siegen aufbrach, viel zu sehr zurück; — oder es sollte sich der besondere Rachegrund an den allgemeinen schließen, da schwächt er aber nur den Eindruck von diesem, und stört, als fremdartig, an Ziskas Schreckbild. Hat der Dichter den Zug bei einem Chronisten angetroffen, so würde die Weglassung ein feines Urteil bewährt haben, hat er ihn aber selbst erfunden, so macht es von seiner Fähigkeit im Motivieren und Charakterzeichnen keinen hohen Begriff. Einfacher und mit der Wahrheit mehr übereinstimmend hätte sich vielleicht die weitere Entwicklung an die oben berührte Person anknüpfen lassen, hier tritt uns Ziskas Persönlichkeit unverfälscht entgegen:

> Wie ein Ascet im Beten und Fasten
> Trägt er um Christum Mühsal und Gefahren,
> Allein und heimatlos, und kann nicht rasten —
> Sein Gott ist nur der Gott der Heeresscharen.

In einem der folgenden Gesänge schildern Flücht-

linge Ziskas Auftreten, worauf er zu Budweis einzieht. Später finden wir ihn am Witkoberg mit seinen Hussiten gegenüber dem Lager Sigismunds; es wird mit Feuer eine Schlacht geschildert, wo Ziska mit der Keule in der Faust, hoch zu Wagen herfährt, vor ihm Schrecken und Klagegeheul; der Scheidestrahl der Sonne blitzt freiheitsjubeltrunken auf Kelch und Schwert und versinkt in Nacht. Darauf reitet er an der Spitze seines wilden Heerbannes gen Raby, er wird beim Anblick des schönen Landes recht gemütlich, wie ein deutscher Philister kokettiert er mit lauen Reflexionen über seine Sendung. Vor der Burg raubt ihm ein Pfeilschuß das eine noch übrige Auge. Das ist umso gefährlicher, weil die Kreuzfahrer rüsten und wie Meereswogen gegen die Ketzer losbrechen. Da flieht das Volk zu seinem blinden Heeresfürsten und fleht in Worten begeisterten Vertrauens um Hilfe; Ziska rafft sich auf und ruft zu neuen Siegen. Wie es nun licht wird in seiner Seele, wenn auch das leibliche Auge geschlossen bleibt, wie er am Waffenklang die Völker unterscheidet und das Feld beherrscht, hat der Dichter durch vorzügliche Darstellung zu einem Glanzpunkt des Werkes erhoben. Dann vertilgt er im Namen der heiligen Freiheit die Tollsaat der Adamiten, deren lüsterne Nachtorgien und wildsinnliche Selbstvergottung, um es mit einem passenden Ausdrucke mittelalterlicher Scholastik zu bezeichnen, in schreiender Farbe vor dem Auge enthüllt werden. Nur einen Greis läßt er übrig, zu künden, was die Frevelschar geglaubt, dieser muß ihm das Geheimnis seines Credos ins Ohr flüstern, voll Schauder hörte er die lange Beichte, sein bebartet Kinn

aufs breite Schwert gestützt. Im Gegensatz zu dieser grellen Szene folgt der Winterzug der Hussiten, den sie unternehmen, für den Kelch im fruchtbaren Oesterreich Wein zu holen. Die rauhen Krieger halten mit dem Schwert die Lese, Ziska steht unter einer Rebenlaube; der Dichter umschreibt jenen bekannten Jammerspruch: Ein blinder Mann, ein armer Mann! Dieser Gesang ist teilweise sehr anmutig, nur sind Bilder wie jenes: O Donautal, du selbst bist wie ein Becher! schon ein wenig verbraucht, und Verse wie:

Auf Höh'n erzählen Burgen graue Chronik,
Die Seele denkt an's Land von Milch und Honig.

stören um so mehr, da der Verfasser sonst mit ziemlichem Geschicke derartige Härten vermeidet. Dann vernimmt Ziska die Gesandten aus Prag, wo die Stände, müde des langen Krieges, den Koribut zur Krone berufen; ihm selbst drohen sie, ihn als Rebellen zu erklären, wenn er nicht den Eid seiner Heereshaufen löse. Er faßt grimmig den Entschluß, Prag, das weder kalt noch warm, nur einen Gott, den Mammon kennt, und nicht vom Glücke der Armen hören wolle, zu vertilgen. Vor Prag erschreckt ihn ein Gesicht; der Geisterzug von Böhmens Helden ist mit kräftiger, reicher Phantasie entworfen; Ziska schließt Frieden. Er wendet sich gegen Sigismund. Nachts im Lager unter seinem Zelte überdenkt er düsteren Sinnes seine Taten, Zweifel spalten ihm die Seele, er räsonniert mit einer Art Weltschmerz über den Weltgeist droben, der vielleicht den Ameisenhaufen des Menschengeschlechtes belächele. Er entschläft, es schleicht wie eine Natter vom Fanatismus getrieben ein Mönch herbei und vergiftet ihn mit Pesteiter. Ziska

stirbt mit der Qual, seine Aufgabe noch nicht vollendet zu haben.

Dieses die Reihe von den Taten Ziskas und den Ereignissen, die ihn betrafen. Im Gedicht ist der Gang nicht so einheitlich wie hier in dieser Skizze; Alfred Meißner hat ihn häufig unterbrochen, und indem er Dinge ohne wesentlichen Bezug auf den Haupthelden einschob, die Lichter zerstreut, welche sich auf ihn sammeln sollten. Beinahe in den zwei ersten Dritteln des Werkes erscheint Ziska nur so beiläufig nebenher, im letzten Drittel kommt er mehr in den Vordergrund. Dadurch gerät aber das Ganze in schiefe Stellung, und verliert sich in Zufälligkeiten; innere Notwendigkeit, welche jedes Kunstwerk gliedern und organisieren soll, zeigt sich nirgends. Ziska selbst macht keinen bestimmten Eindruck. Wenn auch der Dichter alle Farben verschwendete, ihn zu schildern, so ist damit noch nicht ein Charakter gegeben, der tatkräftig groß aus dem Rahmen tritt, und sich uns mit der Macht der Wirklichkeit aufdrängt: jede Tat, jedes Wort in Harmonie mit der Grundlage, welcher es entsprungen. Man möchte einwenden: Nicht den Ziska, sondern die Hussiten überhaupt, welche jener nur bisweilen um Kopflänge überragt, wollte der Dichter darstellen. Gut! Nur wiederholt sich dann jener Einwurf, den man beim ersten Teil machen mußte, in anderer Art beim zweiten. Fragte man dort, wo bleibt denn der Ziska? so muß man hier fragen, wo bleiben die Hussiten, besonders nach seinem Tode? Daß der Anhang, wo Zavoi ein Jeremias über das umsonst vergossene Blut trauert, der Geschichte gegenüber keinen gültigen Abschluß bilde, sieht jeder Le-

ser. Davon will ich absehen, daß bei der Absicht nur die Hussiten im allgemeinen vorzuführen, die Ueberschrift Ziskas verfehlt wäre, damit man mir nicht wegen Splitterrichterei in Kleinigkeiten kritisches Uebelwollen vorwerfe. Wenden wir uns zu wichtigerem.

Wer sich Massen zum Vorwurf nimmt, muß darauf denken, durch einzelne, die er aus der Menge mehr vors Auge rückt, seinem Werke Leben und Bewegung zu geben, damit es nicht einem Sack Erbsen gleiche, die man auf den Boden ausschüttet. Ziska selbst drückt das Heldentum der Hussiten auf das entschiedenste aus; um ihn, als einen Krystallisationskern, mochte sich alles andere ordnen und fügen; doch wir lassen ihn fallen und forschen nach den übrigen Namen, die ja auch gewaltig waren zu jener Zeit, und über die gemeine Schar der Kelchner emportauchend, verschiedene Richtungen unter diesen vor und nach dem Tode jenes Anführers vertraten. Niklas von Hussinez, die beiden Prokope, Rokyczan — sie sind wohl genannt oder treten auch auf, hier ist aber die Geschichte so leicht und obenhin abgefertigt, daß man fast glauben muß, Meißner habe sich vor ihrer Größe gefürchtet. Und doch wie vieles hat sie dem Dichter geboten! Dieser bringt dafür einen Alten, der zu Budweis Kommunismus predigt, die Simplicitas aus Konstanz, einen Sterbenden der singt, eine Mutter am Fluß, wo die Leiche des Sohnes vorbeitreibt, einen Mönch und dann Zavoi, dessen Vorbild, Troubadour Fulko, wenn ich nicht irre, in den Albigensern die Provenze durchstreift.

Eine recht lobenswerte Ausnahme macht die Rede des Jan von Zelau, welche im Sinne und Ausdrucke

mehr zu jenen Zeiten stimmt; das genügt aber nicht, die Mängel des Ganzen zu verdecken. Bei einem Gemälde solchen Ideenkampfes, wie der Hussitenkrieg, muß man auch die Gegner berücksichtigen, und hier ist noch nicht alles abgetan, wenn man Sigismund vorreiten sieht, blutrot gleich dem Herzkönig im Kartenspiel, daneben seine Soldknechte, wie Schergen auf rohen altdeutschen Darstellungen des Kreuzweges. War denn das höhere Leben in jener Kirche ganz erstorben, die gerade dazumal einen Charlier hatte, ihre Gedanken würdig zu vertreten, oder loderte alle Glut des Gefühles einzig nur in der Brust jener Nonne, welche Alfred Meißner in vorzüglichen Versen erklären läßt, sie sei bereit, für den heiligen Glauben als Opfer zu fallen? Darum wurde auch das Buch weder zu einem Porträtstücke, noch zu einem großartigen historischen Gemälde, wozu ihm Stoffe als Bedingungen lagen. Alfred Meißner hat bei Behandlung desselben wenig Sinn für Architektur gezeigt, da ist kein rechtes Verhältnis im Plan und seinen Teilen; er hat Steinmassen wüst zusammengehäuft und noch obendrein die plastisch vollendeten Gestalten der Geschichte in Trümmer geschlagen, um sie darauf zu werfen. Einzelne schöne, ja sogar treffliche Stellen, die sich wie üppige Blumenranken darüber ziehen, halfen der lüderlichen Arbeit, um ein derbes Wort anzuwenden, nicht auf. Ja! Das Werk des vollendeten Dichters, der Gedanken wägt und ordnet, durchhaucht eine tiefe, geschichtliche Seele vom ersten bis zum letzten Wort; wer aber unklar und verworren an der Geschichte herumtappt, wie soll der ihre Ideen ergreifen, und sie darstellen? Seine Stimme

verhallt dagegen wie ein Kindertrompetchen gegen die Posaune des Weltgerichtes.

Man wird nicht verlangen, daß ich eingehe auf den Epilog, wo der Dichter vom Felsen, auf dem die Tanne sproßt, mit Tränen niederblickt auf seine arme stumme Heimat und ganz in der Weise jener blassen Friedensdichter, deren Ton er im Prolog verwirft, damit schließt, ein Völkerliebesmahl in Aussicht zu stellen, wo der Liebeskelch von Hand zu Hand geht. Nur eine Frage werde ihm noch beantwortet: Er redet von einer Zukunft, wo sein Land sich zum letzten Siegen erhebt, und seine Nägel in das Fleisch der Brüder gräbt. Zwar hofft er, daß sein müder Leichnam bis dort im Grabe ruhe, was aber tun, wenn dies nicht wäre? Die Frage ist wirklich naiv. Wir sehen Meißner, er steht da, wie im König Johann von Shakespeare jene holdselige unschuldige Prinzessin Blanka rechts und links die Arme streckend:

> Die Sonn' ist blutig, schöner Tag fahr hin!
> Mit welcher der Partheien soll ich gehen?
> Mit beiden; jedes Heer hat eine Hand,
> Und ihre Wuth, da ich sie beide halte,
> Reißt auseinander und zerstückt mich Arme.
> Wer auch gewinnt, ich habe stets Verlust,
> Er ist mir sicher, eh' das Spiel beginnt.

Meißner stammt von Deutschen, redet deutsch, dichtet deutsch, und fragt, was bei einem Kampf zwischen Deutschen und Slaven zu tun! Indeß das liegt alles im weiten Felde, wir glauben, daß die Tschechen etwas ganz anderes zu tun haben werden, als die Nägel ins Fleisch der Brüder zu graben. Gott erhalte und be-

wahre Herrn Meißner, daß es nicht von seinem Leichnam heißen möge, wie dem des Oedipus:

Es soll mein Leib im kühlen Grab geborgen
Einschlürfen ihres Blutes heißen Strom.

Ja, wir wünschen ihm ein recht langes Leben, daß er durch gediegene Werke Buße tue für seine Jugendsünden am Geiste der Poesie und der noch viel bedauernswürdigeren an dem Volke, welchem durch Geburt anzugehören er zufällig die Ehre hat.

Daß er sich im Ziska die Gelegenheit nicht entgehen ließ, in bekannter Phraseologie auch Luther und Hutten hintendrein zu nennen, durfte man erwarten.

Vom Scheiterhaufen, der den Huß verzehrt,
Entbrannten Luth'r (sic!) und Hutten ihre Fackel.

Wie es sich in dieser Beziehung mit Luther verhält, weiß jeder, der die Geschichte aufmerksam studiert, und sich nicht von jenen oberflächlichen Analogien täuschen läßt, welche seichte Schönrednerei von einem Jahrhundert ins andere als Ueberlieferung verschleppt. Nicht von jedem post hoc gilt das: ergo propter hoc. Und Hutten! Wie die Bilder von Napoleon und Ypsilanti allenthalben zu Kneipenschildern mißbraucht werden, so hat auch jedes winzige Volkstribünchen den Ritter von Schwert und Feder im Munde. Er war ein Mann durch und durch, scharf und entschieden, ausgehend von der Schule der Alten und genährt von ihrem Marke. Diese Leutchen aber, welche stets die große Trommel schlagen, wobei es ihnen weniger auf das Warum, als auf das bum, bum, bum! ankommt, diese Phraseologen ohne Verständnis von Vergangenheit und Gegenwart, Märtyrer auf dem Polizei-Bureau — o lasset ruhen die Toten!

Was die Form im allgemeinen anlangt, so folgt der Dichter Lenaus Fahne, dem er hie und da sozusagen aus dem Munde redet. Als Beispiel genügt jene Stelle, wo Ziska gegen Raby reitend, gemütlich wird:

Der Tag ist hell, es funkelt in den Bäumen,
Und Ziska hebt an still vor sich zu träumen,
Er spricht: Seh ich den Tag so friedenmild,
Den Wald so grün, so golden das Gefild,
Und hör' den Vogelsang im Waldgewirre,
So werd ich fast an meiner Sendung irre usw.

Mich auf einzelne Verse einlassen, oder da und dort zerstreute Schönheiten hervorheben, kann ich umso weniger, da es bereits von anderen geschehen, bisweilen in einer Art, daß man sich an jenes Sprichwort erinnert: Sie haben den Wald vor Bäumen nicht gesehen.

Manches wurde ja auch in diesem Aufsatze angedeutet. Ebenso kann ich mir jene abgeriebenen Formeln ersparen, wo man dem Dichter, um das Bittere, was man von seinem Werke gesagt, zu überzuckern, einige Komplimente über Talent und dergleichen macht. Daß Meißner noch nicht berufen sei, solchen Stoff zu behandeln, liegt am Tage, und er selbst berichtet uns ja, wie ihm unter der Arbeit plötzlich der Musengaul wild durchgegangen sei:

Ich fühl's mein Lied hat wie ein wildes Roß
Mich fortgeschleift und mir das Herz zerschmettert.

Ich möchte Meißner an Alexander den Großen erinnern, von dem zwar rühmend erzählt wird, mit wie kräftiger Faust er den Buzephalus bezwungen, schwerlich würde es aber als löblich aufgezeichnet sein, wenn das Roß den Reiter abgeworfen und bügellos davonge-

schleift hätte. Im Beherrschen zeige sich die Kraft. Schließlich gebe ich Herrn Meißner ein Wort des alten Dante, den wohl auch er höchlich verehrt, zu beherzigen. Man verkenne nicht den Unverstand derjenigen, welche ohne Kunst, ohne Wissenschaft, bloß auf ihr Genie vertrauend, hoch zu singen beginnen die höchsten Dinge!

Zur deutschen Literaturgeschichte

Wenn ein deutscher Verleger jetzt nicht Dinge bringt, welche man vor keuschen Ohren nicht nennen darf, obgleich sie keusche Herzen nicht entbehren können, so muß er sich meistens um Illustratoren von einigem Namen umsehen; das verehrte Publikum genießt selbst seine Klassiker am liebsten, sobald es dabei nur zu gaffen und nicht zu denken braucht. Es ist das ein Zeichen der Zeit, ebenso wie die Virtuosität poetischer Beschreibung, der man jetzt schon bei den plattesten Epikern und seichtesten Lyrikern begegnet.

Auch die Literaturgeschichte entging ihrem Schicksal nicht; strebsame Buchhändler fanden geeignete Holzhacker, der Text war als Nebensache leicht beizustellen. Damit will ich übrigens Herrn Otto v. Leixner, dessen Buch mir die Handhabe für diesen Aufsatz liefert, nicht treffen, wenn auch die Illustrationen, welche es schmücken sollen, nicht immer zu preisen sind. Das Bild muß dem Verständnis zu Hilfe kommen, nicht aber die Aufmerksamkeit ablenken; was soll der altdeutsche Kommers in der Halle eines alemannischen Häuptlings oder Lohengrins Ankunft auf der Bühne Richard Wagners? Dorthin trägt auch Königin Repanse den Gral und auf

ihre Bretter steuert offenbar König Rother mit dem Meerdrachen los. Für manches hätten sich alte Zeichnungen abdrucken oder Waffen und Geräte beibringen lassen. Statt des theatralischen Oswalt von Wolkenstein, der sich offenbar am Fenster langweilt, weil er einen Reim nicht findet oder ihm der Wein ausgegangen ist, empfehle ich die Kopie eines Gemäldes im Ferdinandeum. Ich will aber nicht weiter mäkeln; vieles ist gelungen, und bei einer zweiten Auflage, die das Buch wohl erlebt, braucht ja Herr Spamer keine Rücksicht der Sparsamkeit walten zu lassen.

Wenden wir uns nun zum Verfasser.

Ueber den Büchermarkt hat sich eine Sintflut von Literaturgeschichten ergossen. Entsprechen sie einem Bedürfnisse? — Gewiß! Das bestätigen die zahlreichen Auflagen. Nicht daß die Teilnahme an Poesie gewachsen wäre — man will jedoch gebildet sein und darüber reden, und da gebraucht man nur jene Werke wie Lexika zum Nachschlagen und ergänzt sie allenfalls durch Anthologien, welche mit der Papierschere gemacht wurden, gewöhnlich so unter jeder Kritik, daß man beim besten Willen über sie keine Kritik schreiben könnte. Die Herren nehmen sich gar nicht mehr die Mühe, das vorhandene Materiale zu vergleichen; was ihnen in die Hände fällt, schmieren sie ab und dann schleppen sich sogar die Druckfehler von einer Auflage in die andere; die berühmte deutsche Gründlichkeit hat sich hier längst zu einem Mythus verflüchtigt. Auch vom Standpunkte der Konfession behandelt man bereits die Literaturgeschichte; man kann das gelten lassen, wenn man damit geistige Strömungen charakterisieren will und jedem den Platz läßt,

der ihm gebührt; da muß man es aber nicht machen wie Herr Brugière und Kompagnie, die uns einen Cölestin Gschwari und andere schmackhafte katholische Sänger gleich dem David mit der Harfe, welcher vor der Bundeslade tanzt, aufführen.

Herr Leirner schreibt für das gebildete Publikum, nicht für das gelehrte. Er hätte sich also die Sache ebenfalls leicht machen können, hielt sich aber dennoch nicht der Pflicht für überhoben, selbst zu lesen, ja auch Bruchstücke aus älteren Zeiträumen zu übersetzen. Ist auch diesem löblichen Fleiß hie und da etwas entgangen, so macht doch schon die Absicht einen günstigen Eindruck; er ist die Grundlage für die Unabhängigkeit des Urteils, und dieses weicht oft von der landläufigen Schablone ab. Herr Leirner hat den Mut eines solchen, wie bei Fritz Reuter, und das muß man ihm unter den gegenwärtigen Verhältnissen, wo bestreitbare Ansichten bereits vielfach zu Dogmen verhärteten, hoch anrechnen.

Mit Recht hat er die politische Geschichte und die der Sitten in seine Darstellung verwoben, denn die Literatur eines Volkes ist ja mit dem Charakter und der Geschichte desselben auf das innigste verflochten; hier bedingt sich alles gegenseitig, obwohl es sehr schwierig ist, Zettel und Einschlag überall zu trennen. Man hat dem Verfasser wohl den leisen Vorwurf angedeutet, er habe manchmal den sittlichen Wert literarischer Erscheinungen und ihren Einfluß im guten oder schlechten Sinne auf die Bildung des Volkes zu sehr betont. Er gibt da nur einer historischen Tatsache Ausdruck; einer Engherzigkeit oder einer Benachteiligung des ästhetischen Standpunktes bin ich nirgends begegnet. Die moderne Prüderie

muß man behandeln, wie Horaz die curtos Judaeos; darin möchte ich ihm jedoch widersprechen, „daß unser Volk viel mehr als ein anderes eine Befriedigung seiner ethischen Bedürfnisse" verlange. Machen wir uns nicht sauberer als wir sind: aus dem Mittelalter haben wir die Gesamt-Abenteuer von der Hagens, die sich gar wohl mit dem „Decamerone" messen dürfen; die Fastnachtsspiele, welche vor den blonden Frauen aufgeführt wurden, bieten in roherer und plumperer Form gewiß so viel Unflat als die berüchtigten Komödien der Renaissance; Hoffmannwaldsau paßt auch nicht für Pensionate; was die Gegenwart betrifft, so will ich, abgesehen von Malern und Bildhauern, welche ihre Stoffe und Modelle selten aus Nonnenklöstern holen, keinen der zahlreichen deutschen Schand-Romane anführen, aber Herr Leirner kann beim Verleger Zolas in Paris nachfragen, wie viele Ballen „Nana" er über den Rhein schickte, und sich bei den Gerichtsverhandlungen überzeugen, daß gerade bei den schmutzigsten Prozessen die edlen Frauen nicht fehlen. Man könnte sich auch noch auf das Verhältnis der unehelichen Geburten zu den ehelichen berufen, — Ziffern beweisen ja! wollen jedoch dieses und einiges andere auf sich beruhen lassen. Wollen die Deutschen den Engländern nachahmen, da mögen sie es in etwas besserem versuchen als in der Heuchelei.

Ein Werk, dessen zwei große Oktavbände auf 960 Seiten tausendfünfhundert Jahre umspannen, kann man hier nicht eingehend besprechen; jeder Fachmann wird von seinem Standpunkte aus da und dort etwas bemängeln, einen oder den andern Verstoß berichtigen, er muß aber auch, so wie es vorliegt, die Verdienste des

Buches gelten lassen. Herr Leixner selbst ersucht, ihm für eine künftige Auflage Irrtümer zu bezeichnen, die bei einem so umfassenden Werke, welches Lesbarkeit und leidliche Gründlichkeit vereinigen will, sich wie Spreu unter den Weizen mischen.

Die Gliederung des Stoffes, die Gruppierung der Geistesströmungen und ihrer Vertreter ist im Wesentlichen nur für frühere Perioden, wo die Resultate der Forschungen ein Zusammenfassen, einen Abschluß gestatten, möglich.

Nehmen wir vergleichsweise die Abschnitte „Sturm und Drang" und „Das junge Deutschland", welches noch in unsere Gegenwart hereinragt, wenn es auch seine volle Wirksamkeit höchstens bis zum Jahre 1870 erstreckte. Schwerlich über 1848!" behauptet vielleicht ein anderer; schon damals trat an die Stelle jenes „jungen" ein n e u e s Deutschland; Heines „Atta Troll", sein „Wintermärchen" konnte nur ein Volk über sich ergehen lassen, das aus Unwillen über die eigenen Zustände, aus Philisterhaftigkeit jedes Ehrgefühl verloren hatte. Was hätten wohl die Italiener getan, die noch dazu unter dem Joch der Fremdherrschaft seufzten, wenn ein Dichter gewagt hätte, ihnen so was zu bieten? Eine Parallele zwischen Giusti und Heine fällt wohl nicht zum Vorteile des letzteren aus; für die Italiener, welche diese Dinge nun übersetzen, mag das ein Spaß sein, was uns jetzt noch das Blut in die Wangen treiben sollte.

Und doch können wir den boshaften Wunsch nicht unterdrücken: Hätte Heine in Oesterreich gelebt! Wie lustig würden unsere Mandarinen, Spitzeln, Pfäfflein und bigotten Weiber den Cancan im bengalischen Feuer

seines Höllenwitzes tanzen! Noch besser, wenn er jetzt lebte, und man könnte vielleicht die Frage: warum bei uns Zeit und Land nicht den rechten Mann hervorbringen, die Literaturgeschichte antizipierend, dahin beantworten, daß wir eher einen Tacitus nötig haben.

Die Epoche, der Klingers Drama den Namen lieh, läßt sich heute übersehen, das ungeheure Material ist so ziemlich gesichtet und durchforscht; sie läßt sich daher pragmatisch darstellen und ist als eine aufsteigende jedenfalls von größerer Wichtigkeit. Anders die Schriftsteller, welche der deutsche Bundestag durch seinen Beschluß vom 10. Dezember zu einer Schule stempelte, was man insofern gelten lassen mag, als trotz aller Zerfahrenheit im einzelnen doch ein gewisser allgemeiner Zug hervortritt. Er war revolutionär — wer zweifelt daran noch? — und richtete sich nicht bloß gegen manche Staatsformen, sondern auch wider die Grundlagen der damaligen Gesellschaft und Sitte. Oft mit unbedingtem Rechte, nicht selten der Reklame wegen; den neuen Himmelsstürmern genügte nicht das stolze Bewußtsein der Tat, sie wollten auch gesehen und beklatscht sein. Wie ein Gigant erhebt sich Byron, der große Prophet des Weltschmerzes, des Welteunterganges, gegen sie; unter ihnen ist trotz alles Bäumens und Schäumens auch nicht eine höhere Persönlichkeit aufgetaucht, sie waren zumeist nur Literaten, welche die Erfolge des Tages umsetzten. Emil Kuh war ihnen gegenüber jedenfalls zu einseitig, er sah in ihnen fast nur die Feinde Fr. Hebbels; Leixner würdigt sie gerechter, er wog auch ihre Verdienste, wie man denn überhaupt den Versuch, eine neue Zeit anzubahnen, beachten muß, trotz des Mangels

an Pietät und des Raffinements des Egoismus, welcher den Sturm auf die Januspforten unterstützte. Unter gleichen Verhältnissen treten freilich überall ähnliche Erscheinungen hervor; was aber stets ausbleibt, sind die gediegenen Kunstwerke im großen Stil, welche einer Nation nicht durch interessante Bücher ersetzt werden. Bei diesem Kapitel verdient Leixner volle Anerkennung; vielleicht hätte er noch den Zusammenhang mit der französischen Literatur bloßlegen sollen. Auch mit seiner Schilderung Hebbels, den man als den Poeten des Hegelianismus bezeichnen könnte, wird man sich vielfach einverstanden erklären, dieser Schriftsteller stand den Jungdeutschen, mit denen er sich so grimmig paukte, näher, als man aus der heftigen Fehde schließen möchte. Trotz aller oder gerade wegen zu vieler Reflexion vermochte sich sein Talent nicht auszukrystallisieren; seine Muse guckte zu oft durch das Mikroskop, um die feinsten Nervengeflechte zu trennen, und verlor so die Fähigkeit, einfache Linien aufzufassen. Seinen Dramen gebührt ein hervorragender Platz im Inventar der Literaturgeschichte; viele seiner lyrischen Gedichte zeichnen Tiefsinn und Schönheit aus, die Zukunft wird auf sie zurückgreifen müssen. Das hatte Leixner auch noch zu betonen.

Was Heine betrifft, so war er jedenfalls ein Mensch sui generis; will man ihn unvermittelt neben die übrige Gesellschaft stellen, so ist er unter ihr der einzige echte Dichter von Gottes Gnaden; der Zauber so vieler seiner kleinen Liedchen wird nicht verbleichen, wenn seine prosaischen Werke längst unter den Tisch gefallen sind. Das sprach auch Hebbel aus, der eine feine Witterung

des Vergänglichen und Bleibenden in der Literatur hatte. Die Deutschen lieben Vergleiche, fast nach dem Rezept: „Reim' dich oder ich fress' dich!" Sie brauchten einen Aristophanes und ernannten ihn dazu — warum nicht lieber zu ihrem Pietro Aretino?

Ein Kritiker muß nörgeln, sonst versteht er sein Geschäft nicht, deswegen will ich noch da und dort mit Leixners Erlaubnis auf Stichproben fahnden. Das Verhältnis der Minnesänger zu den Troubadours der Provenze war bestimmter hervorzuheben, bei Morungen hätte sich dazu ein guter Anlaß geboten. Vielleicht ließe sich auch aus A. Bertolis „Geschichte der italienischen Literatur" einiges benützen, z. B. über die Flagellanten und ihre Lieder, die Goliarden, die religiösen Gesänge und den Ideenkreis des Mittelalters in seiner Entwicklung. Hier hatten noch alle Völker eine gemeinsame Grundlage, und gleiche Ursachen haben gleiche Wirkungen. Später gönnt Herr Leixner wohl auch den Passionsspielen und Volkskomödien mehr Raum; die neuesten Werke über diesen wichtigen Zweig der Poesie, welche bei Romanen ebenso wie bei Germanen gepflegt wurde, sind ihm ohnedies besser bekannt als mir. Ueber Volks-Aberglauben verbreitet sich unser Vintler in der Blume der Tugend, deren neuere Ausgabe wir dem gewissenhaften Fleiß des Professors Ignaz Zingerle verdanken.

Reden wir auch noch über Klopstock, um eine prinzipielle Frage zu berühren, nicht zu erledigen. Ohnedies hat sich ihm neuerdings die Aufmerksamkeit zugewendet. Leixner bemüht sich mit Recht, die Züge seines Bildes wieder aufzufrischen. Völlig zutreffend sagt er: „Dieser

Dichter sieht viel mehr die Stimmungs-Atmosphäre, welche um die Stoffe webt, als diese selbst. Anstatt einzelnes, der Natur gemäß, fest und sicher zu zeichnen, verschwimmt alles vor der Anschauung des Dichters in leisen Duft. In seinen Bildern wird die plastische Phantasie durch die malerische weit überwogen, oder das Bild selbst in einer Bewegtheit vorgeführt, welche im Leser viel mehr eine gewisse poetische Stimmung als klar festgezeichnete Formen erzeugt." — Statt „malerisch" wollen wir hier das Wort „musikalisch" substituieren, wie es auch Herder gelegentlich bei den Oden anwendet.

Musikalisch, inwiefern? — Bestimmen wir es näher als melodisch. Die nächstbeste Strophe des Wingolf kann ein Beispiel liefern:

> „Die Wasser Hebrus wälzten mit Adlereil'
> Des Celten Leier, welche die Wälder zwang,
> Daß sie ihr folgten, die den Felsen
> Taumeln und wandeln aus Wolken lehrte."

Bei Platen wiegt die Strenge des Rythmus vor, davon hängt vielfach seine Wortstellung ab, und es wird wohl jeder moderne Poet durch seine Schule müssen; dann mag er zu freierer Bewegung zurückkehren. Vielleicht hätte er das selbst getan, wenn er älter geworden wäre. Daß seinem hohen Kunstgefühl auch die schlichtesten und einfachsten Formen, welche oft die schwersten sind, geläufig waren, zeigen sein „Kaiser Otto", „Der Gondolier" und andere Gedichte.

Für das Malerische und das Plastische genügen je zwei Beispiele, deren Deutlichkeit sich wohl nicht anfechten läßt.

Malerisch ist die Erzählung von Ophelias Tod im „Hamlet", dann Childe Harolds Schilderung des Abends an der Brenta; plastisch Dantes „Farinata" und die „Antigone" des Sophokles, wie sie von den Wächtern ergriffen wird.

Die Kriegslieder Gleims sind verschollen; den Sieg des Erfolges verdankten sie dem Helden, dem sie geweiht waren; volksmäßig im echten Sinne des Wortes kann man sie nicht nennen, durch etliche Strophen geht aber immerhin ein großer Zug, über die gewöhnliche Tages-Lyrik hinaus. Wählen wir drei aus der „Schlacht von Roßbach":

„Nur Friedrich, welcher immer wacht,
Nur unser Held durchritt
Voll Anstalt zu der nahen Schlacht
Die Felder Schritt vor Schritt.

Vom sternenvollen Himmel sah'n
Schwerin und Winterfeld,
Bewundernd den gemachten Plan,
Gedankenvoll den Held.

Gott aber wog bei Sternenklang
Der beiden Herre Sieg,
Er wog und Preußens Schale sank
Und Oesterreichs Schale stieg."

Bei Lessing, der gerade jetzt auf so vielfache Weise in die ungeschlachte Antisemiten-Debatte gezogen wird, könnte müßiger Vorwitz wohl die pikante Frage aufwerfen: „Würde er heute noch den „Nathan" dichten, und wenn — so wie vor hundert Jahren?

Goethe steht als Gipfel im Mittelpunkte der Dar-

stellung; er gleicht einem mächtigen Gebirge, das man überall sieht und von dem aus man nach vielen Seiten sieht; reich an Quellen, die zu fruchtbaren Strömen werden, umfaßt es alle geologischen Formationen vom Urgneis des Orients bis zum Löß, welchen Faust vor seinem Tode als fetten Saatboden eindämmt. Bei Schiller denken wir an vulkanisches Wesen; zuerst feuerflüssige Laven mit heißen Dämpfen und lautem Donner, endlich verkühlt die Hitze, die Krusten der Ströme werden reife Krume, wo sich die Weinstöcke ansiedeln und dann die Winzer köstliche Trauben keltern.

Die Romantiker! Wie ein Maskenzug schweben sie an uns vorüber in den bunten und bizarren Trachten aller Zeiten, Länder, Völker, als Beigabe immer den Zopf der Ironie, mit welchem sie sich über ihre Gegenstände erheben wollten und dabei um den Glauben an dieselben brachten. Solche Späße schicken sich für die guten Deutschen ein- für allemal nicht; sie nehmen sich dabei aus wie liederlich gewordene Pedanten. Das Anknüpfen an das Mittelalter und seine Märchenwelt half nichts, das war um kein Haar besser als die nordische Mythologie Klopstocks. Diese Dinge sind ja dem Volke längst fremd geworden und manches davon war auch ursprünglich nie deutsch. Die Romantiker können uns wieder als Beispiel dienen, daß die Expansivkraft der Phantasie nie und nirgends genügt, wenn sie nicht von der Intensität dessen, was der alte Horaz „pectus" nannte, konzentriert wird. Die Lehren der Geschichte verfangen nie, sonst wäre hier für manchen unserer geistreichen Zeitgenossen eine Warnungstafel aufgepflanzt, die er auch dann nicht übersehen sollte, wenn

ihn ein augenblicklicher Erfolg begünstigt. Zu der zweiten romantischen Schule müssen wir auch den Tiroler Beda Weber zählen, den „Anakreon des Ultramontanismus“. Unter seinen Gedichten, die ebenso an Schwulst leiden, wie die seines Gegners Josef Streiter an Nüchternheit, ist manches vorzügliche, aber wo fänden unsere Anthologisten Zeit und Druckerschwärze, sich darum zu kümmern! — Um es später zu ersparen, reihe ich hier noch einige Tiroler ein. So Lertha als Nachzügler der Barden. Die Gedichte des greisen Pius Zingerle gemahnen uns an Matthisson und Salis, in den Sänger-Chor von Redwitz gehört Johann Pfeifer; um sein vortreffliches Lied von der Harfe könnten ihn selbst unsere besten Lyriker beneiden. So noch einiges, den größten Teil würden sie ihm aber schenken. Diese Poeten treten uns im katholisch-tirolischen Kostüme gegenüber, sie duften etwas nach Weihrauch. Hermann v. Gilm, der sie alle überragt, trägt zwar den Schützenhut mit dem Spielhahnstoß auf dem linken Ohr, er bosselte jedoch böse Verse in den Tagen der Reaktion. Freilich nur heimlich, mit Angst und Beben, wie es sich für einen k. k. Praktikanten schickt, aber er ist als Lyriker von solcher Bedeutung, daß ich ihn Leixner für die zweite Auflage empfehle. Ebenso den rauhen Johann Senn, welcher den vielgesungenen „Tiroler Adler“ dichtete. Ein Wort verdient auch Alois Weißenbach, der patriotische Sänger der Befreiungskriege; aber freilich, wenn die Tiroler selbst auf diese Männer vergessen, wie kann man andern zumuten, auf sie zu merken?

Warme Anerkennung zollt Leixner den Manen des

unglücklichen edlen Georg Forster. Seine Briefe enthüllen uns die tiefste Tragik der menschlichen Brust: allein, verlassen in Paris, wo die heiligsten Ideale des Mannes von Bestien in den blutigen Kot gestampft werden; er will an den häuslichen Herd fliehen und findet sein Weib in den Armen eines andern. — „Seine Ansichten vom Nieder-Rhein besitzen einen unvergänglichen Wert, weil sie eine menschlich und geistig fast vollendete Persönlichkeit widerspiegeln. Sie bekunden die ganze Gedankenfülle des Mannes, seine vielseitige Bildung, seinen vornehmen Freiheitssinn." — Nach ihm nenne ich wieder einen Tiroler: Philipp Fallmerayer. Seine „Fragmente aus dem Orient" und „Das tote Meer" zeichnet die klassische Durchbildung der Sprache aus, welcher die geistvolle und anregende Behandlung der Stoffe und die Weite des politischen Blickes entspricht. Der Bürger-Ausschuß der Stadt Innsbruck hat ihm zu Ehren eine Gasse getauft; sein und Forsters Bild verdienten jedenfalls eher einen Holzschnitt, als etwa Frau Fanny Lewald und andere. Unter den Lebenden muß neben jenen in erster Linie Ferdinand Gregorovius genannt werden. Hier etwa mag man nicht dem Range, doch der Art nach den Münchener Notar Dr. Ludwig Steub einreihen. Er verfaßte allerlei Skizzen über Land und Leute in Tirol und Südbayern. Mit heiterer Laune wußte er alles, was ihm begegnete, anzufassen und verdient auch als sorgfältiger Stilist Anerkennung, jede Zeile ist gefeilt, geglättet, wohl erwogen. Wie es bei Schriftstellern dieser Gattung geschieht, ist er jedoch nach und nach manieriert geworden; die Frische der Darstellung verblaßte und wurde

durch einen Zug kleinlicher Gehässigkeit, leerer Suffisance verdrängt. Seine schöpferische Kraft war nie groß; die Novellen sind aus Mosaikstiften, welche er mit peinlicher Mühe aufklaubte, zusammengesetzt. Gelungen in jedem Sinne muß man nur die Trompete in Es nennen. Der Gehalt seiner Schriften und Stoff und Ideen ist nicht bedeutend, jetzt tragen sie mehr die Spuren der Altersschwäche.

Wir sind der Gegenwart immer näher gerückt. Mag man die Sache überlegen wie man will, hier ist eine Geschichte leider nicht mehr möglich, man muß zum Griffel des Chronisten greifen, der freilich da nur eine Schiefertafel, nicht festes Pergament wählen darf, denn der Schwamm der Zeit löscht ohnehin nach zehn bis zwanzig Jahren das Meiste aus. Auch Leirner weiß das. „Wer eine Geschichte des Schrifttums dieser Epoche verfassen wollte, wäre gezwungen, vieles zu übersehen, weil es unbedingt nur vorübergehenden Wert besessen hat, dann aber müßten für den Leser der Gegenwart, welchem die Zeit noch zu nahe steht, fühlbare Lücken entstehen." — Diese Gegenwart hat selbst schon die Türe eingestoßen und an die Stelle abgewirtschafteter Tagesgötzen neue mit dem lauten Tschin-Tschin der Reklame emporgehoben, während das Publikum sich um ernste Kritik längst nicht mehr kümmert. Wie der Bäcker täglich die frischen Semmeln, liefern ihm seine „Lieblinge" von heute auf morgen, je nach den Jahreszeiten, das literarische Futter; es will über sie etwas lesen, wenn auch jeder Seite das Siegel des Hippokrates aufgeprägt ist. Da kann man kaum noch von Chronik reden; nach dem Kalender reihen sich die Besprechungen,

was will der Literarhistoriker tun? Er muß dem Bedürfnis Rechnung tragen! Leixner urteilt wenigstens nach gewissenhafter Ueberzeugung, obschon er bei der Masse des Stoffes einiges übersieht. Oder erwähnte er Frankl, Prechtler, Schleifer, Gilm usw. prinzipiell nicht?

Ueberschauen wir die endlose Reihe des Namens-Registers, so ist das Gefühl der Wehmut mächtiger als das der Genugtuung über die Reihe vorhandener Meisterwerke, die mächtige Summe geistiger Arbeit seit uralter Zeit, wie sie wenige Völker aufzuweisen haben. Aber auch kein Volk zeigt eine solche Unzahl mißlungener Anläufe von Halbtalenten, Talenten und Genies, welche jenseits des Grabens stehen, über den sie ein Sprung auf den Pfad zum Gipfel getragen hätte. Einst verschlang man ihre Werke — und jetzt? — Der „Rinaldo Rinaldini" von August Vulpius erlebte gewiß so viele Auflagen als der „Werther" seines Schwagers und war in weitern Kreisen verbreitet; ja, die untersten Schichten städtischer Bevölkerung verzehren ihn noch jetzt; Heinrich Claurens gepriesenes „Mimeli" erschuf einen ganzen Literaturzweig und dann erst Kotzebue, von dem selbst Schiller sagte, „er sei ihm lieber, indem er doch etwas hervorbringe" — lieber wohl im Vergleich zu den Schlegel. In bezug auf Tüchtigkeit und Schick des Schaffens kann uns der alte Sünder auch jetzt noch lieber sein als so mancher geschwollene Dramatiker der Gegenwart, der schließlich trotz der überreizten Phantasie dort endet, wo Kotzebue angefangen hat. Einsichtige Beobachter der Literatur wissen das längst, aber wer mag noch reden, wo jedes Wort ver-

loren ist? Nicht der Verstand des Publikums wendet sich von der schlechten Ware ab, sondern die Mode entscheidet, nur die Mode! — Man jauchzte Kotzebue noch immer zu, nachdem von kompetentester Seite bereits das Verdikt über ihn erfolgt war, das man auch heute im vollen Umfang unterschreiben muß. Leirner teilt es aus der Jenaschen „Allgemeinen Literatur-Zeitung“ vom 11. April 1793 mit, auch andere Stimmen erhoben sich.

Haben wir in unsern Tagen nicht ähnliches mit der „Amaranth“ erlebt? Sie ist längst nicht mehr salonfähig, du findest sie nur noch in den Boudoirs alter Jungfrauen bei der Bisquit-Statue der unbefleckten Empfängnis; selbst Mädchen rümpfen die Nase, will man ihnen das süßliche Zeug schenken. Seit sich Redwitz zu männlicher Gesinnung emporgearbeitet hat, ist er auch weniger populär.

Mußte doch ein größerer als dieser, mußte doch selbst Jean Paul, der Vielgeliebte, Umworbene und Bewunderte, im grauen Nebel der deutschen Götterdämmerung versinken! — Obwohl ihn noch „Kritiker als Vollendung und Spitze des deutschen Humors bezeichnen“, ist er der großen Masse des Publikums doch fremd, „wie der Mann im Monde“. Nur eine vorsichtige Bearbeitung seiner Werke könnte ihn retten, die noch immer des Echten, des unvergleichlich Schönen so viel bergen, daß sie, um seine Ausdrucksweise zu gebrauchen, nicht verschwinden sollen, wie die Abendwolke, welche in Regen zerfließt.

Soll ich mich selbst an die Olympier wagen? Nein! Ich bin nicht so frech, nach ihrem unverwelklichen Lorbeer zu greifen. Wer kann es jedoch bestrei-

ten, daß ihre Werke bereits mehr für die Forschung als für den Genuß da sind? Man hat ihnen ja aus zusammengebettelten Pfennigen Statuen gesetzt und so ist ihr Ruhm besorgt und — aufgehoben. Illustriert sind sie ebenfalls hinten und vorn von unsern „großen Meistern“.

Im Grunde steht es bei den bildenden Künsten nicht viel besser. An eine bocklederne Rauferei müssen wir glauben, denn steinerne Bierkrügel und dicke Prügel sind Tatsachen, die auch uns treffen können; das „jüngste Gericht“ von Cornelius betrachten wir höchstens noch skoptisch und skeptisch: in das Reich der Geister führt keine Steintreppe mit festem Geländer, über seine Symbolik lachen schon unsere Gymnasiasten. Trumpf ist der Realismus; auch im politischen und sozialen Leben gilt nur noch seine rechtslose Brutalität. Das kann aber nur von der Hand zum Mund reichen.

So ist es eine sehr herbstliche Stimmung, mit der wir den Hain der deutschen Literatur betrachten, bei jedem Schritt raschelt das abgefallene welke Laub; die Literaturgeschichtler kommen, heben Blatt für Blatt auf, messen und beschneiden es, ermitteln den Jahrgang, wo es dem Zweig entsprungen, aber frisch und grün wird keines mehr. Laßt sie als Kulturdünger vermodern, unter der Rasendecke arbeiten geheimnisvoll die Gnomen, sie werden den Schatz herrlicher Krystalle, die reichen Erzstufen für die Zukunft retten; sie werden sorgen, daß auch in dieser neue Edelsteine anschießen und frische Metalle ausblühen.

Sollen wir noch einen Blick auf die Blätter werfen, die lustig droben und im leisen Winde der Tages-

gunst fächeln? Das würde uns vom Hundertsten ins Tausendste führen, und ich möchte doch noch einiges über die Oesterreicher sagen. Es wäre zu weitschweifig, hier noch an Leirner anzuknüpfen, ich lasse meinen Faden frei hinausflattern, sollte ihn eine geschickte Hand zu dem Gewebe, das ich fertig wünsche, benützen, so ist es genug. Ein Gewebe? Ja! Ein herrlicher Teppich, reich an Farben und Gestalten, auf dem vielgestaltigen Hintergrund des großen Oesterreich mit den hohen Gebirgen, den üppigen Ebenen und den rollenden Strömen, voran die blaue Donau, welche so viel Kultur nach Osten getragen hat und noch nach Osten tragen wird, mögen rohe Schweinehirten der Pußta ihre Schnauzbärte auch noch so trotzig aufdrehen, tschechische Gelehrte zu Ehren des heiligen Wenzel auf unbeschriebene Blätter alter Chroniken noch eine Literatur im Turm von Königinhof zusammenfälschen, polnische Schlachtizen den Weichselzopf noch fester filzen! — Die polnische, die tschechische, die magyarische Nationalität haben trotz mancher trefflichen Eigenschaften keinen welthistorischen Beruf; wohl oder übel, freiwillig oder gezwungen werden sie sich dem deutschen Geist beugen müssen, denn diesem gehört der Orient, und sie sollen noch Gott danken, daß es so ist. — Man erinnert sich dabei immer an das „struppige Karyatidenhaupt" in einem der besten Gedichte Hebbels.

Ereignisse, welche einem Volke nicht von oben oktroyiert werden, sondern aus seiner innersten Seele hervorgehen, wecken auch auf dem Gebiete der Wissenschaft und Kunst frische Keime. Das Jahr 1848 fegte wie ein Frühlingssturm über all' den Schimmel, der

in Oesterreich wucherte; Konkordat und Gendarmerie vermochte nicht den neuen Geist zu bannen. Maler, Bildhauer, Baumeister schufen ihre Werke; die rostigen Riegel der Archive sprangen und Geschichtsforscher förderten wertvollen Stoff an den Tag; Naturkundige schürften auf neuen Gebieten; Dichter erhoben die freie Stirne, ohne daß ein Zensor ihre Schwingen bedrohte. Das sind keine Geschenke der Gnade, sondern des Zwanges der Verhältnisse. Endlich besinnt man sich auch auf die Literaturgeschichte, und das ist sehr erfreulich; denn es kann nur die Bande, welche uns an die deutschen Brüder knüpfen, verstärken. Eine Reihe Monographien über österreichische Dichter ist teils in Buchform, teils in Wochenschriften erschienen und andere sind in Vorbereitung.

Soll ich einen Wunsch aussprechen?

Auch dem gebildeten Leser dürfte es schwer sein, dieses Material zu sammeln oder übersichtlich zu benutzen, wenn er es auch beisammen hat. Möchte sich doch ein Germanist finden, der nicht bloß Wurzeln gräbt und Mücken sieht, was man jetzt Fach nennt, sondern auch mit dem gründlichen Fleiß ein bißchen Geist mitbrächte, um allgemeine Umrisse zu zeichnen und diesen Stoff zu einer Geschichte verarbeiten: ein lesbares Buch ohne Ballast, das zwar nicht in Wien, aber doch wohl in — Leipzig, Berlin oder Stuttgart einen tätigen und geschickten Verleger fände!

Also eine österreichische Literaturgeschichte!!!

Ehe der Leser dem Professor in Tirol den Esel bohrt, wollen wir uns verständigen. Eine österreichische Nationalität gibt es nicht einmal in dem Sinne, wie

die schweizerische, welche Bruchstücke von den großen Völkern verkittet. Sie konnte entstehen, wenn man nicht den Weg Maria Theresias und Kaiser Josephs verlassen hätte, welche mit dem Instinkt großer Staatsmänner ahnten, wohin die Entwicklung der Dinge in Europa ziele und den Staat auf die deutsche Grundlage stellen wollten. Dort horstete allerdings auch noch der deutsche Kaiseraar auf der Hofburg zu Wien. Mit welchen Augen etwa diese hohen Geister „vom Sternenplan" auf die neueste Fortsetzung ihres Werkes herabschauen? . . .

Auch Josef Bach sah noch deutlich, was nottat: die Zentralisation und die deutsche Sprache; aber die deutsche Bildung verträgt sich nicht mit dem Jesuitenhut, und der Haselstock der Reaktion hat noch nirgends Blüten getrieben wie der Stab Tannhäusers. Die Geschichte hat ihn verurteilt; vielleicht verurteilt sie den Schöpfer des Dualismus, aus dem sich die Deutschen schließlich wohl nur durch die Personal-Union retten können, noch schärfer.

Ich erinnere mich, wie mir in jenen Tagen ein stolzer Bureaukrat von der österreichischen Nationalität vorfalzte, und wie es auch meine Pflicht sei, mit Leib und Seele in derselben aufzugehen. An ihrem Bau müßten alle Talente mitwirken. Leider war ich kein Talent in seinem Sinne, sonst hätt' ich es wohl auch weiter gebracht; sollte ich vielleicht „Schnadahüpfeln" auf das Konkordat dichten oder in einem Balladenkranz die Rückwärts-Konzentrierungen Windischgrätz' feiern? Oder mindestens Beiträge zu diesem oder jenem loyalen Album geben?

Jener Bureaukrat stellte mir Grillparzer als leuchtendes Muster hin. Nun zollte ich diesem Dichter, den man recht eigentlich als den österreichischen betrachten kann, alle Achtung, ich wußte, daß er innerlich frei war, warum mußte er sich dann überall schmiegen? Er brummte und knurrte zwar wie ein Dachs im Loche; es wäre ihm aber leichter geworden, wenn seine Brust anstatt kontemplativer Resignation die volle Leidenschaft des Hasses, zu dem er wahrlich genug Ursache besaß, erfüllt und sich manchmal anstatt in einem Seufzer, in einem grimmigen Fluch entladen hätte. I love a good hater!" sagt der energische Engländer.

Unsere Dichter sind deutsche Dichter in Oesterreich. Sie haben vollen Anteil an der Macht, Größe und Herrlichkeit des deutschen Namens; sie haben zum Schmucke desselben die kostbarsten Kleinodien beigetragen; aus dem deutschen Geiste sind sie erwachsen, für diesen und in diesem zu wirken, ist ihre heilige Pflicht.

Was hätten wohl die Italiener gesagt, wenn jemand Manzoni als einen lombardischen, Giusti als einen toskanischen, Leopardi als einen kirchenstaatlichen Poeten erklärt hätte?

Also trotz 1866 keinen österreichischen Winkelparnaß! Das soll sich auch Herr Marchand merken, der in usum delphini wieder eine Main-Linie zwischen Nord und Süd errichten möchte, wenn er auch bezüglich der Art und Weise, wie norddeutsche Kritiker mit hochnäsigem Unverstand unsere Größen behandeln, vielfach recht hat. Wir brauchen uns nicht erst an der Spree und an der Pleiße mit Tinte taufen zu lassen und wenn auch Moltke unsere unfähigen Generale geschlagen hat,

so stehen wir noch immer aufrecht, und nicht jeder Literat, der uns die Feder nachspitzt, ist ein Moltke. Vieles muß man jedoch entschuldigen mit dem tiefen, wesentlichen Unterschied zwischen Süd und Nord, wir verstehen uns gegenseitig noch viel zu wenig, wenn es auch dort und hier Männer gibt — wohl die besten! — die gerecht und billig, ja liebevoll urteilen.

Aber doch eine österreichische Literaturgeschichte?

Große Völker gleichen großen Ländern; die Eigentümlichkeit ihrer Stämme ist sogar durch die des Bodens bedingt, und trotz der geistigen Einheit im großen, lassen sie sich im kleinen nicht nivellieren; gerade diese Vielgestaltigkeit schafft Bewegung, erweckt Leben. Das Meer und das Gebirge erzeugt seine Stammes-Individualitäten, die flachere Mitte soll sie ausgleichen. Darum gehören Land und Leute zusammen, und „wer den Dichter will verstehen, der muß in Dichters Lande gehen.“ Wer ihn schildern will, darf sich aber wieder nicht auf den partikularistischen Standpunkt beschränken, er muß bis in Herz und Hirn nachweisen, wie er mit dem Volke, dem anzugehören er die Ehre hat, zusammenhängt.

Nun brauche ich mich über die Berechtigung eines Werkes, welches das für Oesterreich leistete, wohl nicht weiter zu erklären, oder gar zu entschuldigen.

Und welche Fülle von Gestalten und Richtungen tritt uns entgegen!

Machen wir eine Hoffahrt nach Wien zu den Babenbergern! Dieses Heldengeschlecht hatte nach und nach den Ungarn die Mark Oesterreich abgerungen,

was es mit dem Schwert eroberte, gewann es nicht bloß seinem Hause, sondern dem deutschen Volke, und als mit Friedrich dem Streitbaren durch einen magyarischen Pfeil der Stamm erlosch, rückte die deutsche Sprache nicht mehr über die Leitha vor. Da mochte der Dichter mit dem Fürsten gehen, in dessen Wappenschild die drei Lerchen aufwärts flogen: Walter von der Vogelweide wurde als Erzieher berufen; hätte er die Trutzliedeln, die er im dreizehnten Jahrhundert gegen den Papst los-ließ, im neunzehnten gegen Rauscher geschleudert, so wäre er wohl durch einen galanten Staatsanwalt zum Zuchthaus verurteilt worden, wo er sich mit dem „gelehrten Bauern von Goisern“ über den Wechsel der Zeiten unterhalten konnte. Hier fand auch Neidhart eine Stätte, der Bauernfeind, der mit den Frauen Veilchen suchte und gelegentlich wohl auch die übermütigen Dörper prügelte. Der Büßer Heinrich von Melk erinnerte die lustige Gesellschaft an den Tod und hielt den Pfaffen einen Spiegel vor, welcher ihnen baß mißfallen mußte. Ein anderer Heinrich verfaßte dort ein Marienlied, das noch sauber geschrieben in der Bibliothek des Stiftes aufbewahrt wird. Frau Ava, welche als Klausnerin 1127 gottselig starb, schloß ihr „Leben Jesu“ mit einer Schilderung des Antichrists und des jüngsten Gerichtes. Ulrichs von Lichtenstein Liebestorheiten und Ottokars Chronik gehören bereits einer Zeit an, wo die Kunst der Sänger dem Niedergang zuneigte. Die Lücke bis zur Reformation füllte Tirol mit Oswalt von Wolkenstein und Heinrich Vintler; neben den Festen des Adels auf den prächtigen Burgen des Etschlandes hielten die Bürger ihre Passionsspiele, und damit die

Erschütterung nicht zu einseitig wirke, wurden die groben Fastnachts-Komödien aufgeführt.

Dann vernichtete die scheußliche Gegen-Reformation jedes geistige Leben, bis Pater Abraham a Santa Clara auf der Kanzel die Pritsche schwang und Hippolyt Guarinonius die Schleusen seiner Gelehrsamkeit in dem „Grewel menschlicher Verwüstung" öffnete.

So gründlich waren alle Keime niedergetreten, daß selbst die Siege eines Eugen von Savoyen zwar einige schöne Soldatenlieder schufen, aber keinen nur halbwegs ebenbürtigen Poeten anregten, wie später Friedrich der Große. Wie würde es wohl im nördlichen Deutschland aussehen, wenn solche Schicksale seine Bevölkerung gebrochen hätten?

Unter der großen Maria Theresia und ihrem Sohne begann es zu tagen; durch den aufgehäuften Moder wehten frischere Lüfte und jagten die Motten aus den Kutten; ein Sonnenfels ist kein Lessing, seine Mitstreber sind kein Hainbund und von Mastaliers Doolin hat es noch weit zum Oberon, aber man muß die Verhältnisse, unter denen sie erwuchsen, berücksichtigen, um ihre volle Bedeutung zu würdigen. Eine Geschichte der Wiener Bühne in jener Zeit der Anfänge wäre gewiß ein schätzbarer Beitrag zur Literaturgeschichte; merkwürdig bleibt es, daß damals das deutsche Bardengebrüll an der Donau ein solches Echo fand. Daß Maria Theresia auch von einem Klopstock in einer Ode gefeiert wurde und sie Goethe in „Wahrheit und Dichtung" menschlich schön schilderte, ist bekannt.

Mit der Thronbesteigung des Kaisers Franz beginnt ein neuer Abschnitt; die furchtbaren Wetterschläge der

französischen Revolution fingen zu dröhnen an, daß die Throne bebten und forderten zum Kampfe mit Schwert und Feder, aber nur das freie England erzeugte ihr einen Gegner, wie Burke. Da schob Metternich das bekannte System, welches sich nach ihm benennt, wie einen Gletscher über ganz Oesterreich; wenn es auch stärkeren Charakteren keine Richtung aufzuzwingen vermochte, so lähmte es doch die Tatkraft und vernichtete in den Massen jedes Streben nach dem Ideal. Die Schriftsteller, welche man für den Hausgebrauch nötig hatte, verschrieb man von außen: Genz, den lüsternen Fuchs; den geilen Vielfraß Schlegel und andere; was diese von Fähigkeit mitbrachten, erstickte bald im Speck üppigen Genusses. Geist und geistige Arbeit galten nichts; zu was Gelehrte, wenn man gute Staatsbürger hatte! Von dort datiert das Mißtrauen, welches der so reich begabte Oesterreicher gegen sich und seine Talente zeigte; die frivole Spottsucht gegen alles Einheimische, die Bewunderung des Fremden — sodaß jeder schäbige deutsche Bettel-Literat, der unsern Wein zu saufen, unsere Hühner zu fressen geruhte, wie ein Halbgott angestaunt wurde, wenn er sich über die Phäaken lustig machte, bei denen er schmarotzte. Ganz haben wir das noch nicht überwunden, etwas besser ist es jedoch geworden.

Aber Herder, Lessing, Schiller, Goethe haben doch auch nicht für uns vergebens gelebt: durch chinesische Mauern ließ sich das Leuchten ihrer Geistesblitze nicht hinaussperren, und über den Schädeln von Spitzeln und Naderern suchten Oesterreichs Lerchen wieder die

freiere Luft. Während die Bäuerle servile Hymnen dudelten, machte Grün seine „Wiener Spaziergänge", für die er dreißig Dukaten Strafe zahlen mußte; stimmte Lenau seine düstere Geige, ließ Gilm die Rakete des „Jesuiten-Liedes" steigen. Ein interessantes Kapitel deutscher Literaturgeschichte bleibt stets das geistige Erwachen Tirols, dessen junge Talente gegen Ende der Zwanziger-Jahre den Bund der „Alpenblumen" stifteten. Sein Album erschien unter österreichischer Zensur, es enthält Johann Schulers Novelle: „Jakob Stainer, der Geigenmacher zu Absam"; weite Flüge verboten sich von selber. Strich doch der Zensor David Moriz dem armen Senn ein Trinklied, weil es zu Völlerei verleiten könnte! Der Dichter hat ihm dann freilich böse Sonette gewidmet, — was half es?

Die Frühlingsstürme von 1848 brachen den Bann. Jeder Naturforscher weiß, daß die Gletscher, wenn sie auch zum Rückzug gezwungen sind, zeitweise wieder vorstoßen, obschon sie ihr altes Gebiet nicht mehr zu erobern vermögen. Darum dürfen auch wir nicht verzagen, wenn die Eisluft der Reaktion weht; die Zukunft Oesterreichs gehört doch dem deutschen Geiste!

Dr. K. Lemcke's
Geschichte der deutschen Dichtung neuerer Zeit

Professor Lemcke hat Theorie und Praxis frühzeitig verbunden: er beschäftigte sich für seine Vorträge vielfach mit den Grundlagen der Kunst und lernte die poetische Technik durch eigene Uebung kennen. Sein Urteil fällt somit immerhin schwerer ins Gewicht als das jener Korkstöpsel, die unter dem Strich mancher Blätter auf dem seichten Wasser des Feuilletons schwimmen und oft nur ihrem geheimen Groll Luft machen, daß ihnen selber nie ein Vers gelungen. Lemcke gesteht, „daß ihm bei zersplitterter Kenntnis und der Voreingenommenheit durch das Urteil anderer die erste Periode der neueren deutschen Dichtung sehr widerwärtig war", weil er jedoch seine Vorträge nicht aus bereits vorhandenen Werken nach dem Rezepte zusammenflicken wollte und er sich daher eingehender mit jener Zeit beschäftigte, wandelte sich die Verachtung, welche „seit den Urteilen der Romantiker nur zu allgemein gang und gäbe geworden", in warmes Interesse.

Die Romantik vertrat eben eine durch und durch revolutionäre Epoche, deren Bedeutung auf allen Gebieten von Kunst und Wissenschaft erst durch die Arbeiten von Haym, Dilthey, Schenkel und Köpke er-

kennbar ist. Jede Revolution entspringt aus einem Gegensatz; daraus erklärt sich jenes Verdikt, seine subjektive Berechtigung, aber nur teilweise objektive Gültigkeit. Eine Reaktion dagegen mußte allmählich von selbst erfolgen und ist auch nach verschiedenen Richtungen erfolgt, sodaß Lemcke den Boden für seine Darstellung bereits vorbereitet findet. Freilich dürfte auch diese die Akten über den verrufenen Zopf kaum endgültig abschließen. Erkundigen wir uns z. B. nach Liskow. Hettner behandelt den Mann und seine Satiren sehr wegwerfend; für ihn tritt Lemcke schneidig in die Schranken; er kann sich auf Goedeke, Menzel, Kurz und Gervinus, dem man als politischen Charakter volles Stimmrecht einräumen muß, als Eidhelfer berufen. Mich will überhaupt bedünken, daß das Privatleben eines Dichters bloß insofern bei der Beurteilung seiner Werke herbeigezogen werden dürfe, als es diese erklärt, wenn nicht schon die Persönlichkeit als solche ein Kunstwerk ist, oder symbolisch ein Ideal, die Art des Volkes, dem sie gehört, zu lebendiger Anschauung bringt.

Eine selbständige Kontrolle der Literarhistoriker und allenfallsiger Streitpunkte ist für diese Periode schwer möglich: ihre Werke, wenn auch einst in zahlreichen Auflagen gedruckt, sind sogar auf großen Bibliotheken selten; daß es in Deutschland sehr wenig Familien gibt, wo die Väter mit dem Grundbesitz zugleich den geistigen Besitz ihrer Zeit den Erben überliefern, müssen wir beklagen, können es jedoch leider nicht ändern. Möge Brockhaus fleißig fortfahren, auch die „Klassiker des siebzehnten Jahrhunderts“ durch tüchtige Gelehrte vorzuführen.

Gervinus erhob freilich bereits vor zwei Dezennien den Warnungsruf über Opitz: „Die Zeiten Gottscheds und der Schweizer, welches dieses Homers Eustathius und dieses Miltons Addison werden wollten, haben ihm Ehre genug getan und ähnliche Zeiten können wohl auch wiederkommen und für seine Unsterblichkeit wieder die Sorge übernehmen.“ — Leitet vielleicht Lemcke diese Zeiten ein? — Wir sind ohne Kummer! Wir betrachten es als einen Fortschritt der Literaturgeschichte, daß die unbefangene Würdigung der Dichter des Rokoko allmählich platzgreift und lassen uns dabei selbst ein bißchen Ueberschätzung gefallen, wie auch unsere Tage den Künstlern des verfemten Zopfes gerecht werden; konnten sie doch wenigstens malen und meißeln! Unsere sogenannten Gebildeten greifen auf Opitz, Fleming, Gryphius und Logau doch nicht zurück. Diese waren modern für ihre Zeit; wir wissen ja, daß die Mode aus der Mode fällt, wir lachen über die Kostüme nicht bloß jener von Großpapa und Großmama, auch über die, in denen wir selber prangten. Genau so geht es mit dem Modernen der Literatur. Unser Publikum gleicht oft jenen Verdammten Dantes, welche zwar die Vergangenheit scharf und deutlich beurteilen, aber nicht die Gegenwart; es bewundert und beklatscht Werke, an denen der stille Beobachter, der sein Aug' für das Ewige schärfte und jeden Frühling die löschpapierenen Blumen ganzer Leipziger Wiesen Düten werden sieht, allsogleich den hippokratischen Zug bemerkt, trotz aller Pomade den Aasgeruch wittert. Die Lorbeeren großer Kliquen literarischer Rattenkönige sind nur Blech oder Papiermachee und noch dazu bloße Fabrik-

arbeit; ihr Schicksal zu verkünden braucht's keine ästhetische Kassandra. Schwerlich jedoch wird die Zukunft von ihnen bahnbrechende Verdienste aufzählen, wie von Opitz, Morhof, ja sogar von Gottsched! Wer liest noch Herkules und Valiska, Oktavian, die asiatische Banise? Und doch spiegelten sie treulichst die Tendenz ihres Jahrhunderts! — Alles schon dagewesen! — Wer kümmert sich noch um Happel, den Lemcke mit feiner Ironie den Romanschreibern der Gegenwart als Muster empfiehlt? Und doch schlachtete er Jahr für Jahr die Geschichte ein, als hätt' er schon vor 20 Dezennien — Fanny Lewald, Retcliff und andere Allermodernste studiert. Erst im Salon und Boudoir; dann in der Kaserne und bei der Nähmamsell, endlich zerfetzt im Tabakladen und auf dem Schragen der Oebstlerin! — Ist alles schon dagewesen!

Aber wozu denn diese groben Seitenhiebe auf die Gegenwart, wenn man die Vergangenheit besprechen soll? — Nun, ich breche den Knüttel nicht vom Zaune, Herr Lemcke reicht mir denselben mit allerlei Bemerkungen. So sagt er schon in der Vorrede: „Möge es mir gelungen sein, diese Arbeit für die deutschen Dichter fruchtbar gemacht zu haben. Ist Dichtung auch mehr als jede andere Kunst ein unmittelbarer Lebensausdruck, so ist und bleibt sie doch eine Kunst und verlangt als solche ihre besonderen Beobachtungen und Studien. Die Geschichte der vorliegenden Zeit kann sehr nützlich sein, wenn man die falschen Bestrebungen ihrer Dichter mit denen vergleicht, welche vor ihnen und nach ihnen das höchste Ziel erreichten." Glaubt Dr. Lemcke wirklich, bei unseren Poeten und Rezensenten

eine Wirkung hervorzubringen? So naiv ist er gewiß nicht! Die meisten dieser Herren haben es vom heiligen Geist im Schlaf empfangen; sie fühlen sich unfehlbarer als der Papst im Vatikan. Dann hatten sie ja schon längst Moses und die Propheten: Lessing, Herder, Goethe, Schiller! Und doch scheint es fast, als hätten diese Männer nie gelebt, oder lägen wie die Nibelungen, Parzival, Tristan, graue Jahrhunderte hinter uns. Wollte ich die Philologen ärgern, so würde ich sagen: Seht euch doch Schriftsteller und Publikum an; wie viele haben bei euch fleißig lateinische Pensa gemacht und griechische Verba konjugiert, den Virgil malträtiert und den Homer gesiebt, was ist aber daraus worden? Schaut euch jene großen Journale an, welche die Gedankenlosigkeit von Redakteur und Mitarbeitern im gräulichsten Kauderwälsch austrompeten; geht ins Theater, wo man klassische Stücke nur mehr Schanden halber als Feigenblatt für den Schofel bringt; fragt bei den Buchhändlern, ob die schlecht geleimten Uebersetzungen und Nachahmungen französischer Afterpoeten ziehen und wenn ihr euch von der Wirksamkeit eures Unterrichtes überzeugt habt, dann sperrt stumm und schamrot die Schulen.

Indeß soweit ist's noch nicht; solcher Pessimismus wäre zu groß. Deutschland zählt mehr Männer und Frauen von echter und tiefer Bildung, als irgendein anderes Reich; leider sind deren zu wenig, leider sind sie zu zerstreut, um ein Publikum zu bilden! Eine unsichtbare Kirche ohne Zusammenhang!

Doch von jetzt an wollen wir uns durch Herrn Lemcke nicht mehr zu einem Seitensprung in den Irr-

garten der Gegenwart verlocken lassen; also zur Sache!

Der Verfasser vorliegender Literaturgeschichte gibt als Einleitung eine wohlgegliederte Uebersicht der Anlagen des deutschen Volkes und ihrer Entwicklung; hier ist sein Stil schwungvoll, um nicht zu sagen, überschwänglich. Der großartige Stoff muß jedes deutsche Herz ergreifen, abwechselnd mit Begeisterung und tiefer Trauer erfüllen. Daß Lemcke stets die realen Mächte des Lebens, der Politik, Kultur und Religion berücksichtigt, daß er an passender Stelle die Perspektive auf die Literatur anderer Nationen eröffnet, ist selbstverständlich; ich deute es deswegen an, damit man mir nicht vorwerfe, eine Hauptsache vergessen zu haben. Scharf ist der Gegensatz der neueren Zeit und des Mittelalters charakterisiert. Weil dieses noch in unseren Tagen — mächtiger als manche, für die es nur überwundene Standpunkte gibt, ahnen und begreifen — fortwirkt, so kam es dem Verfasser sehr zustatten, daß er lang im katholischen Süddeutschland lebte, dessen Zustände, den Geist, die Bildung und das Gemüt der Bewohner aus eigener Anschauung kennen lernte. Er blieb dadurch vor leichtsinnigem Absprechen, vor phrasenhaftem Dünkel gesichert und antizipierte in der Kultur- und Literaturgeschichte nirgends den Prager Frieden, den auf diesem Gebiete freilich weder Literaten noch Diplomaten je zu diktieren imstande sein werden.

Eine der besten Partien des Buches ist jene, welche den Bruch des Humanismus mit der ihm vorausgehenden Weltanschauung darstellt. Der Humanismus verschnörkelte im Rokoko, wobei es Deutschland zu keiner Originalität brachte, die Höfe kopierten Versailles und

die Poeten überkamen die Renaissance aus zweiter Hand. Die Volksdichtung verrohte mehr und mehr, das Lied vom Prinzen Eugeni war eine späte schöne Blüte am abdorrenden Stamme. Lemcke sagt: „Statt Individualität, welche der allgemeinen Kultur ermangelte, ein allgemeines Gesellschaftswesen ohne Individualität; statt Glauben und Anschauen und Empfinden ohne Philosophie ein philosophisches Vernünfteln, welches dem vollen frischen Erfassen und jedem leidenschaftlichen Handeln die Spitze abbrechen mußte; statt derber Lust Schöngeisterei; statt verworrener Phantastik Phantasielosigkeit; statt Leben und Gestaltung in der Poesie ohne leitende und bestimmende Ideen, Ideen ohne Gestaltung und Wissen ohne Leben: das war in großen Zügen der Unterschied zwischen der alten und neuen Poesie.“ Diese Antithesen gelten nicht nur für die Vergangenheit, teilweise lassen sie sich geographisch diesseits und jenseits des Maines noch erkennen.

Ins einzelne können wir Herrn Lemcke begreiflicherweise nicht folgen. Was seine Darstellung desselben betrifft, so fühlte er selbst, daß der manchmal trockene Stoff auf sie eine lähmende Rückwirkung übte; kleine Wiederholungen sind auszumerzen, manches ist zu glätten, manches feiner zu ziselieren und in eins zu arbeiten, wenn man auch nicht Hettners Eleganz fordern will. Den lapsus calami S. 127, daß Jacob Balde in einen Petrus umgetauft wird, stechen wir für die zweite Auflage heraus, da möge Herr Lemcke auch die Zitate aus anderen Sprachen, z. B. S. 220 in unser geliebtes Deutsch übertragen. Gelungen ist die Schilderung Gottscheds und seiner Sippschaft, insbesondere verweise

ich auf das S. 398 über den Hanswurst Gesagte, der zu Wien lang eine Rolle spielte. Für diesen Abschnitt liegt Danzel vor, den Lemcke mit Recht rühmt. Trefflich ist Haller gezeichnet und seine großartige Bedeutung hervorgehoben, dagegen scheint es uns nicht angemessen, wenn bei Hagedorn auf Beranger angespielt wird. Unmittelbar an Geßner wäre vielleicht Seb. Bronner zu reihen, obgleich er in eine spätere Zeit fällt. Seine Schilderungen übertreffen an Sicherheit der Linienführung und Wahrheit der Farbe die Geßners, über den ich ihn stellen möchte. Bronner böte leicht Gelegenheit zu Vergleichen mit Naturmalern der Gegenwart.

Mit Recht nimmt Lemcke auf landschaftliche Gruppen Rücksicht. Hat auch Oesterreich, welches im Mittelalter voranstand, nach der Reformation vom Ultramontanismus geknebelt keinen hervorragenden Platz eingenommen, so fiel es doch nicht ganz aus dem Kreise deutschen Geisteslebens in böotische Nacht. In der Geschichte der Volkspoesie wird es immer seinen Rang behaupten. Auch Abraham a. S. Clara darf man nicht obenhin abfertigen. Es wäre übrigens an den Oesterreichern selber, die Partituren ihrer Stimmen im Konzerte deutscher Dichtung genauer zu besorgen. In einer Ecke schmollend über Zurücksetzung klagen, während man die Hände in den Schoß legt, ist einfältig. Oder sollen vielleicht „die draußen“ unsere Arbeit tun, sich in unsere Archive versenken, um allenfalls das nähere über eine so bedeutende Dichterin wie Katharina Regina von Greiffenberg zu ermitteln? Wir wissen einen Diemer und andere Ausnahmen zu schätzen, aber die Hand aufs

Herz! im Grund genommen haben wir wenig getan, um unseren Stuhl zu wahren. Man kommt nicht weit mit Grillparzers Spruch:

„Der Oesterreicher stellt sich hin vor jeden
Und denkt sein Teil und läßt die andern reden!"

Wenn es dabei nur nicht zumeist am Denken fehlte! Das alles sage ich übrigens nicht aus einer partikularistischen Anwandlung. Wir verwahren uns gegen jeden Winkelparnaß, seien nun seine Schranken zwei- oder dreifarbig angestrichen; wir wollen nur e i n e deutsche Literatur, unter dieser höheren Einheit jedoch die vollkommene Berechtigung der Stämme nach Individualität und Verdienst. Also keine spezifisch österreichische Literaturgeschichte, wohl aber eine warme lebendige Darstellung des Anteils, den Oesterreich von je an der Entwicklung der deutschen Nationalliteratur genommen, durch die Hand eines quellenkundigen Oesterreichers.

Man sage mir nicht: reden und handeln ist zweierlei. Verweisen wir für unseren Teil auf Tirol. Gilt doch diese Provinz als die abgeschlossenste Oesterreichs, als diejenige, welche der Strömung neuer Ideen einen unersteiglichen Bergwall entgegensetzt. Fragen wir die Geschichte! Das Drama des Mittelalters in Tirol steht nach Text und Szenierung im ununterbrochenen Zusammenhang mit den Passionsspielen, wie sie in deutschen Städten aufgeführt wurden. Nachdem die mittelalterliche Passion aufgehört, lasen in der Trinkstube zu Hall am Inn die Bürger Dramen eines Birken und anderer deutscher Poeten vor. Als besonderer

Freund des Schauspiels ist Achatius Heuberger zu erwähnen. Die Bücher wurden von Augsburger Kaufleuten auf die berühmten Märkte von Hall gebracht, manches derselben ward von den Jesuiten konfisziert, bis das landesfürstliche Verbot die Einfuhr der gefährlichen Ware hinderte. Der berühmte Geigenmacher Stainer mußte das Lesen solcher lutherischer Werke mit schwerer Kerkerhaft und langem Elend büßen. Gerade in Tirol zuckte von Zeit zu Zeit der Protestantismus in hellen Funken aus dem Boden — bis auf unsere Tage! Wer erinnert sich nicht mit Schmerz und Scham der Austreibung der Zillertaler im Jahre 1838? — Wagen vielleicht die Väter der neuerfundenen Glaubenseinheit, welche fast jedem Ministerium unangenehme Verwicklungen bereitete, diese Tatsachen zu bestreiten? Wir berufen uns auf ihre eigenen Schriften; aus dem Mund eines Greuter, Kripp, Ruf, Sinnacher, Tinkhauser, Thaler, Weber geht doch nicht zweierlei Atem! Hie und da findet man beim Abbrechen alter Gebäude lutherische Bücher, die man aus Furcht vor Verfolgung vermauerte. Das alles wurde in der Geschichte des geistigen Lebens von Tirol noch immer nicht genügend gewürdigt.

Führte der Alexandriner die deutsche Muse vom Knittelvers weg, so führte das Tiroler Bauernspiel den Alexandriner wieder in den Knittelvers zurück, wie man das in den zahlreichen Stücken des Museums zu Innsbruck ersehen kann. Das Hoftheater zu Innsbruck, zum Teil auch die beliebten Festspiele der Jesuiten am Gymnasium vermittelten dem Volke die Formen der schlesischen Dichter, welchen die Bauern freilich auf unge-

schlachte Weise die wohlgemessenen Versfüße ausrenkten. Sogar der Christus patiens des Hugo Grotius blieb nicht unbeachtet; der Curat zu Altrans bei Innsbruck flocht im vorigen Jahrhundert der Passion Stellen derselben ein. Sie stechen freilich wie Purpurlappen von einer grauen Lodenjoppe ab. Die Kunstpoesie wirkte mittelbar durch die „Studierten" auf das Volk, dessen späteres Drama überhaupt weniger originell ist als manche Enthusiasten wähnen.

Einer dieser „Studierten" verdient in der Literaturgeschichte besondere Erwähnung. Es ist Franz Adam Graf von Brandis, der Sprosse einer literarisch vielfach tätigen Familie, geboren 1639, gestorben 1695. Der „geheime kaiserliche Rat" veröffentlichte 1678 zu Bozen das berühmte Buch „Des tirolischen Adlers immergrünendes Ehrenkränzel". Diese geschichtliche und geographische Darstellung des Landes war weit verbreitet und viel gelesen. Er war aber auch Dichter. Im Museum liegt ein mächtiger Band: „Alidarci und Selindae Königlicher Lustgarten vollkommener Zufriedenheit. Mit deutschen Reimen bepflanzet von Franz Adam Grafen von Brandis". Diese Reime sind Alexandriner untermischt mit vierfüßigen Trochäen, durchschnittlich gut gebaut. Das langatmige Drama zerfällt in acht „Handlungen", deren jede sich in mehrere „Eintritte" gliedert, jedem Eintritt geht eine Einleitung in Prosa voran. Es treten neben Helden, Kriegern, Prinzen, Prinzessinnen und Königen allerlei Götter, Götzenpfaffen, amazonische Kriegsfrauen und Bauern auf. Das Stück folgt nach Inhalt und Form den Mustern der schlesischen Schule. Selbständigen Wert darf es

wohl keinen beanspruchen. Statt der Vorrede finden wir eine „Geschichtserzöllung“. Wir geben eine Probe: „Unter Heroino, König in Caramanien und Sillantes dem Szepterführer in Syria flambte ein sollicher Widerwillen und blutsaugender Kriegesschwall, daß sich der ganze Götterrat selben zu hintertreiben unfruchtbar bearbeitet, bis endlichen der friedenbringenden Venus beigefallen, wie Heroinus mit einem in Tapferkeit gepriesenen Sohn Alidarco und Sillantes mit einer in Schönheit unvergleichlichen Tochter Selinda beglückseeliget sei. Diese mit Liebesbanden zu verstricken und dadurch den Frieden wiederumb zu verneuern, sollte man ihren Sohn Cupido mit sollicher Geschoßes-Verrichtung durch die Wolken abfórtigen.“ Das Stück ist von Interesse wegen des Verfassers; höhere Bedeutung gewinnt es dadurch, daß es den Einfluß der Kunstpoesie auf Kreise und Gegenden zeigt, die man bisher davon unberührt glaubte.

Zum Schluß komme ich noch einmal auf Lemckes Buch zurück, indem ich es der Beachtung der Freunde deutscher Literatur empfehle.

Dr. R. M. Werner, Lyrik und Lyriker

Professor Werner in Lemberg legt uns ein Werk auf den Tisch, auf das er den Fleiß und die Arbeit vieler Jahre verwendete

Mit Recht bedauert er, daß Goethe und Schiller in ihren herrlichen Briefwechsel zwar Epos und Drama einbezogen, jedoch der Lyrik ihre Forschung nicht zuwendeten. Es begreift sich eigentlich, wenn man bedenkt, welche Anstrengung schon Epos und Drama erforderten, während die Lyrik ferner lag. Hier setzte da und dort Friedrich Hebbel in seinen Tagebüchern ein, freilich fehlte der Gegenredner, der seine hingeworfenen Bemerkungen aufgefangen und ergänzt hätte. Wir rechnen es Werner hoch an, daß er in diesen fast ungehobenen Schatz griff und ihn so — teilweise wenigstens — weiteren Kreisen vermittelte.

Unsere ästhetisierenden Philosophen, ein Hegel, Vischer und andere, haben hier in ihrer Art manches getan; Werner wollte dem fortschrittlichen Sinne unserer Zeit gemäß die naturwissenschaftliche Methode anwenden und aus genauer Beobachtung der Tatsachen zur Erfassung der Gesetze der Lyrik aufsteigen, die man immerhin als ein Stiefkind der Forschung bezeichnen

darf, obschon auch die lyrischen Gedichte der Deutschen allein sich auf tausende von Bänden beziffern. Ja sagen wir; obschon! Denn unsere Poeten haben nur zu oft die Grenzen der Arten und Gattungen verwischt. Die Metrik ließ er mit Recht beiseite, interessant wäre es, überhaupt oder auch von Fall zu Fall, dem feinen Zusammenhange zwischen Versmaß, Inhalt und Subjekt nachzuspüren, freilich hieße das vorläufig Kleien sieben. Daß er Volks- und Kunstlyrik wesentlich gleich behandelt, darin stimmen wir ihm unbedingt zu: es ist stets einer, der das Gedicht schafft, wenn auch später wieder ein anderer da und dort ein Wort ändert, eine Strophe anfügt und es so mundgerechter macht. Werner haut einen Pfad in einem Walde, wird man es ihm übelnehmen, wenn hie und da ein Hieb flach fallen sollte?

Weltbekannt ist die Einteilung aller Poesie in epische, dramatische, lyrische, didaktische. Zu der letzteren rechnete man wohl auch die gereimten Sprachregeln, weil sie eben in Versen zusammengestoppelt sind, andererseits zog man auch die Gedankenlyrik zu ihr herab, die, echt nach Inhalt und Form, gleichwertig zu den höheren Kategorien gehört. Hier könnten wir auch von der Reflexions-Poesie reden, der wir in allen Schulfächern begegnen; sie ist die Mache des Talents und nicht die Schöpfung des Genies, doch wollen wir hier nicht länger verweilen.

Wenn nun jene weltbekannte Einteilung, welche der Sache so sehr zu entsprechen scheint, dennoch eine sehr oberflächliche wäre? — Sie ist es! Epos und Drama lassen dem Stoffe sein Recht, sie gehören zu-

sammen und unterscheiden sich innerhalb dieses Kreises, eine tiefe Kluft trennt sie aber von der Lyrik; hier ist das Subjekt alles, es verzehrt, wenn ich mich so ausdrücken darf, den Stoff und verwandelt ihn in ein persönliches. Aber die Gattungen greifen doch ineinander? Ganz richtig! Wir finden im Epos Dramatisches, Lyrisches; im Drama, in der Lyrik . . brechen wir ab. Der Unterschied liegt zwischen Mittel und Zweck. Die dramatische Stelle im Epos ist nicht der letzte Zweck, sondern nur Mittel für die Erreichung des Zweckes. Das ließe sich fortführen, wozu jedoch? Ich glaube, mich hinlänglich verständlich gemacht zu haben. Man möchte hier an die bemalten Statuen der Alten denken. Zu eigenen Bemerkungen geben wohl die Hymnen Pindars Anlaß, namentlich die pythische IV, welche die Schicksale Jasons erzählt, oder so mancher Spruch derselben, der die höchsten Probleme berührt, welche auch die heutige Philosophie nicht endgültig löste. Τί θεός, τί τοπάν.

Mit Recht wird hervorgehoben, daß der Gedankenlyrik neben der Gefühlslyrik der gleiche Rang gebühre, Schillers Epigramme werden immer zu den Juwelen unserer Poesie zählen. Aus diesen und ähnlichen Elementen mag man die Begriffsstimmung der Lyrik, der so egoistischen Lyrik, wenn man mir das Wort gestatten will, ableiten. Darum ist sie auch individuell, und weil das Individuum in der Nation wurzelt, national, wie Hebbel sagt, die Stimmungslyrik wohl auch stets eine „einsame Gattung“.

Wichtig ist der Abschnitt über die Terminologie, wie sie Werner verwendet, um die verschiedenen Sta-

dien vom Ursprunge bis zur vollen Reife des Gedichts zu bezeichnen. Die Theorie muß diese Marksteine nach einander hinstellen, obwohl manchmal von den letzteren einer oder der andere entfällt, denn gewiß springt bisweilen ein Gedicht wie Pallas Athene fertig aus der Stirn des Poeten. Um bei der Naturgeschichte zu bleiben, möchte ich wohl den Vorgang vom Anfange bis zum Ende mit dem Krystallisations-Prozesse vergleichen. In der Mutterlauge schweben alle Bestandteile gelöst und gemischt mit verschiedenen ungleichartigen Dingen, wie das Gedicht unbewußt im Geiste oder Gemüte des Poeten. Ein leichter Stoß genügt: der Kristall scheidet sich aus und schießt plötzlich an, kein Mikroskop hat bisher das Wie? des Augenblicks erfaßt. Der Krystall wächst, andere derselben Art legen sich an, und wenn vom Stoffe des Minerals nichts mehr in der Lösung ist, haben wir die prachtvolle Gruppe vor uns, falls es eben nicht beim einzelnen Krystalle bleibt. Nun können verschiedene Hindernisse die Vollkommenheit der Bildung gehemmt haben, wir lösen das fertige Gebilde noch einmal in reinem Wasser oder schmelzen es ein, der Prozeß beginnt von neuem, und das zweite Ergebnis befriedigt uns vielleicht mehr als das erste. Das gelingt freilich dem Dichter seltener als dem Chemiker und Mineralogen, weil er dem fertigen Gedichte fremd gegenübersteht. Er hat eine Wiedergeburt im organischen Sinne zu vollbringen. Hier kommt das Horazische: „Nonum prematur in annum" zur Geltung: je fremder ihm das Gedicht geworden, je weiter es von dem Feuerflusse der Entstehung entfernt ist, um so leichter bemerkt er kleine Schwächen der Metrik, der Wort-

stellung: wir meinen hier alles, was zum Handwerke gehört. Ist es doch dasselbe mit der Malerei: Ein Freund besucht den Künstler, der zeigt ihm das Gemälde und schlägt sich bei einem Tadel desselben an den Kopf: „Daß ich dieses übersehen konnte!“ — Daher die Pentimenti! Gerade hier sind die Briefe von Horaz besonders lehrreich.

Bei derlei Kleinigkeiten, die man in der Regel nicht vermißt, wenn sie fehlen, und nicht bemerkt, wenn sie da sind, hat der Dichter zu jeder Jahreszeit seiner Entwicklung freie Hand, aber auch hier ist „Fertig sein alles!“ — und der Grad der Unmittelbarkeit, mit dem er schafft, mag unter Umständen wohl zum Maße für sein Genie dienen.

Seher viel Treffliches enthält das Kapitel über das Erlebnis. Doch erleuchtet wohl auch ein Gedankenerlebnis die Phantasie blitzartig und kann sie veranlassen, den Inhalt desselben unmittelbar auszuprägen. Mit je mehr augenfälliger Sinnlichkeit dieses geschieht, je malerischer, je plastischer, unmittelbar oder z. B. durch einen Vergleich, umso besser. Dadurch allein erhebt sich z. B. der Spruch in das Gebiet der reinen Poesie, während er sich sonst derselben nur nähert oder metrische Prosa bleibt. Das ist die Gedankenlyrik, für welche ich das fatale Wort Reflexionspoesie, welche den genialen Einfall ausschließt, nicht anwenden möchte. „Dieser ist aber ein Geschenk des Glückes.“ — Es verschwendet eben seine Gaben oft an Unwürdige, die damit so wenig etwas anzufangen wissen, als das Huhn mit der Perle. Sie in Gold zu fassen, dazu gehört eben der Dichter. Da wären wir bei Seite 174 und wundern

uns, daß wir schon bei dieser Seite sind: wir kommen nicht vorwärts, auch wenn wir nur aus der reichen Ernte des Buches einzelne Aehren rupfen. Bei der Tabelle der lyrischen Gattungen mit ihrer erschreckenden Mannigfaltigkeit fiel mir der alte Vischer ein; er verglich einmal die Lyriker mit dem zahllosen Heer der Insekten, wie sie in bunter Mannigfaltigkeit der Farben und in reicher Abwechslung der Formen an einem sonnigen Sommertage über die Wiesen gaukeln und aus den Blumen den Honig naschen, manchmal auch giftigen. Machen wir wieder einen Sprung mit dem Siebenmeilenstiefel. Gern möchte ich bei dem Kapitel über die innere Form verweilen, welche daraus entspringt, daß der poetische Stoff ganz und einfach auf sich bezogen wird; was nützen jedoch solche Orakel? — Muster sind die Griechen, wohl auch manche Lateiner wie Catull; geradezu typisch ragt Dante empor.

Mit wenigen Worten sagt Hebbel alles: „Form ist der Ausdruck der Notwendigkeit!" — Darum kennt er drei Arten der Darstellung: „Das ist so, das kann so sein, das muß so sein!" — Das Talent hat die Wahl, wenn das Genie als Genie — schafft, so ist ihm mit dem Inhalte auch die Form gegeben, genau so wie einem Naturprodukte, darin liegt seine Größe: es kennt keine Willkür, und gerade darin ist es auch göttlich: seine Kraft quillt aus dem tiefsten, geheimen Brunnen der Natur! Daß das Genie auch als Talent arbeiten kann, ist selbstverständlich, und vielleicht liegt gerade darin die Gewähr seines äußeren Erfolges, die Gewähr des Erfolges der Salonpoeten, die dem Publi-

kum heute die notwendigen Kipfeln zum Tee liefern, welche morgen altbacken sind.

Werners Buch ist in vielen Beziehungen grundlegend, mögen die Theoretiker, zu denen ich freilich nicht zähle, darüber streiten, ob er nicht hie und da zu weit ausgegriffen hat und zu sehr in die Breite gegangen ist, ob ihm nicht hie und da etwas durch die Maschen des Netzes fiel — das ist nicht meine Sache.

Seine Beispiele zur Erläuterung, zum Beweise, entnahm Werner zumeist der deutschen Literatur, er bringt sie in größter Fülle und verdient auch insofern unseren Dank, als er nicht bloß die landläufigen Stücklein von der Drehorgel der Anthologien entlehnte, sondern auch auf weniger Bekanntes griff, sobald es seinem Zwecke diente und Dichter zitierte, die gerade nicht im Allerheiligen-Kalender von Leipzig und Berlin stehen.

Sein Buch empfiehlt sich auch den seltenen Literarhistorikern, die mit eigenen Augen sehen; jene Herren, die mit Schere und dem Papplöffel arbeiten, werden es gewiß ausweiden, vielleicht ist ihnen aber auch diese Arbeit zu groß.

Ich möchte nicht mit einem Mißtone scheiden, auch nicht mit der gewöhnlichen Empfehlung, womit man den Empfang eines zugeschickten Werkes bestätigt, ich danke dem Verfasser, daß er die Lösung einer so schweren und weitläufigen Aufgabe unternahm und so einen Boden schuf, den auch die Dichter in ihrer Praxis benützen können und werden.

Michael Denis

Mit der Reformation hatte sich die geistige Kraft, das sittliche Pathos, der religiöse Schwung des deutschen Volkes für lange erschöpft. Die protestantischen Theologen jeder Sekte geberdeten sich als ebensoviele Päpstlein; wenn sie sich gegenseitig nicht verbrannten, so unterließen sie es bloß deswegen, weil ihnen der weltliche Arm fehlte, ihre knöcherne Dogmatik auf diese Art zu beweisen. Nur ein Schatz war dem Volke geblieben: die Luther-Bibel, ein unerschöpflicher Quell der Poesie und gemütlicher Erhebung, ein Epos im großen Stile, an welches sich die Lyrik des Kirchenliedes anschloß. Darum mochte der Süden den Norden beneiden, nicht um die schlesischen Dichterschulen, die doch nur eine Renaissance aus der Hand der Renaissance eines Vondel, Marini und der Franzosen sind, und statt des frischen Lorbeers die Perrücke tragen. Die bedeutendsten Dichter sind und bleiben zwei Jesuiten: Spee und Balde, der sich unter den Gräueln des dreißigjährigen Krieges ein echt deutsches Herz bewahrte, obgleich er seine Klagen in Horazschen Strophen ergoß. Das Volk im Süden hatte seine Legenden, die Bauernspiele und Schnadahüpfeln, die Gebildeten waren durch die lateinische

Schule gegangen und bewunderten die Sonne von Louis XIV.; die Bürger in den Sädten verloren allerdings den Zusammenhang mit den deutschen Poeten nicht ganz, war es auch wenig genug, was ihnen diese bieten konnten. Ist es nicht überraschend, daß die ehrsamen Haller am Inn in ihrer Trinkstube die Schauspiele eines Zesen und Birken vorlasen, daß zu Anfang des vorigen Jahrhunderts zu Mühlbach an der Rienz ein poetisches Kränzlein bestand, wo eine Frau ein Dichter-Album sammelte?

Im ganzen und großen blieb freilich alles öde und stumm.

Fragen wir nach den Ursachen, man antwortet: die Gegenreformation. Als solche gewiß nicht. Ihr gehören in Italien Dichter wie Tasso, in Spanien die Calderon, die Lope, die Alarcon, jeder ein glänzendes Gestirn, vor denen die Gryphius und Opitz wie Nachtlichtlein verblassen. Und dann erst die bildende Kunst! Nennen wir Carracci, Rubens, Murillo; mit ihnen erheben sich tausend hehre Gestalten vor unseren Augen. Auch an der Isar und Donau hinterließ diese Zeit herrliche Werke, so die Michaelerkirche und die Mariensäule; die vollste Entwicklung begann freilich erst in Oesterreich mit dem Barock, und wenn hier Herr Professor Dr. Karl Biedermann die ganze Epoche über das Knie abbricht, so berufen wir uns auf einen Knoller, Gran, Schöpf, einen Donner, einen Gump, Fischer, Hildebrand — nur etliche der Hervorragendsten aus einem langen Verzeichnisse; von dem Belvedere und der Karlskirche läßt sich denn doch nicht behaupten: „Von größeren öffentlichen Gebäuden, die während dieser Periode ent-

standen, wären nur etwa die von Friedrich II. in Potsdam aufgeführten Schlösser zu nennen, welche in einfachem, würdigem Stile errichtet sind.“ Wer nicht sehen will, für den möge Albert Ilg schreiben, er kann durch seine Forschungen einer großen Kunstepoche in Oesterreich zu ihrem vollen Rechte zu verhelfen. Die Meister der Musik wollen wir nicht für uns anführen.

Die Gegenreformation als solche und die katholische Kirche, die aus ihr hervorgegangen, hat also nicht Kunst und Poesie zerstört; wenn es in Süddeutschland und Oesterreich geschah, so muß es in der Art liegen, wie sie durchgeführt wurde, und an den Verhältnissen, unter denen ihr Druck, was tatsächlich geschehen, alle Keime zerstörte. In Italien, Frankreich, Spanien hatte sie aus dem Blute der Romanen nur einen fremden Tropfen auszuscheiden, in Deutschland trug sie gewaltsam ein fremdes Element in das Volk und mußte, um demselben die ausschließliche Herrschaft zu gewinnen, gegen das eigenste Wesen, die innerste Natur dieses Volkes fort und fort kämpfen; sie tat es mit der Rücksichtslosigkeit, mit denen Priester und ihnen ergebene Fürsten ihre Zwecke verfolgen. Darum ist auch jetzt die Stellung des katholischen Klerus zum deutschen Volke eine andere, als etwa in Italien, Spanien und Frankreich, wo er trotz alledem national bleibt. Während in Norddeutschland das Grundprinzip des Protestantismus: die freie Forschung, immer mehr Boden eroberte, war das Denken im Süden etwas gefährlich, und anstatt in grimmigem Haß gegen die Unterdrücker aufzulodern, versank man in die Gemütlichkeit der Wiederkäuer, deren Verdauung durch die Traktätlein eines Abraham a Santa

Clara behaglichst gefördert wurde. Zitieren wir den wackeren Cornelius von Ayrenhof: „Da die Franzosen und so auch andere Nationen zu eben der Zeit, als sie anfingen, vortreffliche Profanskribenten zu erhalten, auch vortreffliche Kanzelredner erhielten, so muß der schlechte Zustand der geistlichen Beredsamkeit in Italien nicht den profanen Wissenschaften, sondern der geistlichen Nachlässigkeit in ihrer Pflicht zugeschrieben werden. Eben dieser Ursache würde ich es auch zuschreiben, daß unser katholisches Deutschland jedesmal, wenn es einen vortrefflichen deutschen Kanzelredner zu nennen hat, seine Zuflucht zu den protestantischen: zu den Mosheimern, Spaldingern und Zollikofern nehmen muß. Wir haben einen eigenen zahlreichen Predigerorden, allein er hat sich mehr auf Blutgerüsten als auf Rednerkanzeln bekannt gemacht."

Nur große Fürsten hätten den Bann zu lösen vermocht; wo sollte man aber die hernehmen? In Bayern wuchsen sie nie und von dem übrigen katholischen Deutschland wollen wir vorläufig schweigen.

Wer Deutschland im achtzehnten Jahrhundert schildern will, muß hier Ursache und Wirkung genau zergliedern , und nachdem er eines und das andere mit bündiger Hand gesondert, beides wieder als Zettel und Einschlag zu dem Riesenteppich verweben, der uns ein Bild jener Zeiten entrollen soll. Welch ein interessantes Kapitel wird einmal die authentische Darstellung der Bühnenverhältnisse in Wien liefern! Wir sehen schon, wie der Biograph Christian Weißes, unser Herr Minor, sich in den Abgrund der Archive und Bibliotheken stürzt, und wenn er uns auch keine Kleinode bringt, doch mit

wahren Angaben über das Theater unserer Urgroßväter auftaucht.

Von dem Dramatiker Ayrenhof war doch wohl mehr zu sagen, als daß Friedrich der Große sein Lustspiel „Der Postzug" kannte. Keines seiner Werke konnte sich auf dem Repertoire erhalten; daß sie nicht einmal von Literarhistorikern gelesen werden, zeigt uns ja der gründliche Professor Dr. K. Biedermann, der doch jede Mumie noch einmal balsamiert, oder fand er es nicht der Mühe wert, ihm einige Zeilen zu spenden? Diese darf Ayrenhof wohl beanspruchen, umsomehr, da ihn seine „Briefe über Italien in Absicht auf dessen sittlichen und politischen Zustand" als einen aufgeklärten Beobachter, der aus einzelnen Tatsachen giltige Schlüsse zu ziehen weiß und als einen hochgebildeten Schriftsteller zeigen, welcher die empfangenen Eindrücke gut wiedergibt. Manches ist noch jetzt beherzigenswert, so das zwölfte Kapitel über den Charakter der Italiener oder die Schilderung des Nockenfestes in Verona. Die Angaben Ayrenhofs ergänzen Goethes Schilderungen, beide waren in gleichen Jahren zu Rom, aber keiner erwähnt des andern. Kunst, Literatur und Theaterwesen bespricht der Oesterreicher ausführlich; das italienische Drama und Singspiel konnte er ja zu Wien, wo er mit Metastasio verkehrte, kennen lernen. Dieses fand damals unter den deutschen Kaisern aus dem Hause Habsburg reiche Aufmunterung, so daß man sie jedenfalls neben den Medici und Este nennen darf. Apostolo Zeno, G. Metastasio, G. Parini, J. Casti dichteten zur Ehre und zum Vergnügen dieser Fürsten; der Letztere verfaßte das „Carme genetliaco" auf die Geburt des nachmaligen

Kaisers Ferdinand, welcher freilich ebensowenig wie sein Vater der italienischen und deutschen Literatur Aufmerksamkeit schenkte. Daß sich der geistig hervorragende Karl, Maria Theresia und ihre Söhne weniger mit den Schriftstellern des Volkes beschäftigten, dessen hehres Kaiserdiadem sie schmückte, darf man ihnen kaum zum Vorwurf rechnen; ließ sie doch auch Friedrich der Große beiseite liegen, weil sie nach Stoff und Form hinter den Franzosen zurückblieben; zudem waren jene Habsburger ja auch italienische Fürsten. Daran wenigstens dürfen wir nicht zweifeln, daß Maria Theresia, welche schon einen Denis durch Ehren und Geschenke auszeichnete, einen Grillparzer seinem Werte nach geehrt hätte; dafür bürgt der Name eines van Swieten gegenüber dem eines Sedlnitzky, wenn sie auch zu ihrer Zeit ein ebenso schlechtes Deutsch schrieb, als ihr gewaltiger Gegner.

Unter den Poeten, welche sich ihr widmeten, war kein Laudon, kein Kaunitz; brave Leute, mittelmäßige Musikanten! Betrachten wir Alxinger; er vertrat zu Wien die Richtung Wielands, welche in vornehmen Kreisen begünstigt wurde. Biedermann schreibt: „Noch schlimmer ging es Wieland mit so manchen Ausgeburten einer rein zynischen Poesie, die ihm, als durch seinen Vorgang angeregt, zur Last geschrieben wurden oder sich auch wohl selbst als Nachbildungen seiner Dichtweise gaben. Auch Blumauer, Alxinger und andere können in diesem niedrigen Sinne als Nachfolger Wielands gelten." — Blumauer und Alxinger marschieren doch wohl nicht in der gleichen Rotte. Die Travestie der „Aeneis" kann man wohl kaum eine Dichtung nennen.

sie ist oft platt, albern, ja ekelhaft und nur auf den Geschmack unreifer Buben jeden Alters berechnet, enthält aber doch wieder Partien von unwiderstehlicher Komik, die den strengsten Griesgram zum Lachen zwingen, und hat wenigstens in dieser Richtung mehr Verdienst, als manche tugendhafte und zahme Satire, bei der man nur deswegen nicht gähnt, weil ihr Verfasser unter die Klassiker geraten ist. Für die Langeweile hat Blumauer bereits durch seine Freimaurerlieder gesorgt. Was Alringer anlangt, so enthält Doolin und Bliomberis gewiß manches Schlüpfrige, aber wohl nicht mehr als der „Oberon" und die komischen Erzählungen seines Meisters. Alringers lyrische Gedichte sind nicht besser und nicht schlechter, als die der meisten Zeitgenossen dritten und vierten Ranges, die man noch immer in Anthologien abdruckt; vor diesen hat er sogar hie und da einen Klecks Lokalfarbe voraus. Was die Uebersetzung der „Basia" des Joannes Secundus betrifft, so brauchte er diese Sauglocke freilich nicht zu läuten; Bürger konnte sich aber auch den Raub der Europa schenken. Gleiches Recht für alle, auch in der Literaturgeschichte! Daß auch Wielands gräzisierende Romane in Oesterreich lange nachwirkten, ist bekannt, sogar in neuerer Zeit wurden uns noch phrasenhaft lackierte Marionetten aus Hellas, angeschoppt mit modernster Plattheit, vorgeführt.

Des größten Rufes unter den österreichischen Poeten jener Zeit erfreute sich wohl M. Denis. Schlagen wir nach, was uns Professor Dr. Karl Biedermann sagt: „Klopstocks tutonesker Patriotismus, an sich schon etwas vag und gestaltlos, ward vollends ins Nebelhafte

verflüchtigt oder zur leeren Maske ausgehöhlt von einer Schar von Barden, die mit hochklingenden Phrasen von Deutschtum und Heldentum um sich warfen, und das meist umso ausschweifender, je weniger sie nach Landes- und Berufsart dazu angetan schienen, das eine oder das andere wirklich zu empfinden, wie die österreichischen Jesuten Denis und Mastalier, oder der kursächsische Gerichts-Aktuar Kretschmann." Lesen wir diesen langen Satz noch einmal, vielleicht fassen andere seinen kurzen Sinn besser als ich: Da der berühmte Literarhistoriker recht haben muß, so muß ich mich halt mit meiner Beschränktheit entschuldigen. Also Denis und Mastalier haben mit hochklingenden Phrasen von Deutschtum und Heldentum um sich geworfen, je weniger sie nach Landes- und Berufsart dazu angetan schienen, das eine oder andere wirklich zu empfinden. Halten wir uns an den Nachsatz. Beide waren Jesuiten; als der Orden aufgehoben war, bewahrten sie ihm eine rührende Treue, was ja auch bei Schülern desselben, wie bei dem großen Corneille, vorkam; Maria Theresia, die katholische deutsche Kaiserin, kämpfte gegen den protestantischen König und deutschen Kurfürsten von Brandenburg, welcher ihr auf Gründe hin, deren Rechtmäßigkeit auch heute noch bestritten wird, eine Provinz abnehmen wollte. Die große Frau führte den Krieg mit einer Kraft und Ausdauer, die wir bewundern müssen, und selbst der größte Stratege des Jahrhunderts mußte mehr als einmal vor den österreichischen Heeren den Rücken wenden. Da durfte wohl auch ein Jesuit trotz seiner Berufsart mit hochklingenden Phrasen von Deutschtum und Heldentum

um sich werfen. Aber die Landesart? Damals horstete noch am Strom der Nibelungen auf dem First der Hofburg der deutsche Kaiser-Aar, zu seiner Fahne sammelten sich die Freiwilligen aus aller Herren Länder, und wenn im Mittelalter große deutsche Dichter zu Wien eine Heimat fanden, so ist das freilich lange her, wir haben aber bis jetzt nicht erfahren, daß Friedrich die Klopstocks und Lessings zu sich geladen hatte, während der Oesterreicher Ayrenhof, unbeholfen genug, ein Schreiben gegen „das berühmte Werk de la litterature allemande“ losließ. Wagte doch später noch ein Weißenbach, ein Erzherzog Karl in seinem Manifest, sich auf das Deutschtum zu berufen, und trotz des Risses von 1866 erweckten die deutschen Siege 1870 bei den Deutschen in Oesterreich glühende Begeisterung, werktätige Teilnahme, und auch deutsche Dichter in Oesterreich stimmten in den Jubel ein. Beigefügt ist eine Anmerkung: „Denis und ein anderer Oesterreicher, Mastalier, schienen mit Gleims Siegesliedern auf Friedrich II. wetteifern zu wollen und besangen daher den Kaiser Joseph, Laudon in der pathetischen Klopstockschen Manier, in antiken Versmaßen. Daß sie daneben ihre Landsleute mit der norddeutschen Literatur, besonders Klopstock, bekannt machten, ist ein Verdienst, das ihnen nicht geschmälert werden soll.“

Ha, welche Großmut! Küssen die Hand dafür. Vielleicht liegt das Verdienst dieser Männer weniger darin, daß sie uns mit der norddeutschen Literatur, der sie Anregung und Form verdanken, bekannt machten, das hätten ja schließlich auch die Buchhändler besorgt, als darin, daß sie durch ihre schüchternen Versuche zuerst

das Dornröschen der deutschen Dichtung wieder weckten, welches an der Donau seit Jahrhunderten im Klostergarten schlief. Wie nachhaltig Friedrich auf unsere Poesie wirkte, ist bekannt; Denis und die anderen Kleinmeister brauchten sich aber nicht erst durch seine Panegyriker aneifern zu lassen, das Lob ihrer Monarchen zu singen. Maria Theresia und Joseph sind große Fürsten in jedem Sinne, sie gaben dem Bewußtsein ihrer Völker einen neuen Inhalt, an dem die Besten derselben noch immer zehren, mit mächtiger Hand rissen sie die Tore einer neuen Zeit auf, deren Sturm den faulen Moder, welchen man jetzt wieder sorgfältig zusammenschleppt, wegfegte, und bewiesen, wie sehr Buckle unrecht hat, wenn er den Einfluß genialer Persönlichkeiten auf dem Throne bestreitet. Trotz aller schweren Schicksalsschläge blühte unter ihnen das goldene Zeitalter Oesterreichs, auf welches die Deutschen stets mit Sehnsucht zurückblicken werden. Darum sind sie auch poetische Gestalten im höchsten Sinne des Wortes, und so wie jene herrliche Frau in Arneth einen tüchtigen Geschichtschreiber fand, werden ihr auch Dichter huldigen, wenn sie erst noch mehr aus dem Hintergrund einer verworrenen Gegenwart in die alles verklärende Ferne gerückt ist.

Man verstehe mich nicht falsch; wir wollen keinen Gegensatz zu Preußen, mag er auch manchen noch so erwünscht sein. Ich hörte unlängst eine Anekdote. Ein vornehmer Herr beehrte eine Mittelschule mit seinem Besuche. Es wurde eben Geschichte abgefragt; da nannte ein Schüler Friedrich den Großen. Der hohe Herr belehrte ihn nun, er solle als Oesterreicher Friedrich

von Preußen sagen. Ich bin der unmaßgeblichen Meinung, daß ihm wohl „der Große“ bleiben wird, möchte aber auch für Maria Theresia oder ihren Sohn Joseph, welcher ja auch der Zweite war, das gleiche Prädikat vorschlagen. Wir wissen, daß Preußen Deutschlands Schild und Schwert ist, daß die Hohenzollern, dieses eherne Heldengeschlecht, welches den Staat nie als Domäne betrachtet und von jedem fordern darf, daß er seine Pflicht tue, weil es selber in harter Arbeit die seine tut, dem deutschen Volke die Stufe von Macht und Glanz ersteigen halfen, die es jetzt vor Freunden und Feinden einnimmt, und will es Gott, stets ruhmvoll behaupten wird. Die Freundschaft Oesterreichs wird dazu beitragen, aber auch Oesterreichs Heil liegt im Bunde mit Deutschland; mögen die Deutschen in Oesterreich endlich sich zornig aufraffen, die Glacehandschuhe ablegen, und ohne erst um Erlaubnis zu fragen, Tschechen, Polacken und Ultramontanen ihren Standpunkt klar machen, damit dieser segensvolle Bund nicht gefährdet werde. Das nur nebenbei, damit man nicht jenseits des Mains in dem, was ich früher bemerkt, gehässige Nörgelei vermute.

Kehren wir wieder zu Denis zurück. Da muß ich leider einräumen, daß von den Eichenzweigen, mit denen er seine Stirne umwand, keiner frisch blieb; von den beiden Frauen, welche er besang, kann ihm weder die Muttergottes, noch Maria Theresia die Unsterblichkeit retten. Mag man eines oder das andere seiner Gedichte als historische Probe geben und überblättern; höchstens lassen sich für eine Chrestomathie Redefiguren und Tropen ausziehen, denn die wußte er nach alter

Jesuitenpraxis sehr gut zusammenzuflicken. Dennoch stand er bei den Zeitgenossen in hohem Ansehen — „einer der größten Dichter und der größte Jesuit Deutschlands". In der Jenaer Allgemeinen Literatur-Zeitung orakelt ein Rezensent: „Die Nachwelt wird Denis den ehrenvollen Platz unter den Klassikern unserer Nation, den er bereits nach dem Urteile der kompetentesten Richter unter den Zeitgenossen eingenommen hat, mit einer immer zunehmenden Einhelligkeit der Stimmen bestätigen." Selbst Schiller setzt die „gefühlvollen Lieder eines Denis", Göckingk, Hölty, Kleist, Klopstock, Salis denen Bürgers entgegen. Der große Mann hatte diesem gegenüber oft recht, die Art, wie er ihn behandelt, war aber kaum gerecht, noch weniger billig.

Makulatur bei den Krämern, Asche bei den Rauchern! Möchte man da nicht melancholisch werden? Denis könnte sich trösten, er teilt das gleiche Schicksal mit Tausenden, welche die Muse auf den Gipfel des Parnasses mitzunehmen vergaß. Aber der Kampf ums Dasein ist nirgends schrecklicher, als in der Literatur; hier handelt es sich nicht bloß um Geld, sondern auch um die Eitelkeit, und die ist ja empfindlicher als der Magen. Vielleicht kann man garnicht einmal von einem Kampf ums Dasein reden. Wie viele wandern scheinlebendig herum und sind doch totgeboren, obgleich an ihrer Wiege Herden von Ochsen und Eseln mit lautem Geschrei den neuen Messias begrüßten und tausend journalistische Papierdrachen statt der Engel Gottes Gloria in excelsis singen. Drum weg mit der Melancholie; freuen wir uns der hohen Gerechtigkeit,

welche zum Staube wirft, was zum Staube gehört, und das ist in der Kunst alles Gemachte. Ein echtes Gedicht bricht aus der Brust des Dichters wie die Quelle aus dem Gebirge; der Regen des Himmels strömte nieder, aus der Tiefe der Erde stiegen die Gewässer — will sich der Dichter rühmen? Er gibt der Menschheit, seinem Volke nur, was die Menschheit, sein Volk, in ihn gelegt, durch ihn schaut und empfindet. Mag er die Märtyrerkrone tragen, sie wird doch zum Sternendiadem!

Ich habe nun von Michael Denis zuviel oder zuwenig gesagt; fast zuviel sagt nach meinem Ermessen Herr Dr. P. v. Hofmann-Wellenhof, der über ihn zu Innsbruck bei Wagner als „Beitrag zur deutsch-österreichischen Literatur-Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts" ein Werk erscheinen ließ. Freilich, was uns zuviel ist, erscheint vielleicht einem modernen Germanisten als eben ausreichend; denn das sind ja schreckliche Leute, die nie genug an Zitaten und Sprachglossen haben; ich glaube jedoch, Herrn Hofmann keine bessere Empfehlung auf den Weg mitgeben zu können, als indem ich ihn ersuche, auch die anderen österreichischen Dichter jener Periode zu bearbeiten oder zusammenfassend ein Bild jener Periode zu liefern.

Franz Grillparzer und Rudolf Gottschall

Der Herr Doktor R. Gottschall ist auch bei uns ziemlich bekannt; als Dichter verdankt er zwar seine Erfolge weniger der echten, schöpferischen Vollkraft als rhetorischen Effekten, aber man kann nicht in Abrede stellen, daß er bei seinen Arbeiten, mit denen er die laufenden Bedürfnisse des Publikums befriedigen hilft, wenigstens künstlerischen Intentionen folgt. Bei der barbarischen Roheit des Fabrizierens, welches jetzt den Büchermarkt beherrscht, ist das hoch, ja sogar sehr hoch anzuschlagen. Auch eine weitläufige deutsche Literaturgeschichte der neuen Zeit liegt von Gottschall vor. Er fühlte den berechtigten Drang, der Einseitigkeit Julian Schmidts entgegenzutreten und half wirklich einem Bedürfnis ab, freilich einem Bedürfnis etwas zweifelhafter Art. Das Publikum will nämlich „seine" Dichter kennen lernen, aber beileibe nicht aus ihren Werken, das wäre für Leute von gründlicher Bildung viel zu mühsam; dafür sind eben die Literaturgeschichten, durch welche man das auf kürzestem Wege erreicht. Tuts der nicht, tuts ein anderer, und da müssen wir noch immer froh sein, daß es auch Gottschall getan: er bemüht sich billig und gerecht zu sein, manchem seiner Urteile kann

man unbedingt beipflichten; Weite des Blickes und die tiefe Auffassung gehören freilich nicht zu seinen hervorragenden Eigenschaften. Fast möchte man sagen, eine gediegene Literaturgeschichte des neunzehnten Jahrhunderts und nun gar bis zur Gegenwart sei vorläufig unmöglich. Ich meine eine genetische Literaturgeschichte, die überall den Zusammenhang des Schriftstellers mit seinem Boden, den Ideen seiner Zeit und das Wechselverhältnis von Zeit und Schriftsteller nachweist und dabei zugleich den objektiven Wert des Geleisteten richtig zu würdigen versteht. Zeigt uns doch der Aufsatz H. Baumgartens über „Herder und G. Müller" in den preußischen Jahrbüchern, daß selbst in bezug auf die Koryphäen der Literatur viel wichtiges richtigzustellen, manches traditionelle Vorurteil zu zerstören ist. Bücher, wie Diltheys Leben Schleiermachers, Hayms Geschichte der Romantik sind allerdings nicht für unsere gebildeten Pappenheimer, wohl aber muß man sie als die unumgänglich notwendigen Voraussetzungen für die Literaturgeschichte der Zukunft betrachten, abgesehen von dem Werte, den sie selbständig immer behaupten werden.

Das Gebiet der neuesten Literatur berührt auch Gottschalls „Literarischer Essay Franz Grillparzer". Ich will hier einige Bemerkungen daran knüpfen, nicht weil ich ihn für ein Monumentum aere perennius halte, sondern der Sache wegen.

Gottschall sagt bezüglich der noch ungedruckten Dramen Grillparzers: sie werden das Bild des Dichters vervollständigen, aber kaum in eine neue Beleuchtung rücken! Gemach! wir können, wie einst Herr

v. Schmerling sagte, warten und auch das „kaum", Herr Doktor, deutet an, daß Sie Ihres Ausspruches doch nicht ganz sicher sind. Keine neue Beleuchtung: Ich meine, daß sogar das Fragment Esther auf den Dichter neue Streiflichter warf, mir wenigstens kam es in seiner Art ganz unerwartet. Indeß wollen wir über Eier, die noch nicht gelegt sind, nicht streiten. Wer übrigens die noch ungedruckten Werke des Dichters herbeizieht, hätte wenigstens die gedruckten genauer berücksichtigen sollen. Warum sagt Gottschall nichts von Grillparzer dem Novellisten? Dieser hat allerdings keine Reihe dicker Bände geliefert, seine Erzählung vom alten Spielmann ist jedoch ein Juwel ersten Ranges, das Paul Heyse, dessen Novellenschatz Gottschall gewiß nicht entgangen ist, nach vollem Verdienst zu würdigen weiß.

Einverstanden bin ich mit dem, was Gottschall über Grillparzers Lyrik sagt; zur schärferen Charakteristik mancher Epigramme könnte man beifügen: es fehlte dem Dichter die gewaltige Energie des Hasses, zu dem Stoff genug vorhanden war, er schmollte dafür, in einem Winkel zurückgezogen. Ich betrachte das als keinen Vorzug.

Ueber die Grillparzer-Feier, über das großartige Leichenbegängnis sagt Gottschall manches Schöne, viel Wahres. Er verweist auch auf den geringen Erfolg der Werke Grillparzers im Buchhandel. Gottschall, am Zentralpunkt des deutschen Buchhandels, ist ein zu erfahrener Literat, um nach diesem Umstand den Wert der Poesie zu bemessen. Wer das berühmte: Et habent sua fata libelli! vergessen, den erinnere ich an das

Schicksal Dantes, Shakespeares, die nach einer kurzen Zeit des Glanzes blöden Augen lang im Nebel verschwanden, bis sie, groß wie Gebirge, wieder im hellen Sonnenlichte strahlten. Einem Walter, Wolfram, der Gudrun, den Nibelungen erging es nicht besser, auch unsere Tage haben in dieser Richtung manches betrübende Beispiel zu beklagen. Forsters „Ansichten" verstaubten, Fallmerayer, in jedem Sinn ein deutscher Klassiker der Prosa, muß vor Hinz und Kunz verstummen; wir wollen die Dramen Freytags, Gutzkows nicht unterschätzen, während sie aber einer Sappho, einem Ottokar kaum an die Hüfte reichen, erlebten sie dennoch mehr Auflagen als diese. Solche Zufälle sind freilich oft keine Zufälle, sie lassen sich erklären; bisweilen sind sie auf Rechnung eines Schicksals zu stellen, dessen Laune an und für sich inkommensurabel, nicht nach der Bedeutung eines Buches entscheidet.

Unbedingt stelle ich mich auf Gottschalls Seite, wenn er das „spezifisch Oesterreichische" als die unglücklichste Losung bezeichnet, welche die neueste österreichische Dramaturgie erfunden. Diese Losung ist ebenso unglücklich als weiland die Erfindung einer spezifisch österreichischen Nationalität durch die Bach-Dragoner und Gendarmen. Wir armen Zisleitanier spüren die Nachwehen noch in allen Gliedern. Diese Sorte Oesterreichertum muß von dem Stolze, mit dem sich unsere Väter „Oesterreicher" nannten, wohl unterschieden werden. Ein Grillparzer sah die schwarzgelbe Fahne im Riesenkampfe gegen Napoleon flattern, er sah, wie Oesterreich den Schild mit dem deutschen Kaiser-Aar über Deutschland hielt, noch in seiner Jugend

horstete dieser Kaiser-Aar auf der Hofburg zu Wien und horstete dort seit Jahrhunderten, die besten Geschlechter des Reiches sandten ihre Söhne zu seinem Dienste, willig gaben die größten Monarchen dem greisen Franz den Vorrang im Rate Europas: diesem Oesterreich „an Ehren und an Siegen reich", seinen Helden, einem Wurmser, Hofer, Karl, Schwarzenberg jubelten deutsche Dichter zu, und die deutschen Dichter in Oesterreich wußten die Größe Oesterreichs zu würdigen; sie klingt aus den Liedern eines Weißenbach, Grillparzer, Senn, eines Grün, Schneller und anderer. Das war ein großes, herrliches österreichisches Bewußtsein!

Vom Erhabenen zum Lächerlichen ist nur ein Schritt.

Oder wer sollte nicht lachen, wenn er folgendes liest: „Naukleros entwirft ein ziemlich geschmackloses Bild der reizenden Priesterin." Ich halte diese Stelle eben auch für keine Perle; sie lautet:

„Und dann! was Schönheit sei, das frag' du mich!
Was weißt du von des Nackens stolzem Bau,
Der breit sich anschließt reich gewundnen Flechten,
Den Schultern, die beschämt nach rückwärts sinkend;
Platz räumen den begabtern reichern Schwestern,
Den feinen Knöcheln und dem leichten Fuß
Und all den Schätzen so beglückten Leibes!"

Gottschall bemerkt über diese Stelle: „Der Bau des Nackens, der sich Flechten anschließt — die Schultern, deren Schwestern die Knöchel und der Fuß sind, und die beschämt ihnen Platz machen . . ." Herr Doktor, was ist Ihnen da passiert! Nehmen Sie die Brille von der Nase und stecken Sie dieselbe, nachdem sie abgewischt, wieder auf und lesen Sie noch einmal — aber

bitte: aufmerksam! — dann finden Sie vielleicht bei einigem Nachdenken, daß die begabtern reichern Schwestern nicht die Kudchel sind, sondern das berühmte Zwillingspaar! Sie zeigen uns auch Ihre Belesenheit, indem Sie Naukleros mit Mercutio zusammenstellen und überhaupt manches von Grillparzer mit Analogem anderer Dichter parallelisieren. Warum nicht auch Assuerus mit Hamlet, Hamann mit Polonius? Ja, ja! Die Helden Shakespeares, Goethes und Schillers tragen die Nase alle mitten im Gesicht und darunter den Mund, wir tun das zufällig auch und so sind wir leider insgesamt Epigonen Shakespeares, Schillers, Goethes. Sogar am Titel „des Meeres und der Liebe Wellen" mäkelt Herr Gottschall, indem er an die Süßlichkeit der Abendzeitungsepoche erinnert. Will man solche Kleinigkeiten aufmutzen, so mag die Zukunft die zahllosen gartenlaubigen Titel und Aufschriften unserer Gegenwart rügen. Einen gerechtfertigten Vorwurf kann man gegen die Ungleichheit des Stiles in diesem Drama schleudern: nach Anlage und Stimmung verträgt es keine kleinen realistischen Züge.

Eine andere Stelle in Gottschalls Essay gibt Gelegenheit zu etlichen Bemerkungen, die eigentlich ihn nicht unmittelbar berühren. Er sagt: das Hervorheben des landschaftlichen Beigeschmackes ist keine Steigerung des anerkennenden Kunsturteiles, alles Spezifische gibt nur einen trüben Beisatz zur reinen Kunst. Wir verstehen, wie es Gottschall hier meint; in dem gegebenen Falle braucht man seiner Polemik nicht zu widersprechen. Seine Worte führen uns jedoch ins allgemeine. Das Spezifische kann unter Umständen gar sehr zur Indi-

vidualisierung einer Idee beitragen. Ohne der Dialektdichtung den hohen Rang einzuräumen, den manche, wesentlich auf Fritz Reuter gestützt, für sie beanspruchen, sehen wir gerade in den Dialekten das frische Bad, in dem sich die allgemeine Schriftsprache zu verjüngen, ihre Kraft zu ergänzen hat. Im Dialekt redet der Geist des Volkes unmittelbar ohne Toilette; bei übrigens gleichen Umständen dürfte ein Dichter, der in einem kräftigen Stamme wurzelnd aus dem Grunde desselben zur Höhe der Bildung strebt, lebensvoller schaffen, als jener, der gleich von Anfang bei den literarischen Herodessen, deren Maßstab, mögen sie es auch nicht Wort haben, eigentlich doch nur Adelung, Gottsched und Gellert sind, in die Schule ging. Mich dünkt, daß nicht aus den Tintentöpfen der Redaktionsbureaus und Kontors der Leipziger Buchhandlungen, nicht aus den Teekesseln und Kaffeebechern der großen Städte jener Born rinne, der einen neuen Frühling hervorzaubert. Mancher könnte die Dialektdichtung unserer Tage als einen Rückschlag gegen die schablonenhafte Salonpoesie mit gesalbter Aufschrift in Goldlettern bezeichnen, und zwar weitaus mit mehr Recht als Auerbachs Dorfgeschichten, die Erzeugnisse eines bewußten Kontrastes.

Allerdings glaube ich nicht, daß der ein Gedicht schafft, der etnographische Silhouetten pinselt; des Dichters Ideen gehören der Menschheit, aber verschont uns am unrechten Orte mit dem „allgemein menschlichen" eurer Kompendien. Diese durch tausend Zungen abgewetzte Phrase aus dem Zitatenschatz eines mißverstehenden und mißverstandenen Kosmopolitismus prägt allein keine poetischen Gestalten. Gerade das Spezi-

fische kann uns Lokalfarben, Lokaltöne leihen, welche die volle Wahrheit des Lebens erzeugen. Die feinsten Weine verleugnen den Boden, der sie kochte, nicht. Die Dichter großer Nationen brauchen sich das Spezifische nicht vom grauen Schulmeister über den Kamm wegscheeren zu lassen; Dante blieb Florentiner in jeder Ader und die Italiener denken trotz der Crusca von dem Lombarden Parini nicht geringer oder unterschätzen Goldoni, weil er durch und durch Venetianer war. Shakespeare, Lope, Calderon kehren ihre nationale Eigentümlichkeit sehr scharf hervor; daß die Tragödie am Hofe Ludwig XIV. wie der Buchs nach gewissen Regeln, die man als giltig für jede poetische Schöpfung ausposaunte, zugeschnitten ward, hat ihr doch wohl nicht gefrommt. Ein Volk erträgt verschiedene Malerschulen, soll vielleicht die Poesie in den Pensionaten für Fräuleins, wo man überall den gleichen Firniß aufstreicht, Unterschlupf suchen?

Bei den Griechen, die man als Muster vorführt, treten alle Stämme mit der vollen Wucht ihrer Eigentümlichkeit, ja sogar ihres Dialektes in die Bahn und keinem blieb der Kranz versagt. Mag daher auch jeder deutsche Stamm sein Bestes mitbringen, aber nie vergessen, daß er ein Deutscher ist und in diesem Sinne müssen wir uns, wie Gottschall, vor einer spezifisch österreichischen Poesie bekreuzen, die ohnedem wie ein abgesägter Ast bald verdorren würde.

Doch wir geraten vom Hundertsten ins Tausendste — weit ab von Grillparzer.

Ich könnte noch manche Bemerkung an den schätzenswerten vorliegenden Essay knüpfen. Am ge-

lungensten scheint mir die Partie über die Ahnfrau und die ästhetischen Urteile, welche von verschiedener Seite darüber laut wurden; wenn ich aber so mit der Anerkennung von Ansichten Gottschalls fortfahre, werde ich schließlich von Nativisten einer gewissen Sorte samt ihm zur Tür hinausgeworfen. Nun wäre mir das in Gesellschaft des Herrn Doktors allerdings eine große Ehre, ich verzichte aber vorläufig darauf, weil ich noch mehreres von ihm und anderen besprechen will.

Die Poesie von Moriz Carrière

Es gibt Bücher, welche, kaum auf den Markt geworfen, eine, zwei, drei Auflagen erleben; ein Jahr darauf kümmert sich niemand mehr darum; dann solche, die vielleicht erst nach Dezennien wieder gedruckt erscheinen, weil sie entweder nur allmählich in ihrem Wert erkannt werden oder bloß dem Bedürfnis eines kleinen Kreises entsprechen, der sich fort und fort erneut und nachwächst. Zu den Büchern dieser Art dürfen wir wohl „Die Poesie, ihr Wesen und ihre Formen von Moriz Carrière" zählen. Es ist lange, bis die zweite Auflage der ersten folgte, unterdeß ist jedoch so viel Stoff zugewachsen, daß man fast von einem neuen Buche sprechen darf, wenn auch die ursprünglichen Grundzüge geblieben sind. Jetzt können wir das Werk als das abschließende des Greisenalters bezeichnen, alle Erfahrungen eines reichen reifen Lebens kommen ihm zustatten.

An die Stelle der Literaturgeschichte ist heute vielfach die Sprachforschung getreten; kein Mensch wird der philologischen Wurzelgräberei ihre wissenschaftliche Bedeutung absprechen, wenn auch die Art und Weise, wie sie in der Schule eingeführt wird, mehr und mehr Be-

denken erregt. Was sich noch Literaturgeschichte nennt, ist manchmal nur die Arbeit von Kehrichtsammlern, von Kloakenräumern, die ganz gut hätte unterbleiben können. Diesem Realismus gegenüber betont Carrière den Idealismus; er tritt für das Recht der Aesthetik ein, obschon sie nicht mit dem Meterstabe mißt und nach Litern den Göttertrank der Kunst kredenzt. Die Mathematik hat inkommensurable Größen, auch die Aesthetik muß in letzter Instanz das Schöne als etwas Inkommensurables, Dämonisches bezeichnen, das aus einer Tiefe entspringt, wohin kein Senkblei reicht: allein es ist und bleibt! Ich bitte um Verzeihung, die schwungvolle Darstellung Carrières hat auch mich über die Grenze einer nüchternen Besprechung fortgerissen, und so will ich wieder auf die Landstraße zurückkehren.

Es macht sich noch ein anderer Gesichtspunkt geltend.

„Unsere Nationalliteratur, über welche früher Philosophen, Philologen und Historiker nach Lust und Liebe Vorlesungen gehalten, ist nun in den Kreis der Universitätsdisziplinen aufgenommen, ja es sind Seminarien für sie eingerichtet. Da scheint es nur wünschenswert, daß sich die Arbeiten der Studenten der vergleichenden Literaturgeschichte zuwenden, wo neben Fleiß und Gelehrsamkeit auch das ästhetische Urteil sein Recht behauptet. Stoffe wie Prometheus, Medea, Romeo und Julie, Don Juan und Faust nach ihrer Auffassung bei verschiedenen Völkern zu betrachten, Werke von Lope und Calderon mit solchen von Shakespeare und Goethe in Parallele zu stellen, scheint mir da eine lohnende Aufgabe, deren Lösung tüchtige Werkstücke zu dem Bau

der neuen Wissenschaft liefern wird, die wie jede andere nur durch den Verein vieler Kräfte erstehen und gedeihen kann." — Einverstanden! Nur muß der betreffende Professor dabei sehen, daß die Studenten vom Sachlichen nicht in spielende Geistreichelei geraten; der Vorwurf, den man den berühmten Parallelen von Gervinus machte, liegt ohnedem nahe. Der Gesellschaft wegen wollen wir uns der Gefahr aussetzen. Ein schönes Thema gäben vielleicht die beiden größten Tragiker: Aeschylus und Shakespeare.

Den Unterschied derselben habe ich wohl in einem Epigramm angedeutet.

Brüder!

Aeschylos schwang sich empor in die reinsten Höhen des Aethers,
Nahm vom Schooße des Zeus mutig den Schlüssel des Rechts;
Umfang, Tiefe des Seins bestimmtest Du, mächtiger Shakespeare,
Weil sich der Menschheit Brust innerst erschlossen vor Dir.

Von den Proben, welche Carrière in dieser Richtung liefert, verweise ich auf die Medea, einen Stoff, welchen ein griechischer, ein römischer, ein französischer und zwei deutsche Dichter behandelten. Euripides, Seneca, Corneille, Klinger, Grillparzer. Carrière sagt von der Tragik des letzteren: „Es ist dem Dichter gelungen, das Unerhörte glaublich zu machen. Aber daß es ein so eigenartiges, fernes ist, an das er seine Kraft gesetzt, das sein größtes Werk geworden und doch dem unmittelbaren Verständnis des Volkes so viel fremder bleibt, als ein Lear, ein Othello dem Engländer, das gehört auch zu der Tragik des deutschen Lebens, dem seine Kunst als das Mädchen aus der Fremde gegenübertrat, da sie die unerfreuliche Wirklichkeit nicht in

ihr Ideal erhöhte, sondern erleuchtende und bildende Ideale aus der innern Anschauung und im Anschluß an die Antike gestaltete und tiefsinnige Betrachtungen der eigenen Erkenntnis den naiven Heroen der Vorwelt in den Mund legte." — Medea ist ein tragischer Stoff in höchster Potenz, Grillparzer konnte uns denselben nicht naherücken, weil ihm dazu die elementare Kraft fehlte, und darüber helfen uns alle dichterischen Schönheiten, welche sein Werk in solcher Fülle schmücken, nicht weg. Wollte ich das deutsche Drama überhaupt darauf ansehen, so müßte ich — doch still! sonst fliegen mir wie dem Teufel Luthers alle Tintenfässer an den Kopf. Ein Kapitel wie tragische Schuld, poetische Sühne konnte sich ein Philosoph wie Carrière nicht entgehen lassen und alles, was er hier schreibt, ist beherzigenswert; ich fürchte jedoch, daß der Teufel Pessimismus über den Engel Optimismus den Sieg davontrage.

Ha, zieh Du durch des Himmels Räume fort,
Und künde laut wohin Du immer kommst,
Daß keine Götter walten dieser Welt.

Oder wie es im „Lear" heißt: „Wir sind nur Fliegen für die Götter." Ich besorge, daß unsere Exegeten in die Werke der Dichter manches hineingetragen haben, was nicht drinnen steht und daß der Wunsch, die Sehnsucht nach Gerechtigkeit uns eine Fata Morgana über die öde Wüste des Lebens zaubert. Das sind natürlich Kardinalpunkte, die eine selbständige Behandlung fordern, so daß ich nur mit dem Finger darauf hindeuten kann. Einen Ausschnitt gäbe die Entwicklung der Idee des Fatum bei den Alten. Prometheus antwortet auf die Frage:

Τις ὢν ἀνάγκης ἐστιν οἰακόστροφος; —
Μοιραι τριμορφοι, ἀνημονες τε Ἐριννῦες!

das Tiefste und das Höchste, was sich aussprechen läßt! Die Schicksalsidee der Müllner und der Houwald bietet bereits schon „Herodes und Mariamne" von Calderon.

Den Franzosen ist man seit den Schlegel gerechter geworden. Auch Carrière tut das, er sagt in bezug auf „Athalie": „Das Verbrechen findet seine Strafe, Einsicht und Mut führen das Recht zum Sieg, das Ganze ist einfach und erhebend. Es könnte allein genügen, um die eines bessern zu belehren, die noch immer und zum Teil aus Unkenntnis die französische Poesie als die Fehlgeburt einer Aftermuse verketzern und sich an Mängel halten, welche ein Lessing bekämpfen mußte, weil man sie für Vorzüge ansah, statt der Vorzüge selbst sich zu erfreuen." — Das ist es halt, daß der kritische Deutsche diese Vorzüge weniger ans Licht stellte, als die Mängel anatomisierte!

Wie hoch Goethe die Franzosen stellte, wissen wir alle. Daß auf seine „Iphigenie" nicht bloß Sophokles, sondern auch Racine Einfluß nahm, dürfte kaum zu verkennen sein, Orests Vision der Unterwelt knüpft sich an einen Vers der Andromaque.

Eine volle Ladung gibt Carrière den modernen Franzosen; wahr ist, was er von Viktor Hugo, dem Altmeister manierierten Bombastes, sagt; dieser hohlen gespreizten Unnatur gegenüber atmen wir ordentlich auf, wenn wir beim — Schmutze Zolas anlangen, in gewissem Sinne eine berechtigte Reaktion. George Sand hat ihre „Verstiegenheit und Ueberbildung durch einige prächtige Lebensbilder" aus dem gesunden Volksleben

selbst korrigiert. Das führt uns auf die Dorfgeschichte im Gegensatz zur Salonnovelle. Ich halte Auerbach nicht für so natürlich und frisch, wie Carrière; seine bäuerlichen Gestalten haben neben dem Kuhmist viel Eau de mille fleurs und mehr Firniß, als der Zwilchkittel braucht. Das vorliegende Werk beabsichtigt nicht eine Literaturgeschichte zu geben, sonst gebührte dem kräftig derben Anzengruber ein Platz und neben Wallburga Schindel, die uns einen zierlichen Strauß Ritornelle reicht, wäre Hermann von Gilm, der Dichter der „Georgine" zu nennen gewesen. Mit Recht führt Carrière Melchior Mayr an, der, obwohl erst seit etlichen Jahren tot, nahezu verschollen ist. Man schimpft immer über die Modetorheit der Franzosen, die Deutschen unterliegen ihr noch mehr als jene, die wenigstens originell sind.

Doch ich komme mit meiner Plauderei — um eine Rezension des umfangreichen Buches zu geben, verfüge ich nicht über die nötigen Kenntnisse — vom Hundertsten ins Tausendste. Carrières Buch wird eine lebhafte Diskussion erwecken, Stimmen für und wider werden sich erheben, und auch das ist neben den andern Verdiensten, die es besitzt, ein Verdienst.

Zur Geschichte der Philosophie und — anderer Dinge

Eine Humoreske ohne Humor.

Motto: Τι ηεός, τι το πάν; Pindar.

Als vor vierzig Jahren „Die philosophische Weltanschauung der Reformationszeit in ihren Beziehungen zur Gegenwart von Moriz Carrière“ erschien, waren andere Zeiten. Noch wirkte die alte Romantik nach, welche begeistert von der Schönheit des Katholizismus in den Schoß der Kirche zurückkehrte, während das Zeichen zum Kampfe, aus dem Frankreich der Lamennais und de Maistre ertönte. In Deutschland beherrschte damals noch der Protestantismus übermächtig Philosophie und Geschichtschreibung, die Gegner traten fast nur mit Apologien hervor, welche für ihre Kreise berechnet waren. Jetzt ist Rom trotz des Verlustes der weltlichen Herrschaft in voller Waffenrüstung ausgerückt und schreitet auf allen Gebieten kampffertig vor. Wir haben nichts dagegen. Die protestantischen Autokraten und schon gar die lutherisch-calvinischen Päpstlein gefallen schwerlich jemand außer sich selber, und so weit Wahrheit möglich, ist sie nur die Resultante aufeinander stoßender

Kräfte. Mag man gegen Jansen Einwürfe der verschiedensten Art erheben, so zwingt er doch zu einer Revision des ganzen Materials! Daß Leo XIII. die geheimen Archive auftut, müssen ihm auch die Feinde danken, die bisher verborgenen Urkunden kann nicht bloß Grysar nach dem Wunsche des Pontifex zu einer Wiederlegung von Gregorovius benutzen, je nach dem Standpunkte finden gewiß auch die Ketzer manches für ihre Zwecke verwerthbare. Ehrlich währt am längsten! Aber schon Homer schilderte das Gerücht, wie es zum Himmel emporschwillt. Tatsachen lassen sich nicht ändern, und meistens ist die Verleumdung, welche im Dunkeln schleicht, viel schwärzer als jene. Selbst Lucrezia Borgia sieht bei unbefangener Prüfung anders aus als im Zerrspiegel boshafter und geldgieriger Humanisten, obschon sie auch jetzt schwerlich in einen Jungfrauenbund oder die Marianische Kongregation gehört. Daß die babylonische Hure der Reformatoren auf den sieben Hügeln sich in Nebel löste, dazu haben gerade nicht am wenigsten die Ranke und Gregorovius beigetragen, und Denjenigen, welche sie auf den Inder setzten, soll man zurufen: Audiatur et altera pars. Ist doch die Wahrheit groß und herrlich! Aber heroisch ist es auch, dem Gegner das Wort frei zu lassen und ihn nicht — sei es objektiv durch eine unmittelbare oder mittelbare Zensur oder subjektiv auf Folter und Scheiterhaufen — mundtot zu machen. Der letzte Band von Treitschkes deutscher Geschichte wäre Oesterreich und dem Kaiser Franz gewiß günstiger, hätte man nicht vor die Archive das Feigenblatt gehängt. Ob man bei der Literaturgeschichte die Konfession geltend machen darf, haben wir

nicht zu erörtern, Tatsache ist, daß Werke, wie von Brugier fort und fort neue Auflagen erleben. — Auch angriffsweise sucht man die Götter vom Parnaß zu stürzen. Der Jesuit Baumgarten schreibt weniger über als gegen Goethe; umfassende Kenntnisse kann ihm selbst ein deutscher Professor nicht bestreiten. Ich fürchte nur, daß ihm unsere Goethebonzen das Geschäft erleichtern, wenn sie jedes Schnitzel aus dem Papierkorb zu einer Papillote für die Locken des Olympiers drehen, und nun gar der unsaubere Streit, ob er und die Stein — möchte doch Speidel sein Gedicht, das diese Dinge auf den Nagel trifft, weiteren Kreisen zugänglich machen! Aber nicht bloß als Bilderstürmer treten die Ultramontanen auf, sie stellen auch Werke hin, die sich sehen lassen dürfen. Wir reden nicht von Spee, von Balde, im lateinischen Gewande der deutscheste Dichter seiner Zeit; — die männliche Droste-Hülshoff, Al. Meßmer und der allerdings oft etwas süßliche Johann Peifer dürfen sich immerhin neben die besten Lyriker ihrer Zeit stellen; „Dreizehnlinden“ von Weber überragt sicher alle Epen von Julius Wolf und vielleicht auch — darf ich die Ketzerei wagen? — den „Trompeter von Säkkingen“. In den Naturwissenschaften hatten einst die Jesuiten der Gegenreformation hervorragende Forscher wie Athanasius Kircher, Secchi ist noch nicht lange tot, aber auch hier rafft man sich jetzt auf und streckt den mächtigen Arm nach verschiedenen Gebieten. Daß man die scholastische Philosophie des Thomas von Aquin wieder zur Geltung bringen will und seine Werke unter den Auspizien des Papstes kritisch herausgibt, erfährt man aus Rom. Das sind Zeichen einer ernsten Bewegung, wel-

che in unserem modernen Leben bereits tiefe Furchen zieht, man hat sie dünkelhaft bis jetzt vielfach unterschätzt: aber schließt nicht länger die Augen davor, sie ist mächtiger als Ihr ahnt!

Mitten hinein fällt nun die zweite Auflage jenes Werkes von Carrière, wenn man dort von zweiter Auflage reden darf, wo eine vielfach erweiterte und vermehrte Umarbeitung vorliegt. Nicht die Reformatoren als solche treten in den Vordergrund; — wie sich Carrière über Luther äußert, dürfte schwerlich die volle Zustimmung der Orthodoxen haben, wohl aber hören wir das Brausen des Geistes, der oft unklar und verworren neue Keime über die Welt streute, welche oft erst in einer späteren Zeit Früchte trugen.

Carrière führt uns einen hehren Reigen geistiger Heroen vorüber, deren Personen und Lehre er nach ihrer Bedeutung kürzer oder länger charakterisiert. Bei Jakob Böhme, der so großen Einfluß auf die Romantik und die romantische Philosophie hatte, galt es die Strahlen des Nordlichtes, wie sie bunt durcheinander flittern, in feste Linien zu bannen, um seine Lehre darzustellen und das Unwesentliche auszuscheiden. Daß der scharfe durchsichtige Lichtenberg Jakob Böhme den größten deutschen Schriftsteller nennt, überrascht mehr als die überschwänglichen Lobeshymnen Fr. Schlegels.

Die größten Verdienste erwarb sich Carrière um Giordano Bruno und Tomaso Campanella, von denen er eine durchaus quellenmäßige Darstellung gibt. Da galt es sich in ihren nicht leicht zugänglichen Schriften eine Bahn zu brechen und die Fülle seit Jahren aufgehäuften Stoffes zu bewältigen. Jener ist eine der

hehrsten Gestalten der Spätrenaissance, der Scheiterhaufen auf dem Campofiore konnte nur was irdisch war an ihm verzehren, sein Geist schwebt rein und klar zu den Sternen empor. In neuerer Zeit scheint sich ihm überhaupt die Aufmerksamkeit wieder mehr zuzuwenden. So liegt ein Werk von A. Niccoladoni vor; auch ein österreichischer Philosoph beschäftigte sich mit ihm: Barach Rappaport wollte ein Werk schreiben und ich erinnere mich gar manchen Gespräches, das ich darüber hatte, bis ihn zu Innsbruck der Tod im schönsten Mannesalter vom Katheder rief. So gab er nur einige kleine Abhandlungen; es freut mich, daß Carrière derselben anerkennend erwähnt. Seine uns vorliegende zweibändige „Philosophische Weltanschauung" erwirbt ihm gewiß neue Freunde, sie fachmäßig zu kritisieren, übersteigt mein bescheidenes Wissen und es wäre auch hier nicht der Platz dafür. Nur sei es mir gestattet, an den Schluß ein paar Bemerkungen zu hängen. Die Ideenkreise des gelehrten Nolaners und des Schusters von Görlitz berühren sich vielfach, ja, decken sich manchmal; „sie sind der Höhepunkt des philosophischen Bewußtseins im Reformationszeitalter und tragen nicht bloß die Lehren von Spinoza und Leibniz, sondern auch die neuere Weltanschauung in keimkräftiger, noch unentwickelter Totalität und werden jetzt, wo die Entfaltung derselben sich wieder zusammennimmt, erst vollständig begriffen. Wenn es gelingt, das, was sie in der Tiefe des Gemüts und in phantasievoller Anschauung tragen, dialektisch zu entwickeln, dann wird ein allseitig befriedigendes System gefunden sein, das durch die Forschungen der Zukunft und aller Freunde der Wissenschaft nicht widerlegt, son-

dern nur näher bestimmt und ausgebaut wird". Das ist eine sehr schöne Fernsicht; ob jedoch der Ausgleich je in vollem Umfange möglich ist? — Ich fürchte fast, es bleibt ein irrationeller Rest wie beim Wärmeumsatz nach dem Carnot-Clausiusschen Gesetz. — Ich habe nur ganz bescheiden gezweifelt, aber da kommen die allerneuesten Weltanschauer mit Reagensglas und Mikroskop und schreien keck auf dem Markte: „Die ganze Metaphysik ist ein syllogistischer Roman, der nicht einmal für alte Weiber taugt. Weg damit für immer!" Die Herren haben es jedoch in der Lösung des Welträtsels auch noch nicht weit gebracht, sonst wüßten sie uns wohl zu sagen, was denn eigentlich die Materie ist, mag man nun dieselbe, um einen Ausdruck Heinrich Susos zu verwenden, vergotten oder entgotten wie Pantheisten und Atheisten. — Wandten sich früher manche, von religiösen Zweifeln gepeinigt, zum Felsen Petri, so wenden sich wohl jetzt innigere Gemüter, denen der Staub, und sei er auch ewig, nicht genügt, an der Spekulation verzweifelnd zur Mystik. Sie ist der Reflex des Unendlichen im Endlichen und hier unmittelbares Anschauen; nur diese Art von Erkenntnis hebt über die contradictio in adjecto weg. Hat doch selbst die modernste Philosophie des Unbewußten etwas von mystischem Beigeschmack! — So gleicht unsere Zeit einem Januskopf, freilich weiß man bisweilen nicht, welches Gesicht vor- oder rückwärts schaut — am wenigsten in Oesterreich! — — — Politiker und Diplomaten verirren sich im Gestrüpp moderner Staatskunst oder Rechtslosigkeit; begegnen sie einander, lachen sie wie die Auguren oder fletschen wölfisch die Zähne. Von den Philosophen und

Theologen schweige ich jetzt. Schauen wir auf Kreise, welche die Erde umspannen, so ist der Ruf: „Hie Welf, hie Ghibelline!" fast nur noch der Sturm im Wasserglas: wir sehen hier die katholische Kirche, wie sie, uralte Weissagungen auf sich deutend, das Banner unerschütterlicher Autorität erhebt, der Tiara gegenüber die phrygische Mütze auf dem ruppigen Haar des Sozialismus, von dessen Schritt trotz aller Detektive und Ausnahmegesetze bereits der Boden dröhnt. Beim hellen Tag erheben sich, wenn auch mit scheinbar veränderter Parole die Gespenster Voltaires und der Enzyklopädisten und spotten über das Jenseits der Großmütterchen; abends werden wir zu einer Spiritistenversammlung geladen, wo Geister hölzerne Tische als Sprachrohr gebrauchen, um dem Diesseits ihre Offenbarungen zuzurufen. Hollbach und Cagliostro! Doch wozu das alles! Wir kämen vom Hundertsten ins Tausendste und am Ende haben meine „intelligenten" Landsleute recht, wenn sie mich einen schwach gewordenen „Sonderling" und „komischen Alten" nannten. Ich besorge nur, daß ich es gar nicht mehr erlebe, bis diese großen Geister mündig werden, um über mich die Vormundschaft zu übernehmen. Lassen wir das. Der Leser wird übrigens, wenn er nicht bei den ersten Zeilen stecken blieb, bemerkt haben, daß ich gar nicht eine Rezension schreiben wollte; Carrières Buch jedoch sei überall bestens empfohlen.

Lebensbilder von Moriz Carrière

Die Vermittlungs-Philosophie von Moriz Carrière fand vielfach Zustimmung, aber auch heftige Gegner, wie das bei der empirischen Richtung unserer Zeit selbstverständlich ist. Mögen sie ihn anfechten, sie sollten jedoch seine Verdienste um die Geschichte der Philosophie nicht vergessen, ebenso was er für das Verständnis von Kunst und Kunstwerken getan. In der Literaturgeschichte betonte er vor allem den Zusammenhang der Völker, ihre Einwirkung auf einander und bahnte dadurch einem fruchtbaren Vergleiche den Weg. Seine „Lebensbilder", die uns vorliegen, sind kein streng fachliches Buch, sondern eine Galerie von Aufsätzen, welche zu verschiedener Zeit entstanden, und zum Teile Porträts von Männern, die sich kaum berühren. Ich kann nicht Schritt für Schritt jedes einzelne Stück besprechen, sondern halte mich an das und jenes, füge vielleicht auch hie und da eine kleine Bemerkung bei, welche aus dem Rahmen hinausfällt.

Zuerst hebe ich den Aufsatz über Cornelius hervor. Carrière gibt uns einen Lebensabriß, der alles Wesentliche hervorhebt, und läßt uns dann die geistige Bedeutung des gewaltigen Mannes erkennen, ohne über

die Mängel seiner Hand, seines Auges wegzugleiten. Ja, wer war denn eigentlich Cornelius? — Für das heutige Geschlecht ist er eine Mythe; wie bei einem Kindermärchen könnten wir anfangen: „Es war einmal . . .“ — Gehen wir in eine Tiroler Weinkneipe, da sitzen ein paar große Künstler, welche in bockledernen Hosen gute Geschäfte machen; einer zuckt die Achseln und sagt: „Am Cornelius war eigentlich nie viel!“ — Der andere erwidert verständnisinnig: „Eigentlich gar nichts!“ Freilich hatten sie keine Ahnung davon, daß hoch über ihren Köpfen die apokalyptischen Reiter wegbrausten, daß ein lachender Bub und ein lachendes Mädel für die stumpfe Menge ausreicht, daß man aber dadurch doch nicht den Mangel an Ideen und Phantasie deckt. Ich verurteile diese Kleinmalerei nicht, sie hat ja manches Treffliche geliefert — wenn sie noch von Werken großen Stiles begleitet wäre; so ist aber der Zusammenhang der Ueberlieferung vollständig zerrissen, und wir sind wahrscheinlich lange nicht imstande, uns vom Ackergaul auf das Flügelroß zu schwingen.

Der letzte Maler, in dem sich Cornelius, und zwar würdig fortsetzte, war Franz Plattner aus Zirl, der 1886 die müden Augen schloß. Er malte die katholische Dogmatik und die Bibel; stets erfaßte er seine Aufgabe mit ernstem Tiefsinne und hat so die Hallen manchen Gotteshauses geschmückt — auch mit dem jüngsten Gericht! Darum hieß er bei seinen Bekannten scherzweise „der Tuifelmaler“. Trotz mancher Fehler des Kolorits genossen seine Werke beim Volke großes Ansehen. Wer für die Kirche malen will, muß eben in die Kirche gehen. Der große Carton, die heilige Drei-

faltigkeit mit dem opfernden Papst und der fürbittenden Maria, verdiente wohl einen Platz in einem Kunstblatte; befremden muß es fast, daß das Museum nichts aus seinem Nachlasse erwarb.

Aber Cornelius konnte ja nicht malen! Freilich konnte er nicht malen wie Meissonier und Bougerau, aber haben es vielleicht unsere neuesten Pleinairisten weg? Da sah ich in der letzten Kunstausstellung einen wohlfrisierten Barbiergesellen, umhüllt von einem weißen Leintuch, vor einer grünen Tapete, mit dem gerade ausgestreckten Fleischerarme stützte er sich auf die Flamme des Schwertes — mein lieber Wirklichkeitspatzer! jede Köchin kann Ihnen sagen, daß das unmöglich ist.

Er konnte nicht Fresko malen! Auch die Brüder von San Isidoro nicht, und wir lesen in Kunstgeschichten, daß sie diese Technik gewissermaßen erst wieder neu erfinden mußten. Für sich ja! Hätten sie sich aber bei der Durchreise nach Italien ein paar Tage zu Innsbruck aufgehalten, so würden sie einen Lehrer gefunden haben: den großen Künstler Alois Schöpf, dessen Büste vor einiger Zeit in Telfs aufgestellt wurde. Die Fresken, mit denen er damals das Gewölbe und die Vorhalle der Johannis-Kirche in Innrain schmückte, prangen noch in unverwüstlicher Schönheit; ihm folgte der schwächere Arnold, welcher die Technik von jenem überliefert erhielt. Mit Plattner und Mader hat das freilich ein Ende, sie traten blindlings in die Spuren von Cornelius und Schraudolf, sie betrachteten all die Meisterwerke älterer und neuerer Zeit nicht. Das nebenbei.

Ein kleines Denkmal errichtet Carrière seinem

Freunde Melchior Meyr. Die Muse dieses braven Mannes war ein bißchen schwachmuskelig, ein bißchen doktrinär, doch sollte man seine Geschichten aus dem Ries nicht vergessen, leider ist jedoch der Papierkorb die große Walhalla der Deutschen! Einen durchschlagenden Erfolg hatte sein „Grobian", aber tatsächliche Wirkung brachte er keine hervor. Er wendet sich nämlich gegen die literarischen Uebelstände der Zeit — vergebens! Denn diese entwickelt sich mit organischer Notwendigkeit. Sie hat sich allmählich von der edlen Renaissance der klassischen Zeit abgewendet; Uhland, Lenau, Rückert, Platen, Stifter, sind fast nur noch Namen für sie, der Realismus behält das große Wort, und wenn wir auch hoffen, daß sich aus den Trebern edler Wein abklären wird, so ist dann das Publikum vielleicht so verroht, daß es ihn zurückweist. Ich erinnere mich an Fr. Hebbel. Vor etwa 35 Jahren sagte er mit seiner volltönenden Stimme zu mir: „Ja, mein Lieber, wir haben jetzt den tiefsten Punkt erreicht, es kann nicht mehr abwärts, es muß aufwärts gehen!" — Der Schwärmer! Nun, ich glaube, daß es noch tiefer abwärts geht, und weil geistige Epochen sehr lang dauern, so beginnt vielleicht mit dem Jahre 2000 noch nicht eine neue. Wenigstens sind aber bis dort alle Epigonen aus dem Wege geräumt und manche Rüpeleien vergessen. — Rem, plem!

Auch noch andere Dichterbilder zeigt uns Carrière, so Freiligrath, Geibel, über den er aus langjähriger persönlicher Bekanntschaft mit warmer Empfindung schreibt. Man möchte hier und anderswo wohl an Sainte Beuve denken, allein der Deutsche umfaßt mehr als der elegante Franzose. Stofflich interessant sind

die Mitteilungen über Platen und Liebig, besonders hinsichtlich des letzteren. Im Wesen Platens lag ein antiker Zug, das beweisen seine Männerfreundschaften, die man fast Liebe nennen möchte. Er steht jetzt vereinsamt unter seinen Lorbeerbüschen; er hätte wohl nie gedacht, daß ihn je das Getrampel der Stabreime ablösen würde! Die neueren Dichter haben alle von ihm gelernt; er war unser Orbilius; die Reinheit des Reimes, auf welcher er unerbittlich bestand, bleibt nun festgestellt, auch von seiner Metrik, wie sie durch Minckwitz erstarrte, wird sich manches erhalten, die Bestimmung der mittelwertigen Silben ist oft schwankend und willkürlich, der Richtung der Zeit gemäß halten wir uns jetzt lieber an den Physiologen Brücke.

Den Philosophen Fichte, Ulrici, Huber gönnen wir die ewige Ruhe und wenden uns kurz zu B ö r n e. Aus Anlaß der Säkularfeier desselben wurde manches über ihn veröffentlicht, Carrière schaltete seinen Aufsatz der allgemeinen deutschen Bibliographie ein, und somit hat er nicht bloß die Bedeutung eines Feuilletons. Schwerlich tritt der Gegensatz der Zeiten irgendwo entschiedener hervor als bei der Beurteilung dieses Publizisten. Carrière stellt sich gewissermaßen in dessen Zeit und spricht aus dieser, um so glänzender wurde Licht und Farbe! Treitschke beurteilt ihn aus der Gegenwart; welcher Abgrund scheidet uns von jenen bundesaktlichen Tagen! — Darum ist er aber, wenn auch nicht ungerecht, doch zu hart, ja fast unbillig. Hören wir ihn im dritten Bande seiner deutschen Geschichte: „Börne fehlte der Sinn für die Wirklichkeit, das Machtgefühl, die Voraussicht und sogar die gewöhn-

liche Sachkenntnis. Den Fleiß, der seine Stammesgenossen sonst auszeichnet, hielt er in der Politik für überflüssig. Seine politischen Aufsätze sind samt und sonders leichte Feuilleton-Artikel, kein einziger darunter, der eine ernsthafte Beschäftigung mit dem Stoffe verriete. Durch ihn kam bei uns das souveräne Feuilleton in Schwung, was der unfertigen politischen Bildung der Deutschen unendlich schadete. Börnes Wirksamkeit war, obgleich sie aus den gegebenen Zuständen mit einer gewissen Notwendigkeit hervorging, durchaus unheilvoll für das heranwachsende Geschlecht."

Die Skizze: „Dreißig Jahre an der Akademie der Künste zu München" ist ein Stück Selbstbiographie, ein Stück deutscher Kunstgeschichte. „Deutschlands und Frankreichs gemeinsame Kulturaufgaben." Welches Glück für die Menschheit wäre es, wenn diese Ueberschrift bereits der Wirklichkeit entspräche und die zwei bedeutendsten Kulturvölker der Erde sich nur noch im friedlichen Wettkampfe versuchten! Wenn dieser Augenblick überhaupt kommt, verfließen noch bis dahin lange, lange Jahre, und Carrières wohlmeinende Worte sind in den Sturm gesprochen, den Sturm der Leidenschaft, welcher an der Seine nicht so bald verrauscht.

Carrières Buch bietet nicht jedem etwas, aber vielen vieles.

Wieder eine Anthologie

Es war ein österreichisches Blatt, welches bei Besprechung von Berns Anthologie zur Empfehlung anführte: Es seien hier die Oesterreicher sehr zahlreich vertreten. Das ist an und für sich sehr gleichgültig; nach meiner unmaßgeblichen Meinung braucht man es in Oesterreich just nicht als eine Gnade anzusehen, wenn unsere Dichter in derartigen Publikationen berücksichtigt werden oder nicht. Sie sind deswegen doch da! Es ist aber nicht einmal wahr, daß die österreichischen Dichter in entsprechender Weise vertreten sind. Wo bleiben denn, um nur von einigen Toten zu reden: Flir, Mayerhofer, Schleifer, Schober, Senn, Streiter, Tschabuschnigg, Weber, von Gilm, der zu den ersten Lyrikern der späteren Zeit gehört, ganz zu schweigen. Hat vielleicht Herr Bern nicht Zeit gehabt, sich die Literaturgeschichten von Kurz und Gottschall zu besehen oder auch das biographische Lexikon von Wurzbach, das freilich von einem Oesterreicher verfaßt und in Oesterreich gedruckt ist? Dafür bringt er sich selbst, — den Herrn Maximilian Bern — mit vier Liedern, oder auch Größen wie Bornhäuser, Bosse, Großmann u. a. und schließlich den unsterblichen Ernst Ziel gleich mit acht Nummern.

Ich will mich auf den sachlichen Wert dieser Anthologie nicht einlassen, — bei der Ausdehnung des deutschen Dichtergartens, wo doch auch Leute wie Grün, Heine, Lenau, Platen, Uhland säeten und pflanzten, kann es nicht schwer sein, mit mancherlei Quark einen dicken Strauß verhältnismäßig guter Gedichte zusammenzutragen — sondern mich ein bißchen mit der Vorrede beschäftigen. Diese „reichhaltige, billige Anthologie verdankt keiner buchhändlerischen Spekulation" ihr Dasein — sie entspringt wohl nur rein der christlichen Nächstenliebe der Herren Bern und Reklam? — Jener „hofft, es werde ihr gelingen, auch die neuere Poesie in die Hütten der Armut zu leiten." — Die deutsche Armut denkt nicht an die deutsche Lyrik und für die bekannte Bettelhaftigkeit des größten Teiles unseres gebildeten Publikums ist eine solche Anthologie nur das Mittel, bequem um die Werke der deutschen Dichter herumzuschleichen, ohne sie zu kaufen.

Herr Bern posaunt uns dann auch vor, wie wir es in der deutschen Lyrik so herrlich weit gebracht, „daß die unsterblichen Herren der klassischen Literatur keineswegs mit Stolz herabzusehen irgendwelche Ursache hätten." Sie könnten ja wohl auch von ihren Granitsockeln herabsteigen, sind sie doch lang genug droben gestanden! Wer kommt da von der Höh?

Die Heroen vide supra, wo ich ein viel längeres Verzeichnis von Nullen hätte anführen können, welche der „große Streber" Ernst Ziel mit seinem lahmen Orgelum, orgelum, dideldumdei abschließt. Doch Herr Ziel ist ja „geschätzter" Mitarbeiter verschiedener literarischer Blätter. Merkst du nichts?

Genug des Spaßes! Ich lasse Herrn Bern jetzt ganz laufen.

Dafür füge ich noch einiges über die Berechtigung der Anthologien überhaupt bei. Ich will nicht an S. Krispinus erinnern, der den Reichen Leder stahl, um für die Armen Schuhe zu machen. Die meisten Herren Anthologisten stibitzen den armen Dichtern ihre Gedichte, nicht um sie dem Publikum zu schenken, sondern um sich und den meist ohnedem reichen Verlegern etwas zu verdienen. Manchmal ist ihnen sogar die Mühe der Elstern zu groß, sie wenden sich einfach an die betreffenden Dichter um Exemplare ihrer Werke; um auch hier Mühe zu ersparen, können ihnen diese auch gleich mit dem Rotstift anmerken, was sie gedruckt wünschen. Jeder anständige Mensch soll sich schämen, eine solche Anthologie in die Hand zu nehmen.

Gibt es denn aber garkeine Anthologien, die berechtigt sind? Vielleicht von Fall zu Fall. Wir haben Poeten, die vielleicht ein oder zwei treffliche Gedichte schufen, Poeten, deren Werke, mögen sie nun ihr Los verdienen oder nicht, keine zweite Auflage erleben, sie sind wohl auch längst aus dem Buchhandel verschwunden. Dennoch enthalten sie manches schöne Gedicht. Nun kann man keinem einzelnen zumuten, alle deutschen Lyriker zu kennen oder aus dem Schutt aufzustöbern. Da würden Anthologien nach Ländern dem Freunde der Poesie und dem Literarhistoriker gewiß einen großen Dienst erweisen, abgesehen davon, daß mancher wackere Mann, der nicht ganz verschollen sein sollte, ein Denkmal erhielte, das man nicht erst zusammenzubetteln brauchte. Und so weiter!

Freilich lassen sich solche Anthologien nicht mit Schere und Kleister machen.

Wir haben in Oesterreich tüchtige, junge Germanisten; findet sich kein unternehmender Verleger, der sich an eine Anthologie wagte, von den Denis, Ratschky, Bern, durch die Mayrhofer, Senn, Schleifer bis zu den Pfeifer, Thaler, Zingerle."

Es handelt sich hier nicht um eine schwarzgelbe Winkelloge auf dem Parnaß im Stil des offiziellen Geschwätzes von der „Darstellung des österreichischen Staatsgedankens in Poesie und Kunst"; wir kennen nur deutsche Dichter in Oesterreich und diesen sollten endlich doch Oesterreicher zu ihrem Rechte helfen, darüber müßten sich schließlich nicht nur alle Deutschen freuen, es würde auch dem Staat selbst zur Ehre gereichen, obwohl die schönsten Blüten deutscher Poesie in Oesterreich trotz der Zensur der Offiziellen und Offiziösen vor und auch nach der Zensur nicht im Sonnenlicht höherer Gunst und Gnade wuchsen.

Wilhelm Lindemanns Geschichte der deutschen Literatur von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart

Man möchte sich fast versucht fühlen, Weite und Tiefe der echten geistigen Bildung eines Volkes nach Zahl und Umfang seiner Literaturgeschichten zu bestimmen, jedoch die Größe nach dem umgekehrten Satz zu berechnen. Eine Nation, welche lebendigen Anteil an den Werken ihrer Schriftsteller nimmt, sucht diese auf und will sie durch sie kennen lernen, ein halbgebildetes Publikum, welches in alles und über alles schwätzen will, begnügt sich mit Büchern, die es nach Art eines Konversationslexikons nachschlagen und um ein kulantes Urteil befragen kann. Solche Bücher wären leicht durch synchronistische Tabellen zu ersetzen, umso leichter, da man häufig auch noch die Nebenabsicht der Verfasser erkennt: sich selber oder einer Clique auf die Strümpfe zu helfen. Der „Gelehrte" setzt sich hin, schreibt geboren und gestorben eines Poeten, flickt einige Anekdoten dazwischen und liefert allenfalls ein Verdikt über seine Leistungen; je phrasenhafter, desto willkommener, denn man kann es sich umso schneller merken! Bekanntlich hat der Janhagel auch noch seine Freude an Hinrichtungen: wie prächtig, wenn ein großer Name

an den Galgen genagelt wird; da stellt man sich, die Hand im Hosensack, hin und grinst hinauf; wie ergötzlich, wenn so ein Historiker einem Autor den Skalp abstreifte, dem er von rechtswegen die Stiefel putzen sollte. Julian Schmid hat mit scharfer Sonde in manchen Windbeutel, besonders des jungen Deutschland gestochen und so vergolten, was dieser durch Frechheit an besseren Leuten gefrevelt; er hat manchen Gesichtspunkt entdeckt, dessen einseitige Berechtigung niemand bestreiten kann, es verschaffte aber nicht dieses Verdienst seinem Werk die zahlreichen Auflagen, eher gewann er sich durch scharfrichterliche Exekutionen obiger Art die Sympathien der Halbgebildeten, die, überall unfertig, eben darum fertig sind. Wir hätten endlich der Literaturgeschichten, die man aus Feuilletons zusammenstoppelt oder gar nach dem bekannten Rezept aus Büchern, die man eben zur Hand hat, mit der Schere schneidet, wahrlich genug und es stünde der bekannten deutschen Gründlichkeit besser, wenn sie andere Brunnen bohren wollte.

Doch halt! wir dürfen nicht nach der Schablone messen; da ist Herr Lindemann in dritter Auflage, die wir nur deswegen berühren, weil es die dritte ist, und reicht uns aus der Sakristei, wo bereits der verstorbene Barthel seinen Most holte, echten St. Johanns-Segen zur deutschen Literatur. Für jetzt will er „nur durch sein Werk selbst den Beweis liefern, daß er auf kirchlichem Standpunkte sich den freien Blick bewahrt hat, ohne welchen das richtige Verständnis einer geschichtlichen Entwicklung nicht möglich ist, daß er keineswegs eingenommen ist gegen alles protestantische Wesen, daß

auch ein kirchlich klingender Name sein ästhetisches Urteil nicht besticht."

Uns scheint für die Literaturgeschichte nur ein Standpunkt giltig. Sie darf nicht, wie es manchmal geschieht, Schriftsteller und Werke gleich den Kügelchen eines Rosenkranzes an einander reihen; auf ihrem Gebiete muß sie den äußeren und inneren Zusammenhang der Erscheinungen nachweisen: wie sie aus den allgemeinen Verhältnissen entsprangen, auf den schaffenden Geist wirkten und ihn in seiner Tätigkeit bedingten; wie dieser auf jene Einfluß gewann, wie seine Taten nach ihrem absoluten und relativen Werte den Gang der Gesamtentwicklung förderten oder hemmten — eine Weite des Horizontes, an welchem der christliche Standpunkt eben nur den Punkt einer Weltgegend bezeichnen kann. Werke, welche dieses Maß vertragen, gibt es wenig, sehr wenig und Diltheys Schleiermacher, Hayms Romantiker, Justis Winckelmann sind auch nicht für jeden gedruckt.

Da kann uns Herr Lindemann zurufen: Beurteilt mich aus meinem Buche, das allein ist die Probe meines Programmes!

Wir dürfen ihn nicht abschätzig beurteilen, das überlassen wir den Zeloten seiner Partei, die mit der Zionstrompete gegen die ganze deutsche Literatur von Luther an Sturm blasen und vor Luther den herrlichen Ghibellinen Walter, der noch dazu wahrscheinlich ein Tiroler war, allen Teufeln Dantes ausliefern möchten. Lindemann arbeitete im ganzen fleißig, doch erstreckte sich der Fleiß nicht gleichmäßig auf alle Partien; er sieht vielfältig richtig, wo ihn das Scheuleder nicht hindert;

hier sind aber seine Urteile nicht bloß oberflächlich, sondern verschroben, ja geradezu gehässig, so und nicht anders muß man das über H. Voß bezeichnen. Hat ihn vielleicht „die emsige Frau Pfarrerin mit den blondlockigen, veilchenäugigen Töchtern„ verwirrt? Doch nein! Es war wohl der Takt des bäurischen Dreschflegels, die handgreifliche Grobheit, mit welcher der Sachse auf den Konvertiten Stolberg losschlug. Am besten faßt diesen unerquicklichen Hader Goethe in einem Aufsatz von 1820, aber Goethe war freilich ein Heide! Um so milder beurteilt Lindemann die Exzentrizitäten der brüderlichen Zentauren, „welche mit Willküranahme eines wieder zu erringenden Urzustandes in offenen Bergseen badeten, bis die Steinwürfe der Prüderie sie verscheuchten". Ja Prüderie! was täte der Herr Pfarrer von Niederkrüchten, wenn seine Bauernjungen wie die Frösche nackt in die offenen Teiche platschen wollten? Er nähme gewiß die bekannte Birkenrute der Amaranth, verehelichten Walter, zur Hand! Man vergleiche noch, was unser Literarhistoriker über den bigotten Faun des Ultramontanismus und verlotterten Kostgänger des Absolutismus, über Friedrich von Schlegel singt, den Grillparzer so scharf photographierte. Die Lucinde, dieses kläglichste Zeugnis stumpfer Impotenz, welche sich mit Kantariden zur Produktion stachelt, ist ihm „eine jugendlich geniale, rücksichtslose Apologie der sinnlichen Liebe!" Von Genialität hat Herr Lindemann eigentümliche Begriffe; verleiht er dieses Attribut doch sogar dem Maler Raphael Mengs, der mit eklektischem Geschmack nur Destillate lieferte. Im ganzen erfreulich ist die Stellung, die er „Natan dem

Weisen" gegenüber einnimmt, um so erfreulicher nach dem Zynismus, mit welchem sich der jetzt kaltgestellte Freund Kettelers, Herr Heinrich Bone, in seinem Lesebuch, das leider auch in Oesterreich gebraucht wurde, an dieses dramatische Gedicht wagte.

Wir können Herrn Lindemann nicht durch die ganze Literatur begleiten. Verweilen wir noch bei den Oesterreichern. Zuerst erwartet man eine Zeichnung der Individualität des Volksstammes, in welcher die Art oder Unart der Dichter wurzelt: Herr Lindemann leiert uns die Phrasen vor, die längst schon auf allen literarischen Drehorgeln gestiftet sind. Ist ihm keine Ahnung von der Bedeutung der Volksbühne an der Donau aufgedämmert, die Gödecke fast zu enthusiastisch behandelt, daß er nichts anderes zu schreiben weiß als: „Ferdinand Raimund dichtete mit großem Geschick volkstümliche Zauber- und Märchenspiele und humoristische Charakterstücke." Die Worte über Lenau: „Er bietet ein trauriges Beispiel, wie ein reichbegabter Geist nach der Einbuße des Glaubens im Zweifel sich aufreibt und vernichtet!" gehören wohl auf jenen Standpunkt, wo zwar nicht der Pferdefuß, wohl aber ein Kanonenstiefel sichtbar wird.

Grillparzer und Stifter! Hätte Lindemann das schöne Buch von Emil Kuh: „Zwei Dichter Oesterreichs" und die späteren Aufsätze des gleichen Schriftstellers in der „Wiener Zeitung" nur oberflächlich angeschaut, so wäre uns sein Geflunker wohl erspart geblieben. Mehr Platz für diese Männer und sei es auch auf Kosten der Hoppensack, Schlüter, Nadermann, Silbert, Geissel usw., die Lindemann zur Revue führt.

Lindemann trennt die Tiroler von den Oesterreichern. Daran hat er recht getan, denn sie stehen mit der Dichtergruppe, welche man als die österreichische bezeichnet, nicht einmal in einem äußeren Zusammenhang. Die Charakteristik der tirolischen Muse, welche allein jene Trennung rechtfertigen kann, hat uns Herr Lindemann geschenkt und dafür einen Gallimathias in die Welt geschickt, welcher trotz des großen Krachs erheitern kann. Ich zitiere wörtlich: „In Tirol, dem Lande des Volksgesanges, schlossen sich zu Ende der Zwanzigerjahre poesiebegeisterte Jünglinge zusammen und veröffentlichten die „Alpenblumen aus Tirol“ (1827 bis 1829). Noch schlummerten die Gegensätze, durch welche die Freunde später entzweit wurden. Von denjenigen, die sich der liberalen Linken zuwandten, verdienen Hermann v. Gilm (1812 bis 1864), Adolf Pichler (geb. 1819) und Josef Streiter (geb. 1804), der seine Gedichte als Berengarius Ivo herausgab, Erwähnung. Auf der anderen Seite stehen: Ig. Vinc. Zingerle (geb. 1825 zu Meran), auch bekannt durch seine Forschungen auf dem Gebiete der deutschen Sprache und Sage, Al. Flir und Beda Weber.“ Hätte doch Herr Lindemann die einschlägigen Abschnitte im vierten Band der Literaturgeschichte von H. Kurz, der mit gewissenhaftem Fleiß arbeitete, gelesen! Nicht zu reden von dem Aufsatz in der „Oesterreichischen Wochenschrift“, Beiträge zur deutschen Literaturgeschichte von A*r., Heft 37, 38, 39, Jahrgang 1872. Er konnte diesen Aufsatz im Verzeichnis von Zarnckes Literaturblatt aufgezählt finden, und daß Zarnckes Literaturblatt nach Niederkrüchta gelangte,

darf ich wohl voraussetzen. Lindemann bezeichnet Tirol als das Land des Volksgesanges. Er hatte dabei wohl die wandernden Zillerthaler im Kopf, der Bauer an der Etsch, Rienz und Drau beteiligt sich schon seiner Natur nach weniger am Liede, den Innthalern ist die Lust zum Singen auch so ziemlich vergangen, seit ihnen fanatische Hände die Zithern als Teufelsspiel zertrümmerten und — — — aus Ursachen, welche das bekannte Auswandererlied, das man dem Gärtner Obrist Hans von Stans zuschreibt, drastisch schildert. Lindemann stellt Ig. Vinc. Zingerle an die Spitze der ultramontanen Poeten. Wer hat ihm das gesteckt? Zingerles Parteistellung ist Privatsache, darüber mag er sich mit Lindemann benehmen. Wir haben es mit dem Dichter zu tun. Vor zwanzig Jahren veröffentlichte er einen Band Gedichte, von denen Heinrich Kurz sagt: „Weder in Gedanken, noch in der Darstellung neu, erheben sie sich doch über die alltägliche Mittelmäßigkeit. Die Balladen und Legenden sind im ganzen gut erzählt, die Lieder zeugen zum Teil von warmem Gefühl, die epigrammatischen Gaben gehören zum besten der Sammlung sowie die Lieder aus dem Märchen „Schneewittchen". Diese bescheidenen Gaben berechtigten Herrn Lindemann denn doch nicht, Zingerle den Vortritt vor Leuten wie Beda Weber und Alois Flir einzuräumen, möge man nun von ihren Leistungen was immer für eine Meinung haben. Zingerle gehört zu den wenigen Menschen, die sehr bald das wahre Ziel ihres geistigen Berufes erkennen, daher hängte er die Leier an die Wand und griff zum Spaten des Forschers. Welch' reichen Stoff hat er hier zutage gefördert! Tirol schuldet

seinem gründlichen Fleiße den schönsten Ehrendank und wird ihn gewiß abtragen, wenn das Verständnis für solche Dinge allgemein erwacht! Doch wir wollen mit Herrn Lindemann nicht kleinlich verfahren, um so weniger, da wir ihm seine Schlamperei arithmetisch nachrechnen können. Er spricht von den poesiebegeisterten Jünglingen, welche die „Alpenblumen“ herausgaben.

„Noch schlummerten die Gegensätze, durch welche die Freunde später entzweit werden“. Der Herr Pfarrer verweist drei zu den Böcken, drei zu den Schafen. Nun mache man eine Subtraktion. Die „Alpenblumen aus Tirol“ erschienen 1827. H. v. Gilm hat also, weil er 1812 geboren wurde, mit fünfzehn, ich, geb. 1819, mit acht und Ig. Zingerle, geb. 1825, schon mit zwei Jahren bei jenen Alpenblumen mitgepflanzt! Nach diesem drolligen Beitrag zur deutschen Gründlichkeit wollen wir Herrn Lindemann nicht weiter behelligen.

Die Literaturgeschichte, insofern sie Tirol betrifft, muß man anders angreifen. Den Reigen eröffnet hier Al. Weißenbach aus Telfs, dessen „Brautkranz“ im Burgtheater zu Wien öfters aufgeführt wurde. Auf ihn, wenn auch ohne Zusammenhang mit ihm folgen die Poeten der „Alpenblumen“. Die bedeutendsten derselben sind Johannes Schuler, Josef Streiter und Beda Weber. Neben ihnen bewegen sich Johann Senn, Alois Flir und später Hermann v. Gilm. Ueber die Zeit dieser Männer berichtet ausführlich der oben erwähnte Aufsatz der „Oesterreichischen Wochenschrift“, welcher zugleich die Gründe andeutet, warum man sie trotz innerer und äußerer Differenzen, die sich zu bitterer Fehde steigerten, in eine Gruppe zu vereinigen habe.

Mit dem Auftreten A. Flirs an der Universität beginnt ein neuer Abschnitt im poetischen Leben Tirols. Man kann nicht sagen, durch ihn, wohl aber regte er vielfach an. Das erste Regen dieses Kreises bezeichnen die „Frühlieder aus Tirol", die 1846 erschienen. Hier begegnen wir B. v. Ehrhart, A. Meßmer, Adolf Purtscher und Sigmund Schlumpf, der eben, als er seine Gedichte für den Druck vorbereitete, vom Tode hingerafft wurde. Jeder dieser Poeten hat seine eigene, oft interessante Physiognomie, doch lassen sie sich nur als Gruppe aufführen.

Später bieten uns Peter Moser, Hans v. Vintler und Ludwig v. Hörmann in einem gemeinsamen Strauße manche hübsche Blüte; letzterer, ein sehr emsiger Sammler, bietet uns auch „Bilder aus dem Tiroler Leben", wie wir denn von ihm bereits manche frische und ethnographisch interessanten Aufsätze kennen. Als der Jüngste mag ihm der gewandte Georg Obrist folgen, der in gelungenen Uebersetzungen Werke kleinrussischer Poeten der deutschen Literatur vermittelte.

Erwähnen wir noch Angelica v. Hörmann. Ueber ihre „Grüße aus Tirol" schreibt Julius Große: „Es sind Ergüsse einer tieffühlenden, sinnigen und liebenswürdigen Dichterin, deren Gesichtskreis allerdings selten über die Natur ihrer Umgebung, über das herrliche Tirol und die häusliche Welt hinausgeht; innerhalb derselben jedoch entfaltet sie eine überaus melodische Sangesgabe, die häufig von ungewöhnlicher plastischer Anschauung ist." — Den Reigen möge Christian Schneller schließen. Sein Talent richtet sich mehr auf die Schil-

derung und Beschreibung; und in diesem Sinne durfte Moriz Carrière sein kleines Epos „Am Alpsee“ mit Neureuthers Arabeskenbildern vergleichen. Von hervorragender Bedeutung sind seine „Sagen und Märchen aus Wälsch-Tirol“. Die Behandlung des Stoffes ist musterhaft, er eroberte durch dieses Buch dem deutschen Volke ein Gebiet wieder, das man längst als verloren betrachtete.

Die Zahl der Namen ließe sich leicht vermehren: nirgends wurde vielleicht so viel geverselt, als in Tirol während der letzten zwei Dezennien. Aber hinter den Namen fehlen die Dichter und in den Versen die Poesie und weil auch die Mode keinem derselben flüchtigen Glanz verlieh, will ich hier meine kurzen Andeutungen abbrechen.

Hermann Hettner's Literaturgeschichte des 18. Jahrhunderts

Mit dem 5. Bande liegt Hettners großes Werk dem Publikum vollendet vor. An die Aufgabe, die er sich gestellt, durfte sich nur ein Deutscher wagen; Werke von solcher Weite des Horizonts, solcher Schärfe der Charakteristik schlagen ihre Wurzeln nur in deutschem Boden. Das wissen wir dankbar zu schätzen. Hettner hat nicht bloß, wie er überbescheiden meint, glücklicheren Nachfolgern durch manche Einzelheiten brauchbare Bausteine geliefert, sondern ein höheres Ziel erreicht, das sich ja schon in der Einheit, dem Zusammenhange des Planes ausspricht. Vollendet und fertig nennt er es wohl selbst nicht. Das kann ein solches Werk kaum je werden. Es fordert Jahre zum Vorstudium, Jahre zum Niederschreiben; während es erscheint, liefern andere Forscher Monographien, die zwar nicht den Grundriß zerstören, wohl aber, wie z. B. Diderot von Rosenkranz manches architektonische Detail ummodeln. Der Verfasser selbst wächst mit seiner Arbeit und über diese hinaus; er fühlt, daß er manches enger fassen, hie und da einen Schwerpunkt verlegen, eine Linie fester ziehen, eine andere radieren muß. Das hängt allem an, was menschliche Tätigkeit in dieser Weise schafft, ohne den relativen Wert desselben zu beeinträchtigen.

Das vorausgeschickt, will ich Hettner nicht etwa

Schritt vor Schritt begleiten oder eine eingehende Kritik über ihn schreiben; dem ist meine Kraft nicht gewachsen, fühlte ich auch die Lust dazu. Nur einzelne Bemerkungen seien mir gestattet, wie ich sie manchmal mit dem Bleistift hinwarf, Bemerkungen, die sich bloß um Sachliches drehen.

Der erste und zweite Band behandelt die einschlägige Geschichte Englands und Frankreichs. Ueberall brechen die Quellen aus dem harten Boden, vereinigen sich zu Bächlein und endlich zum großen Strome der Aufklärung, der manchmal, durch reaktionäre Dämme gestaut, zu stocken scheint, sich jedoch auf einem anderen Punkte neuerdings Bahn bricht und, obschon stellenweise schlammig, unaufhaltsam mit der Arche der Menschheit zu den seligen Inseln der Humanität vorwärts flutet. Beide Bände bedingen sich gegenseitig, sie sind aber auch die Ouvertüre der deutschen Literaturgeschichte, für welche sie eine ebenso notwendige Voraussetzung bilden, als die Kenntnis des klassischen Altertums. Sind wir Deutsche in dieser Weise abhängig, so dürfen wir ruhig sagen, daß denn doch die herrlichsten Früchte, die gereift, aus der Fülle deutschen Gemüts, aus dem Reichtum deutschen Geistes ihre Säfte sogen.

In der Einleitung zu den Franzosen sagt Hettner: „Man nennt diese Schriftsteller viel, kennt sie jedoch wenig. Manchen werde ich zu schwarz, den meisten zu hell gemalt haben.“ Für Mucker und Ultramontane, die Voltaire und die Enzyklopädisten ohnedem zur Rotte Korah zählen, gewiß; die Gebildeten bestrebten sich aber in der jüngst abgelaufenen Phase unseres geistigen Lebens, den Franzosen in jedem Sinne gerecht zu werden.

Wie rein und edel ist diese Gerechtigkeit gegenüber dem Schwindel, mit dem man in den Dreißigerjahren französisches Wesen als Muster für Deutschland betrachtete, mit einem Anflug falscher Romantik den korsischen Verbrecher besang und selbst die Geister zu seiner nächtlichen Heerschau aus den Gräbern rief! Wie selbstlos und edel ist diese Gerechtigkeit neben dem Treiben jener schamlosen Literatenclique, welche einem Publikum, das sich deutschen Schriftstellern gegenüber so prüd auf seine Keuschheit beruft, den Abhub der Sudelküche an der Seine, sei es in Drama oder Roman, zur Stillung rohesten Stoffhungers in den Rachen warf! Die Literaturgeschichte einer freien und unabhängigen Zukunft, wo die Rattenkönige der Koterie längst verfault sind, wird es mit Wehmut hervorheben, daß zwar manche echte Blüte hie und da aufknospte, die Französelei jedoch den Markt beherrschte und in der Gunst des Tages ein breites Feld behauptete, während kein Lessing den Strom in den Stall des Augias leitete und das Geschmeiß wegfegte. Freilich dürfen wir nicht vergessen, daß es auch eine Verlotterung gibt, der selbst Lessing mit stummem Hohn den Rücken gekehrt hätte.

Diese Gerechtigkeit gerade vor dem Ausbruch des großen Krieges ist umso merkwürdiger, fast scheint es, als sollte, ehe die Schwerter schlugen, erst noch auf geistigem Gebiet die Rechnung bereinigt werden. Dafür zeugt das vorliegende Werk Hettners; ich erinnere noch an Voltaire von Strauß, Diderot von Rosenkranz, Molière von Trautwein, Lamennais von Huber und insbesondere an Carrières Die Kunst und die Ideale, wo er im vierten Band die klassische Periode der Franzosen

einbezieht. Corneille, Racine, Molière, Voltaire waren freilich Herren, vor denen man einen About, Sardou, Veuillot oder Rochefort anstandshalber gar nicht nennen darf. Hettner bespricht auch die Macht der Aufklärungsliteratur, ihren Einfluß auf die Schriftsteller anderer Völker. Der Abschnitt über Italien scheint mir mit einer Oberflächlichkeit abgefaßt, die sich nur damit entschuldigen kann, daß man es hier bloß mit einem kleinen Nebenarm des gewaltigen Stromes zu tun hat. Es läßt sich aber nicht verkennen, daß Italien von Jahr zu Jahr tiefer einsetzt und insofern gewinnen auch die Anfänger erhöhte Bedeutung. Da darf man G. Parini nicht unterschätzen. Der edle Abbate, dem der sittliche und geistige Gehalt nicht in leerem Formalismus unterging, machte auf dem Parkett der Mailänder Salons eine sehr scharfe Opposition gegen die Verrottung der privilegierten Stände. Aus manchen Stellen seiner „Vier Tageszeiten" züngelt es fast wie demokratischer Hohn, man hört durch die feine Ironie den Aufschrei der gequälten Armut und das Auge glänzt nicht bloß von kaltem Spott. Verwahrt er sich auch gegen Voltaire, den man über- und unterschätze, gegen das Babel an der Seine, das seit Jahrhunderten die Welt mit seinen Lastern besudle, ist er auch kein Stürmer, so fühlt man doch in seinen Schriften das Wehen des neuen Geistes, und im Innersten von diesem angehaucht, läßt er den Widerhall erklingen in harmonischen Versen. Ueber die damaligen Zustände Oberitaliens gibt ein Buch Cesare Cantus: „L'Abbate Parini e la Lombardia nel secolo passato" vielfach Aufschlüsse. Cantu hat einen frischen Sinn für volkstümliche und kulturhistori-

sche Elemente; ich ziehe ihn deswegen trotz mancher reaktionärer Schrulle weit dem vielgelesenen E. Sindici mit seinem Phrasengeklingel vor. Als Einleitung stellte Hettner der deutschen Literaturgeschichte einen Rückblick auf die deutsche Bildung des 16. und 17. Jahrhunderts voran. Daß die Reformation der Anfang modernen Geisteslebens sei, wird niemand mehr bestreiten; selbst katholische Schriftsteller behaupten, daß Voltaire, Diderot, die Enzyklopädisten Luthers Werk dem Wesen nach fortgesetzt, so wahrscheinlich auch dieser jenen Franzosen wie dem Teufel das Tintengeschirr an den Kopf geschleudert hätte. Dem gewaltigen Aufschwunge folgte jedoch nur zu rasch ein Erstarren; das ungeheure Elend des dreißigjährigen Krieges bedrohte sogar die Keime des großen Werkes. Wie eine der reizenden Inseln, welche Camoëns oder Ariosto anmutig in die öde Salzwüste des Ozeans zaubert, — Lianen mit seltsamen Blüten, die Ranken der mystischen Passionsblume, schlanke Palmen, zartgegliederte Farrenschäfte verhüllen den Boden, daß man kaum festes Gestein wahrnimmt, — so treten uns aus jenen schrecklichen Tagen die Schriften des Philosophus teutonicus entgegen. Wer mag sich rühmen, er fasse überall die eigentliche Meinung des phantastischen Schusters! Dennoch fühlt sich jeder angeregt von seinen tiefsinnigen Herzensergießungen, die den Frost des hohlen und zanksüchtigen Kirchentums der Konkordienform durchbrechen und wohl auch etwas mehr sind, als der reizende Gegenschlag wider dasselbe. Die reiche Bilderwelt, die Gemütstiefe führte die Romantiker, welche durch die kahle Nüchternheit damaliger Aufklärung abgestoßen waren,

zu ihm; daß die Philosophen nach Kant sich mit ihm mehrfach beschäftigten und viele spekulative Ideen bei ihm entdeckten, darf man auch nicht vergessen. Wenn Fr. v. Schlegel seine Bedeutung für die Sprache hervorhebt, so muß man nur bedauern, daß er wie Tauler und Suso in dieser Beziehung nicht genugsam für Theologie und Philosophie ausgebeutet wurde.

Bei den Katholiken treten besonders die Jesuiten hervor; den edlen Spee, den brünstigen Silesius braucht man nur zu erwähnen. Diese dichteten deutsch. Bald aber schnallte die Muse auch den lateinischen Kothurn an den Rist; sie bewegte sich häufig in der toten, einseitig gelehrten Form einer abgestorbenen Sprache; den Vorwurf jedoch, daß sie keinen anderen Maßstab kenne, als den roher, handgreiflichster Nützlichkeit, braucht sie sich nicht unbedingt gefallen zu lassen. Heben wir Balde hervor. Wenn auch in der angelernten Horazischen Strophe, ist er doch der hervorragendste Poet jener schweren Zeit; das geht freilich aus dem, was Herder von und über ihn schüchtern mitteilt, nicht zur Genüge hervor, wohl aber aus seinen Originalwerken. Abgesehen von ultramontanem Schnickschnack zeichnet ihn Westermayr besser, der freilich als schwarzer Kampfhahn für manche fanatische Falte des Jesuiten ein schärferes Verständnis mitbrachte, als der humane Protestant Balde gegenüber zeigt; obwohl er neuen Wein in alte Schläuche gießt, fühlt er, wie ein Logau, Flemming die wärmste Teilnahme an der Größe und dem Verfall Deutschlands, daß man ihn den Römlingen an der Etsch, dem Inn, der Isar, dem Main und auf der roten Erde gar wohl als Muster empfehlen

könnte. Mit echter Begeisterung führt er uns vor die Altäre seiner Gottesjungfrau, die für ihn keine Puppe aus Porzellan unter Efeugewinde war, wie im Boudoir moderner Damen, von denen nicht einmal der Name unbefleckt ist. Kraftvoll und gedrungen legt er die ethischen Ergebnisse seines Lebens vor, er besitzt ein Verständnis ästhetischer Dinge, das den späteren Bodmer und Gottsched immerhin manchen Lufthieb erspart hätte. Es fehlt ihm auch nicht an individueller Auffassung; wir bemerken ein inniges Verständnis des Volkes, unter dem er wandelte, Freude an der landschaftlichen Natur Bayerns, seiner zweiten Heimat, deren tatkräftiger Fürst ihm ein Augustus war. Auch die wuchtige Geißel der Satyre wußte er zu schwingen, und gestattete es der Schmerz über die Greuel, die er ansehen und miterdulden mußte, so spielte wohl auch um seine Lippen das Lächeln des Scherzes. Ja, er war ein ganzer Mann und trotz des viereckigen Jesuitenhütleins ein deutscher Mann. Daß er lateinisch dichtete, darf man ihm nicht vorwerfen; er war der Sohn seiner Zeit und konnte über diese ebenso wenig springen, wie über seinen Schatten — gerade so, wie die protestantischen Dichter jener Tage, von denen ihn keiner an Gehalt und Vielseitigkeit erreicht.

An Balde schloß sich eine lange Reihe von Poeten seines Ordens, teils in München, teils in Wien. In jeder Beziehung weit unter ihm, verdienen sie wenigstens übersichtliche Beachtung. Darunter auch W. Avancini, der schwarze Troubadour, der Kaiser Ferdinand III. und Leopold I. und eines Eugen von Savoyen. In seiner Poësis lyrica fordert er auch den Papst auf, das

Dogma der immaculata conceptio auszusprechen, was bekanntlich Pius IX. im 19. Jahrhundert vorbehalten blieb. Diese Jesuiten klitterten auch Dramen; dabei ist es merkwürdig, daß sie zuerst den Zusammenhang mit der spanischen Bühne vermittelten, an welche bekanntlich später Schreyvogel, Halm und mancher noch lebende Wiener Poet anknüpfte, vermutlich ohne Ahnung von jenen Pfadfindern in der Kutte.

Der Festspiele, welche die Jesuiten bei feierlichen Gelegenheiten mit ihren Zöglingen aufführten, gedenkt jede Geschichte des Dramas. Ihre Wirkung beschränkte sich jedoch nicht auf die Schule, sie ging auf das Volk über. Das ist besonders ersichtlich in Tirol, wo das Volksleben stets Energie und Innerlichkeit entfaltete, wie schon das lange, trotzige Festhalten am Protestantismus beweist, bis dieser dem Henker und der Proskription erlag. Die Passionsspiele, welche sich aus dem Mittelalter in die Gegenwart fortziehen, wurden vielfach beschrieben. Interessant ist es zu sehen, wie oft geistige Einflüsse sprungweise auf weite Fernen wirkten. So begegnet man in einem „Tode Christi", der im 18. Jahrhundert bei Innsbruck gedichtet wurde, Stellen aus dem „Christus patiens" von Hugo Grotius. Wenn auch die Bürger von Hall in ihrer Trinkstube die Dramen eines Zesen oder Birken lasen, sind doch die sogenannten Bauernspiele, die sich auch der Gattung nach vom mehr epischen Passion unterscheiden, nicht auf das Mittelalter zurückzuführen. Während ihrer eigentlichen Blütezeit im 18. Jahrhundert stehen sie in nachweisbarem Zusammenhang mit den festlichen Vorstellungen der Jesuiten in Innsbruck und so wirkten

diese wenigstens nach einer Richtung anregend, ohne daß man sie von der Schuld, eine reiche Fülle geistigen Lebens in Tirol erstickt zu haben, freisprechen kann. Nebenbei sei bemerkt, daß der klassische Alexandriner Corneilles und Racines nicht bloß die schlesischen Dichterschulen, sondern auch die Volkspoesie beherrschte, freilich nur als Knittelvers, wie das jedes ältere Tiroler Bauernspiel belegt. Das Rokoko, diese toll gewordene Renaissance, wurde überhaupt vom Volke bald erfaßt und stark festgehalten. Das Rokoko ist so recht der Stil des späteren Katholizismus, indem es mit Trompeten, Pauken und Blasengeln anstürmend die Sinne gewaltsam packt und wirbelt. Wie sehr die Gotik, der Stil des mittelalterlichen Katholizismus, dem Bewußtsein der Bauern entfremdet sei, konnte ein Priester des Oberinntales erfahren, der auf eigene Kosten mit großem Aufwand unter Beiziehung sachverständiger Künstler die alte Kirche zu Pfaffenhofen gotisch restaurierte und dabei auf den entschiedensten Widerspruch stieß, so daß der Bischof selbst die rebellische Gemeinde belehren mußte. Möge man die ehrwürdigen Denkmale der Vorzeit sorgfältig erhalten und, wo man es kann, ergänzen, das ist recht und löblich; wer jedoch tiefer in das Volk blickt, wird die Ueberzeugung kaum abwehren, daß für dasselbe die moderne Gotik durchaus kein Bedürfnis sei und eine sehr bedenkliche Aehnlichkeit mit den nüchternen Bestrebungen in den Tagen Hadrians zeige, das klassische Heidentum zu galvanisieren.

Ich weiß sehr wohl, was sich Hettner für eine Aufgabe stellte: Er schildert den Beginn und Fortschritt der modernen Humanität, wo sich der Mensch ohne

Rücksicht auf ein Dogma für die Gesetze seiner eigensten Natur erklärt; man kann der Art und Weise, wie er es tut, vollen Beifall zollen, aber auch manchmal den Wunsch ausdrücken, daß die Gegensätze, die etwa nicht bloß in einem Schmollwinkel verstummten, sondern viel Gebiet kräftig beherrschten und noch beherrschen, lebhafter gefärbt und tiefer schattiert wären. Die leuchtenden Gestalten, die sich im Kampf für diese Ideen der Humanität hervorgetan, werden uns dadurch besser in die Nähe gerückt, erhalten volleres Relief. Namentlich gewinnt die Geschichte der Aufklärung in Bayern und Oesterreich, wo ein Abraham a Santa Clara mehrfach Rücksicht verdient, dadurch festen Boden. Man lernt begreifen, wie gerade im modernen Oesterreich, wo noch reiche Keime der Entwicklung harren und gewiß — aber nur durch den engsten Anschluß an den deutschen Geist — sich zu voller Pracht entfalten, auch vor dem Abschluß des Konkordats unter den Gebildeten nicht bloß Gleichgiltigkeit, sondern entschiedene Abneigung gegen alles kirchliche Wesen Wurzel faßte. Ein ausführliches quellenmäßiges Werk über den Beginn der Kämpfe unter Maria Theresia bis zu den Tagen, wo sich die neue österreichische Dichterschule zu regen beginnt, wäre eine sehr dankenswerte Aufgabe. Es kann nur in Wien geschrieben werden, weil sich bloß hier Urkunden und Tradition dafür finden; vielleicht holt das kräftig erwachende deutsche Bewußtsein nach, was träger Dusel früher versäumte. Wenigstens hat man keine Ursache, den norddeutschen Literarhistorikern vorzuwerfen, daß sie Oesterreich als Aschenbrödel behandeln, solange man selbst fast nichts für die Ehre des Hauses tut.

II.

Hettners Werk will eine Geschichte geistigen Lebens sein, er mußte daher selbstverständlich Musik und bildende Kunst berücksichtigen. Hier das richtige Maß zu treffen, ohne die notwendigen Grenzen des Gegenstandes zu sprengen, ist sehr schwer. Da kann man mit Hettner wohl hie und da rechten, ohne vielleicht immer recht zu haben. Man denkt leicht an Elias Ridinger von Augsburg; seine Kupferstiche atmen die unmittelbare Klarheit tierischen Lebens, durch den Wald zieht frischer Harzduft und sieht man ein Zöpflein, so hängt es nur im Nacken der vornehmen Jäger. Ridingers Unbefangenheit ist um so merkwürdiger in einer Zeit der Affektation und erfreut ebenso, wie die harmlose Naivität des späteren Chodowiecki. Erwähnung fordern darf neben Fischer von Erlach Raffael Donner, dessen herrliche Brunnenfiguren vor dem Untergang zu retten man sich endlich in Wien entschlossen hat. Eine Gegenüberstellung Donners und Schlüters böte interessante Gesichtspunkte. Mir scheint auch Martin Knoller aus Tirol der Beachtung wert zu sein. Geboren 1725 zu Steinach, gelangte er erst spät in eine Kunstschule; 1755 lernte er zu Rom Mengs und Winckelmann kennen; mit beiden wechselte er Briefe. Er überbietet den geistreichen Eklektiker aus Dresden an Kraft des Lebens, hie und da überrascht in seinen nicht immer edlen Gestalten ein Zug des Realismus oder der Ausdruck innigen Gefühls, der sattsam zeigt, daß er den aufrichtigen Glauben des Tirolerbuben auch als berühmter Künstler

in der Ferne zu bewahren wußte. Es ist an ihm mehr zu rühmen als bloß die Gründlichkeit und Vollkommenheit der akademischen Zeichnung. Sein Einfluß erstreckte sich über ganz Süddeutschland, seine großen Freskozyklen muß man zu Mailand im Palast Belgioioso oder Groppi, in den Kirchen von Ettal, Gries, München, Meersheim, Wien und Innsbruck suchen, treffliche Oelbilder enthält die Kirche von Steinach, einiges auch das Ferdinandeum. Knollers ausgezeichnete Freskotechnik ging auf seinen Schüler J. Schöpf über, der noch zu einer Zeit prächtige Deckenbilder malte, als man meinte, in der Villa Batholdi erst die Freskomalerei neu erfinden zu müssen. So schleppen sich Vorurteile weiter und weiter; in den abgelegenen Kirchlein des Gebirges Ergänzungen für die Kunstgeschichte zu suchen, fällt freilich selten jemandem ein.

Damit breche ich meine speziellen Bemerkungen, die sich leicht vermehren ließen, ab und kehre zu Hettner zurück. Der 5. Band schließt mit Goethes Tod; den Romantikern ist wenig Raum gewidmet; daß Hettner sie gründlich kennt, hat er schon früher bewiesen; ein Haym, ein Dilthey belehren uns ausführlich über ihre Kämpfe — nicht weniger wild und leidenschaftlich als in den Tagen von Sturm und Drang, an die sie mehrfach und nicht bloß zufällig mahnen. Die Romantiker stehen allerdings tief unter den großen Klassikern, weisen aber doch über jene Herren hinaus in die Zukunft. — Mit Goethe und Schiller war, soweit es die Verhältnisse gestatteten, ein höchstes allgemein Giltiges aufgestellt: das humane Ideal! Jetzt darf man fragen, ob dieses Ideal ohne nationalen Gehalt vollständig zu er-

reichen sei. — Nein! sage ich, weil ohne ihn der wahre Staat, das höchste Kunstwerk der modernen Menschheit, wo Natur und Bewußtsein in jedem Punkte zusammentreffen müssen, geradezu unmöglich ist. Jedes Volk muß sein, was es seiner Individualität nach sein kann und ergänzt dadurch die Menschheit. Das ist allerdings ein Ausgleich, aber ein weltgeschichtlicher. Keine Nation ist mehr dazu berufen, als die deutsche, sie kann auf ihrer Höhe ruhig gleiches Recht für alle proklamieren. Mit dem Jahre 1870 versank eine graue Vergangenheit hinter dem deutschen Volke; was es daraus an Kleinodien und hehren Götterbildern gerettet, mag es bergen in dem neuen Tempel, dessen Grundfesten sich bereits erheben. Möge er vollendet werden in echter Treue! Nach der Arbeit des Schwertes beginnt der Geist, der ja auch jenes geleitet, seine Tätigkeit nach allen Richtungen der Kunst, der Wissenschaft, des sozialen Lebens. Die Tore der Zukunft, welche die edelsten deutschen Männer vom Berg aus sahen, auf deren Besitz sie schmerzlich entsagend verzichteten, sind aufgetan; die deutsche Nation hat nicht im Geist allein mehr ihre Heimat, sie hat diesem Geiste ein festes Vaterland errungen und so bedeutet das Jahr 1870 auch den Beginn einer neuen Literaturgeschichte.

Christian Felix Weiße

Fast sieht man vor Literaturgeschichten die Literatur nicht mehr; bei dieser Ueberfülle könnte man wohl glauben, Dichter und Verleger seien in einem Eldorado des neunzehnten Jahrhunderts angelangt. Das widerlegt leider die Erfahrung, man möchte den Schein der Bildung besitzen und benützt jene Werke nur, um für ein augenblickliches Bedürfnis zu den enzyklopädischen Tatsachen allsogleich ein fertiges Urteil zu bringen. Befriedigen sie nun bei einer großen Handlichkeit auch die Lust am Schaffen durch effektvolle Illustrationen, so ist der Erfolg sicher.

Daneben geht freilich eine ernstere Strömung, diese setzt die bahnbrechenden Arbeiten eines Gervinus und Koberstein fort und schafft das Material für eine künftige, gediegene Literaturgeschichte. Zu tun bleibt allerdings viel, erst müssen die Hierophanten Goethes, welche dessen menschlich reines Bild durch ihre zahlreichen Mosaiksteinchen bereits zu einem byzantinischen Herrgott verzerren, im Nebel von Fausts Pudel verschwinden; aber es geschieht auch viel, und die Oesterreicher tun redlich das ihrige. Zuerst müssen Monographien neue Bausteine liefern; ich erinnere an die, wenn auch immerhin einseitigen Schriften Emil Kuhs, über Grill-

parzer, Stifter, Hebbel, die musterhafte Biographie Lenaus von Anastasius Grün, Brandls Brockes, Lebruns Collin — zerstreuter Aufsätze und der Mitteilungen über ältere Perioden nicht zu gedenken — jetzt liegt ein neues Werk von Dr. J. Minor vor: „Christian Felix Weiße und seine Beziehungen zur deutschen Literatur des achtzehnten Jahrhunderts". Wer hätte noch vor zwanzig, dreißig Jahren solche Bücher aus Oesterreich erwartet, wer hätte einen Verleger dafür in Innsbruck gesucht!

Mag man auch an einzelnem mäkeln, das Buch Minors ist eine tüchtige Leistung und die österreichische Journalistik hat die Pflicht, sich damit zu beschäftigen, wenn auch der Stoff und die Verhältnisse ein gewisses Maß der Beschränkung auferlegen.

Der Verfasser beruft sich zur Rechtfertigung seiner Arbeit auf Gödeke, der bereits vor 30 Jahren den Wunsch nach einer Biographie Weißes ausgesprochen hat. Das ist nicht notwendig, das Buch trägt seine Rechtfertigung in sich. Minor hat uns F. Weißes umfangreiche literarische Produktion übersichtlich charakterisiert und verdient daher umsomehr Dank, da die breite Masse derselben nicht überall zugänglich und, wenn auch, gar selten eine erquickliche Lektüre ist. Er wies ihr in der Entwicklung unserer Literatur die gebührende Stelle an; er machte in dem wuchernden Gestrüppe Durchschläge, welche literar-historische Ausblicke auf ein weiteres Terrain gestatten und die Wurzeln, den Zusammenhang der Erscheinungen enthüllen. Dieses ermöglichte ihm auch die Benutzung der noch vorhandenen Reste von Weißes Nachlaß.

Ueber Weißes Grab wächst das Gras, seine Werke sind verschollen. Minor verlangt nicht, sie dem modernen Leser wieder in die Hand zu geben, aber er bläst den fast hundertjährigen Staub von ihnen ab und zeigt mit Liebe und Ausdauer, welchen Einfluß sie auf die Ideen und den Geschmack ihres Zeitalters übten, eines Zeitalters, auf dessen Schultern ja unser stolzes Heut sich erhebt. Wir können Herrn Minor nicht auf dem langen Wege von Weißes Leben, welches von 1726 bis 1804 reichte und die Morgenröte unserer neuen Literatur in ihre Sonnenhöhe begleitet, folgen, nur auf einzelnes hinzuweisen, sei mir verstattet. So interessieren uns Weißes Beziehungen zu Oesterreich; zum Beispiel erhielt er 1766 in acht Tagen elf Handschriften zugesendet, wovon die größere Zahl Wiener Jesuiten zu Verfassern hatte. Auch sein „Kinderfreund“ fand bei uns viele Sympathien; manche Verbindungen mit Gliedern der österreichischen Aristokratie, so dem Grafen Kinsky, wurden angeknüpft. Als Lyriker, „der vom süßen Safte der Reben sang und oft Wasser dazu trank,“ fand er allseits Anklang; über seine Amazonenlieder sagte Nikolai, „daß die Sammlung durchaus einen großen Dichter verrate: einige Sentiments, vortreffliche Beschreibungen und eine ausgesuchte Poesie des Stiles.“ — Ihr lacht über die Beschränktheit eurer Urgroßväter? — Vielleicht lachen eure Urenkel über euren Geschmack und wundern sich, daß ihr Leute für große Dichter halten konntet, weil sie euch nach dem Munde redeten und dieses mit einem handwerksmäßigen Raffinement der Technik taten, von der jene Alten

freilich nichts wußten. — Im Lustspiele war Lessing Weißes erster Meister; die meisten Lorbeeren erntete er jedoch in wenigen Jahren auf dem Gebiete der Operette, wo sich ihm ein kongenialer Kompositeur, Johann Adam Hiller, anschloß. „Das Geheimnis ihrer Operettenfabrikation ist: ein Text ohne viel Schwung der Gedanken, aber einfach und natürlich, dazu eine einfache und natürliche Musik." Einzelne Lieder, wie das berühmte „ohne Lieb und ohne Wein" waren bald in jedermanns Munde, sie flogen durch Frankreich und Italien bis Neapel. Manche Neuerungen wurden gewagt; Weiße und Hiller begründeten dadurch das gesellschaftliche Lied in Deutschland. — Die Bildung des gemischten Publikums für die Musik und die Erweckung der Liebhaberei an geselligem Gesange ist allein ihr Werk. Hier erhielt das Volk zum erstenmale, was seinem Verständnisse angemessen, was seinem musikalischen Gehör faßlich war. Ein Lied, das in den Operetten Weißes gefallen hatte, hörte man bald auf den Gassen, in den Wirtshäusern und auf den Hauptwachen, in der Stadt und auf dem Lande von Bürgern und und Bauern singen. Das war eine nationale Errungenschaft, und es ist die Frage, ob die Idee des Volksliedes unter den Gebildeten so viele Anhänger gefunden hätte, wenn man nicht auf den Gassen etwas ähnliches hätte hören können. Es ist noch nicht ausgesprochen, aber wahr, daß von der für die Literatur epochemachenden Erscheinung des Teufels auf der Kochschen Bühne 1766 die komische Oper durch ein halbes Jahrzehnt und darüber das deutsche Theater und auch die Literatur beherrscht."

Nicht geringer als auf dem Gebiete des Lustspiels und der Operette ist Weißes Fruchtbarkeit im Trauerspiele, von 1758 bis 1774 hat er zehn fünfaktige Stücke verfertigt. Er wagt sich an Stoffe, die bereits Shakespeare behandelt; Lessing lobt die Versifikation in Eduard III., auch „die Vorzüge, die er Richard III. nachrühmt, beruhen auf keiner Schmeichelei“ — die man bei Lessing freilich nirgends voraussetzen darf. Einen so außerordentlichen Erfolg jedoch, wie „Romeo und Julie“ 1797 zu Leipzig erntete, hatte bisher kein deutsches Stück erobert. Hören wir Stimmen der Zeit:

„Nach Schmids Theorie der Poesie bleibt Shakespeare bei einer Parallele mit Weiße nur der eine Vorzug: zweihundert Jahre eher gelebt zu haben. Garve nennt das Stück den vortrefflichen Kommentar über die Liebe: Alle Ausdrücke scheinen von dem Hauche dieser Leidenschaft beseelt; das heftige Feuer brennt durch und durch und greift selbst die unempfindlichsten Herzen an. Für Boie ist das Stück ganz im Geiste Shakespeares geschrieben, aber ohne seine Unregelmäßigkeiten.

Rammler pries es; nur die Schweizer gingen auch diesesmal nicht aus ihrer Parteilichkeit gegen Weiße heraus. Bodmer parodierte den Romeo und Sulzer schrieb: „Was wollen Sie denn bei einem Volke ausrichten, in dessen Augen Weiße ein Sophokles ist.“ So kam auch für Weiße die Zeit literarischer Polemik, durch die komische Oper ward er in den Krieg mit den Gottschedianern verwickelt, durch die Trauerspiele mit den Schweizern.

Man möge das alles bei Minor nachlesen. Halb freiwillig, halb unfreiwillig hatte er auch die Redaktion der „Bibliothek der schönen Wissenschaften" übernommen. Diese zog gleich anfangs den Süden Deutschlands und Oesterreich in Betracht. Hier verdankte er seine Nachrichten Gebler und Sonnenfels, „dessen Bestrebungen an einem Orte, der bisher so wenig zur Ausbreitung des Geschmackes in Deutschland getan habe, wo man noch einen geistigen Tandelmarkt drucken und lesen könne und woher noch keine witzige Zeile gekommen sei, aufgemuntert werden." —

Mit Recht wendet sich Minor gegen die Auffassung mancher moderner Literaturgeschichten: „Ihn als Prototyp der kritischen Beschränktheit und Unfähigkeit an den Pranger zu stellen, wie es wohl geschieht, dazu ist Weiße weder groß, noch klein genug. Daß ihm für Sturm und Drang das Verständnis fehlt, wird man ihm nicht mehr als der ganzen alten Schule zur Last legen dürfen." Unbestritten bleiben seine Verdienste als „Kinderfreund".

Zum Schlusse spreche ich meine Anerkennung der Arbeit Minors durch einen Wunsch aus: Möge er uns bald eine Geschichte des Theaters in Wien liefern, etwa bis zur Scheide des vorigen Jahrhunderts, wo unter Kaiser Franz sich die Verhältnisse der deutschen Literatur in Oesterreich ändern; er scheint mir dazu berufen; wird er auch keinen verkannten Shakespeare oder Sophokles aus dem Schutte graben, so lassen sich doch neue Gesichtspunkte finden und vielleicht manches, was man für abgetan hält, in richtiger Weise beleuchten.

Beruft sich Herr Minor in seinem Vorworte auf Gödeke, so zitiere ich einen größeren Gewährsmann: Gervinus.

Die Theologie der göttlichen Komödie

Zweier Augen bedarf es, um das Gedicht Dantes zu verstehen: der mittelalterlichen Theologie und der scholastischen Philosophie, welche wieder unter einander den engsten Zusammenhang haben, ja sich gegenseitig bedingen. Der große Florentiner faßt alle Strahlen der bisherigen Entwicklung zusammen, er bezeichnet den geistigen Höhepunkt einer Epoche und ist dadurch ein weltgeschichtlicher Dichter. Das gibt ihm auch eine so hohe Wichtigkeit für uns. Freilich hat die Magnetnadel seitdem eine Deklination erfahren und zielt auf einen anderen Pol, der Bruch mit dem Mittelalter erfolgt jedoch in vielen Fällen nur auf der Oberfläche, und täglich erfahren wir zu unserem Erstaunen oder Schrecken, daß noch manches Gegenwart ist, was wir für Vergangenheit hielten.

Die Kenntnis der Theologie und der Scholastik hat wohl abgenommen und sich auf gewisse Kreise beschränkt, das Interesse für Dante ist jedoch noch frisch, ja es nimmt mehr und mehr zu; wer mag aber in die Labyrinthe der Dogmatik sich verlieren oder den Spekulationen des Thomas von Aquin nachsinnen, aus dessen Schriften man leicht einen fortlaufenden Kommentar zur göttlichen Komödie liefern könnte? Wer

versenkt sich in die Werke eines Bernhard, der die christliche Mystik begründete, eines Bonaventura, in welchem sie ihre vollsten, reichsten Blüten getrieben? Der Dichter der göttlichen Komödie erkennt in beiden seine Meister. Nur einem Theologen von Fach sind diese Quellen zugänglich; sie für das Studium Dantes in umfassender Weise zu verwerten, ist das Verdienst des Professors Fr. Hettinger in Würzburg, dessen Werk über „die Theologie der göttlichen Komödie des Dante Alighieri in ihren Grundzügen" jüngst die Görres-Gesellschaft veröffentlichte. Der Verfasser, welcher sich seit Jahren mit Dante beschäftigt, hat die übrigen Schriften desselben, besonders den „Convito" und die „Monarchia" nur insoweit beigezogen, als sie den in der göttlichen Komödie ausgesprochenen Gedanken zur Erläuterung dienen. Er gibt auch keine erschöpfende Entwicklung der Theologie des Zeitalters Dantes, es soll nur die Gemeinsamkeit der Grundanschauungen nachgewiesen und so die Fäden bloßgelegt werden, durch welche er mit den großen Meistern der Schule aufs innigste zusammenhängt. Darum haben auch schon Zeitgenossen Dantes die „Divina commedia" als ein theologisches Werk betrachtet, später setzt Raphael in der „Disputa" den lorbeergekrönten Dichter mitten unter Päpste, Kardinäle, Bischöfe, Mönche und Kirchenväter, seine Gesänge wurden in den Kirchen erklärt, sein Bild an den Wänden derselben angebracht.

Nach Hettinger haben wir in der Theologie der göttlichen Komödie ein dreifaches zu unterscheiden: ihren Inhalt, ihre Methode und die Form ihrer Darstellung. Jener ist eben die Theologie der katholischen

Kirche, wie sie in Schrift und Tradition beschlossen ist, die Methode ist die des dreizehnten Jahrhunderts, demnach die scholastische und zunächst jene des h. Thomas. Nur die poetische Form der Darstellung ist Dantes eigenstes Werk, in ihr und in der Behandlung des Stoffes zeigt sich die ungeheure Kraft seiner Persönlichkeit; sie allein macht seine Dichtung unsterblich. Dadurch, daß Dante den Glauben, die Wissenschaft, die Weltanschauung des Mittelalters in wunderbarer Harmonie poetisch auszuprägen wußte, tritt er Homer auf gleicher Höhe gegenüber, wie ich das in einem Epigramme auszudrücken suchte.

Wenn ihr das herrliche Reich der Dichtung vergleichet dem Weltball,
Seien Dante, Homer kühn als die Pole genannt.

Von den griechischen Philosophen hielt sich Dante zumeist an Aristoteles, den er im Inferno IV. 131 erblickt:

Den Meister jener, die durch Wissen
Berühmt im Kreis der Philosophen sitzen,
Ihn, die Bewund'rung, die Verehrung Aller.

Ihm gesellt er Averroes, den großen Kommentator, welchen die christliche Welt streng verurteilt hat, und zeigt dadurch die Selbständigkeit seines Urteils. Im ersten Abschnitte seines Werkchens, welches die Theologie der göttlichen Komödie überhaupt und ihr Verhältnis zur Philosophie behandelt, geht Hettinger auch auf die Art und Weise der Darstellung Dantes: „die allegorische", ein und berührt sein Verhältnis zu den Mythen des heidnischen Altertums, die er mit voller Unbefangenheit benützt und in seine Dichtung verwebt,

denn in Italien war der Zusammenhang mit der römischen Welt nie abgerissen. Hier hätte der Verfasser vielleicht etwas ausführlicher sein können, freilich wäre „Dante und die Antike" der Stoff für ein eigenes Werk; die Beziehungen zu Virgil hat der treffliche Domenico Comparetti bereits berührt. Dank schulden wir Hettinger bei diesem und allen folgenden Abschnitten überhaupt für die reiche Garnitur von Zitaten aus Augustinus, Thomas, Bonaventura, Boethius und den kirchlichen Hymnen, um nur einiges zu erwähnen.

Wir können ihn natürlich nicht von Kapital zu Kapitel begleiten, ich verweise jedoch insbesondere auf das VI: „Maria die Gottesmutter" und auf das VIII: „Gnade, Kirche und Sakramente". — Dantes Stellung zur Kirche charakterisiert sich durch seine eigenen Worte im „Convito": „Als Braut des Herrn kann sie keine Lüge sagen" und in der „Monarchia", wo es heißt, daß Christus selbst bei den großen Konzilien gegenwärtig sei; — folglich ist sie unfehlbar. Das hindert ihn jedoch nicht, einen Papst — Anastasius:

Lo qual trasse Fotin della via dritta Inferno XI. 9.

wegen Ketzerei in ein Höllengrab zu stecken, wo mir denn doch die Unterscheidung, „es sei dieses eine Häresie des Papstes als Privatperson, deren Möglichkeit selbst das Kirchenrecht zuzugeben scheint," etwas zu spitzfindig vorkommt. Uebrigens macht Hettinger mit Recht aufmerksam, daß Dante, wenn er auch seinen Anklagen gegen einzelne Päpste den herbsten Ausdruck leiht und sie in die tiefste Hölle bannt, doch überall die Person vom Amte trennt und diesem die größte Ehrfurcht zollt.

Man hat Dante mit der Reformation in Beziehung gesetzt, wie man andererseits Shakespeare zu einem Katholiken stempeln wollte. Das mag hingehen, denn der Engländer war ja ein Zeitgenosse der mächtigen Gegenreformation, deren gewaltiger Einfluß sich auf alle Gebiete des Lebens, der Wissenschaft und Kunst erstreckte. Anders verhält es sich mit Dante. Ebensowenig als jemand über seinen Schatten springen kann, vermag er eine Zeit zu antizipieren. Das Bild der Theologie Dantes liefert uns den überwältigenden Beweis, daß er durch und durch Katholik war, und gewiß hätte er Luther und Calvin mit einem flammenden Epitaph bei den Ketzern eingesperrt. Seine Opposition leugnet nirgends die Einheit der Kirche und ihren göttlichen Charakter; um so schärfer ist der Kontrast ihrer hohen Aufgabe mit der Schwäche und Unwürdigkeit derjenigen, welche sie ausführen sollen. „Darum war Dante stets gefeiert in den Kreisen der katholischen Kirche," sagt Hettinger; das gilt wohl im allgemeinen, doch wollen wir auf den Kardinal Bertrand du Pojet aufmerksam machen, der bereits 1327 von Bologna nach Ravenna eilen wollte, um die ketzerischen Gebeine des großen Dichters aus dem Grabe zu werfen, wie denn auch später Jesuiten gegen ihn eine feindliche Stellung einnahmen. Das Konzil von Trient reihte seine Schrift „de Monarchia" dem Index der verbotenen Bücher ein. Hettinger belehrt uns: „Die Thesis, welche Dante in derselben durchzuführen sich bemüht, daß das Kaisertum von Gott abhänge, ist so, wie sie vorliegt, unbedingt falsch." — Wir überlassen den Streit über diese Frage den Kanonisten. Dafür möge uns Hettinger diese Maß-

regel des Konzils erklären. „Sie ist keineswegs eine Verurteilung des Verfassers als Lehrer heterodoxer Anschauungen, ja sie ist nicht einmal eine Zensur, wie Ozanam annimmt, sie ist ein einfaches Verbot eines Buches, welches durch den möglichen Mißbrauch desselben in den Händen der Kirchenfeinde hinlänglich motiviert ist und viele Werke hochkatholischer Verfasser im Laufe der Jahrhunderte getroffen hat." Schade, daß der stolze Ghibelline dieses Verdikt nicht erlebte; ob wir wohl von ihm lesen würden: „Laudabiliter se subjecit!"

Sehr gut bemerkt Hettinger: „Dantes Irrtum liegt anderswo. Indem er, auf Aristoteles, zum Teile auf Thomas und die sagenhafte Geschichte Roms gestützt, den Ursprung des Kaisertums von Gott abzuleiten und die Kirche aus ihrer politischen Machtstellung zu verdrängen sucht, übersieht er in seiner rein abstrakten Anschauungsweise vollständig die historische Entwicklung sowohl des Kaisertums wie des Papsttums. Er identifiziert daher das Kaisertum Karls des Großen mit dem Imperium eines Trajan und Justinian und vergißt vollständig, „daß die kaiserliche Würde von den Päpsten geschaffen war und der deutsche König, um Kaiser zu sein, vom Papste gekrönt werden mußte," wie Warnkönig ausführt. Auf der andern Seite ist seine Ansicht von der Entwicklung des Papsttums eine eben so wenig geschichtliche. Das Papsttum hätte nach seiner Ueberzeugung allen politischen Fragen fernstehen müssen, um sich die Armut und Demut durch diese ungetrübte Reinheit der apostolischen Zeit zu bewahren. Dagegen sagt Wegele: „Es gilt heutzutage mit Recht als ausgemacht, daß die Kirche in diesem Falle ihre große,

ihre weltgeschichtliche Sendung niemals hätte erfüllen können. Man gibt allgemein zu, daß sie, um die Erzieherin der rohen Völker zu werden, sich der Berührung der profanen Mächte dieser Welt nicht entziehen konnte. Indem also Dante das einseitige Maß seines auf die Spitze getriebenen abstrakten Systems an die Entwicklung der Kirche und des Papstes legte, verfiel er einer unverkennbar ungeschichtlichen Betrachtungsweise, die zugleich in hohem Grade unbillig und ungerecht erscheinen muß. Er übersah in seinem Kampfeseifer gegen ein allerdings vorhandenes Uebel einen Kardinalsatz aller echten Geschichtsforschung, daß, was etwa zu einer bestimmten Zeit nicht mehr notwendig, nicht mehr zweckmäßig, nicht mehr wohltätig, doch zu einer anderen Zeit sehr notwendig, sehr zweckmäßig, sehr wohltätig gewesen sein kann."

Die Versuche, Dante zu einem Vorläufer des Protestantismus zu machen, sind übrigens alt; es beginnt sie bereits Mathias Flaccius 1556.

Nun, mit der Reformation Luthers und dessen Dogma von der Rechtfertigung durch den Glauben hat Dante, der den Glauben ausdrücklich bloß als den ersten Schritt auf dem Wege des Heiles bezeichnet, gewiß nichts zu schaffen; dennoch war er ein reformatorischer Geist, weil er ein Idealist war, der die Dinge sah, wie sie waren, und sie wollte, wie sie nach seinem hohen Sinne sein sollten. Darum aß er das bittere Brot der Verbannung.

Alexander von Humboldt

Am 14. September 1869 waren hundert Jahre seit Humboldts Geburtstag verflossen. Als ein geistiges Denkmal zur Säkularfeier übergibt nun Professor Karl Bruhns eine Biographie Humboldts in drei Bänden, er übergibt sie allen Freunden humaner Geistesbildung, wie der Naturwissenschaften insbesondere. Seit dem Tode des großen Gelehrten ist nun Zeit genug verflossen, um sein Bild in objektive Ferne zu rücken, jedoch noch fast zu wenig, um endgültig abzuschließen, denn wer darf leugnen, daß unser Geschlecht noch vielfach seinen unmittelbaren Eindruck fühle, in manchen Anschauungen von ihm geradezu bedingt sei? Dieses hindert aber nicht, das vorliegende Werk als das bedeutendste zu bezeichnen, welches der übertätige deutsche Buchhandel seit Monaten auf den Markt warf. Bedeutend durch den Mann, den es darstellt, bedeutend durch die Gelehrten, welche die Darstellung unternahmen, wenn sie dieselbe auch, was bei den gegebenen Verhältnissen selbstverständlich keiner Entschuldigung bedarf, in Zeichnung und Kolorit nicht immer zur Einheit zu stimmen vermochten, welche das vollendete Kunstwerk fordert. Dem gegenwärtigen Geschlecht wird die Gabe geboten, freilich nicht jener Sorte

von Gebildeten, deren geistige Bedürfnisse eine Wochenschrift für Aktionäre und eine Schere zum Kuponabschneiden völlig befriedigt. Die Zukunft wird aus anderen Gesichtspunkten andere Fragen stellen; sie muß sie stellen, weil man in der Geschichte deutschen Geisteslebens immer auf Humboldt zurückgreifen muß, denn sein Standbild bleibt unerschüttert in der Nähe von Herder, Goethe und Schiller.

Er zählt zu unsern Klassikern.

Naturforscher gelten durch ihre Entdeckungen, eine analytische Formel von wenig Buchstaben kann von unermeßlichem Wert sein, man nennt Keppler nur mit seinen Gesetzen: der Klassiker erhebt jedoch durch die Form, durch die Persönlichkeit Anspruch auf den Kranz, wir betrachten ihn und nicht bloß seinen Fund. Es ist an und für sich gleichgültig, ob Goethe oder Oken den Zwischenkiefer aufspürte. Es beeinträchtigt die Wirkung eines solchen Mannes nicht im geringsten, wenn er auch noch lebend von Mitstrebenden auf dem Gebiet des Tatsächlichen vielfältig und weit überholt, oder durch schärfere Präzision dessen was er aussprach, korrigiert wird.

Es ist die Pflicht des Biographen, seinen Helden nicht auf den Isolierschemel zu setzen, sondern ihn aus den Vorgängern und im Zusammenhang mit den Zeitgenossen, dessen Einfluß auf die Nachfolger darzustellen. Dieses tut zumeist der dritte Band hinsichtlich der Naturwissenschaften. Hier nahm Humboldt fast die symbolische Stellung eines konstitutionellen Königs ein; die Gelehrten, welche sich der Bearbeitung der verschiedenen Fächer unterzogen, möchten wir als Mi-

nister mit strenger Verantwortlichkeit bezeichnen, eine Verantwortlichkeit, der sie in hohem Maße genügen; am glänzendsten vielleicht Oscar Peschel.

Professor Karl Bruhns behandelt Mathematik, Astronomie und mathematische Geographie. In den südamerikanischen Republiken, die von rohen Parteikämpfen immer aufs neue zerrissen werden, hat die Wissenschaft bis jetzt nicht festen Fuß fassen können. Humboldts Bestimmungen von Ortslagen werden daher immer noch, nach mehr als siebzig Jahren, als die einzigen oder genauesten in nautischen Büchern sowohl wie in astronomischen Tabellen angegeben. Doktor G. Wiedeman hebt hervor, daß es Humboldt gelang, die wichtige Tatsache zu ermitteln, daß die Intensität des Erdmagnetismus von den magnetischen Polen an bis zu dem magnetischen Aequator nicht, wie früher Malgrave und Cavendisch behauptet hatten, zu-, sondern im Gegenteile abnimmt.

A. Dove schildert die Verdienste um die Meteorologie, wo es unter anderem galt, von den mittleren Werten, welche den Charakter des Klimas im großen Ganzen bezeichnen, den Rückweg zur lebenvollen Wirklichkeit atmosphärischer Erscheinungen zu finden. Auf diesem Gebiet hatte Humboldt die festen Grundmauern gelegt. Eine Darstellung der geologischen Leistungen erhalten wir durch J. Ewald. „Diese beziehen sich nicht nur auf die Leistungen allgemeiner Natur. Erwägt man, was Humboldt auf dem Wege spezieller Beobachtung für die Kenntnis einzelner Länder getan hat; daß er namentlich durch seine Forschungen im äquinoktialen Amerika Strecken von ungeheurer Ausdeh-

nung der Geologie eröffnet hat, und daß jene Entdeckungen nicht allein die Anhaltspunkte für alle späteren Forschungen dort abgaben, sondern auch auf die Erforschung europäischer Länder mächtig zurückwirkten; erwägt man ferner, daß er zwei als Quellen für die Geschichte der Geologie wichtige Werke hinterlassen hat, deren eines den Zustand der Formationslehre am Beginn, das andere die um die Mitte dieses Jahrhunderts verbreitete vulkanistische Theorie zur Darstellung bringt: so wird man den Einfluß ermessen, den er auf den Entwicklungsgang der Geologie ausgeübt hat." Unvergeßlich bleibt, was Humboldt für Botanik und Pflanzengeographie getan. Das Herbar allein, welches er aus Amerika brachte, umfaßt 6000 Spezies, darunter 3000 neue mit den genauen Angaben über die geographische Verbreitung derselben. Auch hier verband sich, wie Grisebach schön sagt, mit dem Streben, alles, was sich ihm auf dem Gebiet des Kosmos erschlossen, zu einem Gemeingut der Bildung zu gestalten, zugleich das Interesse für die Beziehungen der physischen Welt zu den Aufgaben der Zivilisation. Je länger Humboldt in den tropischen Ländern verweilte, desto lebhafter fühlte er sich angeregt, ihre Entwicklungsfähigkeit in der Zukunft nachzuweisen.

Ueber die Beschäftigungen auf dem Gebiete der Zoologie und vergleichenden Anatomie teilt uns V. Carus des nötige mit; bei dem Aufsatze von W. Wundt über Physiologie darf man daran erinnern, daß Humboldt an seinem eigenen Leibe mit solcher Ausdauer experimentierte, daß seine Nerven eine nachhaltige Zerrüttung erlitten. Er achtete keinen Schmerz;

aus den Wunden, die er behufs der elektrischen Leitung durch Blasenpflaster herbeiführte, floß eine seröse Feuchtigkeit von so scharfer Beschaffenheit, daß sie, wohin sie den Rücken herablief, denselben mit Striemen entzündete. „Der Rücken sah", wie er an Blumenbach schreibt, „reingewaschen mehrere Stunden wie der eines Gassenläufers aus." Eine solche Askese findet man freilich nur bei den Naturforschern im Dienst der Vernunft und Wahrheit. Als Apostel der Humanität wagte er auch sein Leben. War es ihm ein Genuß, die Grenzen des Wissens durch neue Entdeckungen zu erweitern, so hatte er „eine weit menschlichere und größere Freude daran, etwas zu erfinden, das mit der Erhaltung einer arbeitsamen Menschenklasse in Zusammenhang steht." Er konstruierte Respirationsmaschinen und neue Lampen, um die gefährlichen Grubengase unschädlich zu machen. Jene zu versuchen, stieg er in einen Schacht. Die Wetter waren hier mit Stickluft und Kohlensäure so überladen, daß er Papier und Licht auch nicht eine einzige Sekunde an der Lampe entzünden konnte. In größerer Tiefe benahm ihm das gekohlte Wasserstoffgas plötzlich alle Besinnung, sodaß er ohnmächtig niedersank. Zum Glück hatte er vorher einen Ruf ausgestoßen. Zwei Bergleute sprangen hinzu und zogen ihn schnell rücklings bei den Füßen heraus. Sonst kein Freund von Zitaten, welche unseren Kulturphilistern als Faulpolster dienen, auf dem sie sich von der Lektüre eines Buches dispensieren, um hintendrein mit gestohlener Weisheit zu paradieren, kann ich es mir zum Schlusse dieses Abschnittes doch nicht versagen, einige schöne Worte Peschels mit-

zuteilen. „Einer seltenen geistigen Größe bleibt es allein vorbehalten, einer Wissenschaft neue ungeahnte Aufgaben zu stellen, an welche die Vorgänger entweder garnicht gedacht oder sich ihnen zu nähern nicht gewagt hatten. Zu einer Beobachtung der Gemütsvorgänge, welche in uns beim Wechsel irdischer Schauplätze, durch erhebende oder bedrückende Reize der äußeren Natur erzeugt werden, hatten im Kreise deutscher Bildung zuerst die beiden Forster, dann aber vor allen Goethe angeregt. Insgesamt übertraf sie Humboldt durch seine großartigen Ansichten der Natur, die trotz mancher Mängel gleichwohl als künstlerische Leistung in ihrer Art noch unübertroffen unsere Literatur schmücken. Für alles, was Sinn und Herz bewegte, fand Humboldt stets das schärfste, mächtigste oder innigste Wort. Seine hinreißenden Gemälde sind die Muster geworden, welche alle ihm nachfolgenden Reisenden oder Landbeschreiber nachzuahmen versucht haben. Ihm allein gelang es aber, nicht bloß vor dem lauschenden Zuhörer in vollem Farbenreize Bilder zu erwecken, sondern sie auch durch das Spiel der Naturkräfte zu beleben und an alle Ortserscheinungen wieder sinnige Fragen nach der nächsten Urheberschaft zu knüpfen, um überall eine Verkettung des Wahrgenommenen mit einer höheren Ordnung des ganzen erkennen zu lassen."

Eine chronologische Skizze von Humboldts Leben aus den drei Bänden auszuziehen, hieße ein Buch über Bücher schreiben; wir begleiten ihn auf seiner Bahn nur mit kurzen Bemerkungen.

Wie jeder edle und große Mensch war auch Hum-

boldt in der Jugend Idealist; das Land der Griechen mit der Seele suchend, um einen tiefempfundenen Vers aus Iphigenie hier anzuwenden. Was er in der Schule versäumt, strebte er später nachzuholen. Neunzehnjährig nahm er eine griechische Grammatik zur Hand: der junge Naturforscher war sich vollkommen klar über die Bedeutung des Altertums. Einem Brief an Wegener entnehme ich folgende Stelle: „Je mehr ich über die griechische Sprache nachdenke, desto mehr werde ich in meiner vorgefaßten Meinung bestätigt, daß sie die Grundlage aller gelehrten Kenntnisse sei. Freilich war es schlimm genug für mich, ein Haus auf bloßem Sande ausgeführt zu sehen. Aber ein so leichtes Haus wie das meinige läßt sich leicht untermauern und darum gereut es mich nicht, im neunzehnten Jahre noch ἔχιδνα zu deklinieren." Zu Göttingen hörte er 1789 bei Heyne Vorlesungen über Homer. Er gibt seinem Lehrer voll jungendlicher Ueberschwänglichkeit das Zeugnis: „Er ist der Mann, dem unser Jahrhundert gewiß am meisten verdankt: religiöse Aufklärung durch eigene Lehre und Bildung junger Volkslehrer, Liberalität im Denken, Anfang einer gelehrten Archäologie und erste Verbindung des Aesthetischen mit dem Philologischen." Mit Woltmann liest er Plautus und Petron, sodaß er in der Philologie eingesponnen sagen konnte: „Ich lebe hier ganz der Philologie. Wenn ich noch ein paar Jahre hier bleibe, denke ich mich, so sauer es mir wird, in die griechische Literatur hineinzuarbeiten." Mit welchem Ernst er die Sache trieb, ergibt ein Bericht über seinen Aufsatz: „Die Weberei der Griechen," welcher leider verloren ging. Wie zahlreiche Stellen seiner

Werke beweisen, ließ er die Klassiker nicht auf den Schulbänken verstauben. Noch als Greis von 65 Jahren trat er 1853 unter die Schüler Böckhs und frequentierte dessen Vorlesungen über griechische Altertümer und Literaturgeschichte. Auch bei dieser jugendlichen Aufgabe zeigte er den gewohnten Ernst und Eifer. Pünktlich erschien er mit der Studiermappe auf seinem Plätzchen mitten unter den akademischen Jünglingen, denen er mit liebenswürdiger Freundlichkeit begegnete. „Ich zeige noch gern," schreibt er später, „nicht ohne ein gewisses Selbstgefühl die Hefte, welche, von den Mithörenden verführt, ich nach alter vaterländischer Sitte nachgeschrieben, aber freilich noch nicht von der etwas unlesbaren Hieroglyphik in Bleistiftschrift befreit habe."

Seine universelle Bildung verdankt Humboldt zu einem wesentlichen Teile dem klassischen Studium, das wir als die Grundlage jeder echt humanen Bildung betrachten, als das einzige Mittel gegen jene banausische Gesinnung, jenen hohlen Dünkel, den stets ausschließliche Beschäftigung mit einem Handwerk, und sei es immerhin ein gelehrtes, hervorbringt. Sprechen wir es unbedenklich aus, daß die Naturwissenschaften für die höchsten Ziele der Menschheit nicht ausreichen und daß ein Mensch, der sein Lebtag so viel tausend Tiere oder Pflanzen bestimmte, so viel chemische Analysen machte, daraufhin noch nicht als gebildet gelten kann. Das Studium der Klassiker ist der kräftigste Damm gegen den zynischen Materialismus, das hochmütige Protzentum, die Verwirrung in Sitte und Urteil wie sie leider zur Signatur der Gegenwart gehören. Das Gym-

nasium soll die Naturwissenschaften zumeist nur als Mittel betrachten, die Sinne zu üben, was man so lang unterlassen; unbekümmert um das Geschrei der Realisten, würde ich ohne Bedenken dem naturwissenschaftlichen Unterricht einige Stunden entziehen und dafür das Zeichnen einführen, welches dem Aesthetiker ebenso zugute käme, wie dem künftigen Naturforscher. Ich betrachte sogar das Studium der klassischen Sprachen als eine formal wertvolle Gymnastik für den Naturforscher und zwar aus Gründen der Erfahrung. Reallehrer teilten mir mit, daß Knaben, welche vom Gymnasium zur Realschule übergehen, bei einiger Befähigung ihre besten Mitschüler nach kurzer Zeit an Auffassung und Urteil überholen. Damit stimmt trefflich, was Professor Scherer jüngst in einer Kritik von Eggers Lesebuch bemerkte.

Humboldts Schule zu vollenden, führte ihn ein günstiges Schicksal mit G. Forster zusammen, den man in einem gewissen Sinne sein Vorbild nennen kann, freilich nur insofern als Humboldt ward und erfüllte, was jener zu werden und zu erfüllen versprach. Forsters schwungvolle Natur, die ihn gewiß eher mit Schiller befreundet hätte, riß ihn wirbelnd in den Abgrund, an dessen Rande Humboldt sicher mit klarem Blicke vorüberschritt. Er schreibt 1798 über die französische Revolution: „Ich selbst fühle mich in allem Tun so gehindert, daß ich täglich um vierzig Jahre früher oder später gelebt zu haben wünsche. Eine traurige, der Menschenbildung nachteilige Einförmigkeit wird über den ganzen Erdboden verbreitet. Völker, deren physische und moralische Lage gewiß ein Bedürf-

nis nach sehr verschiedenartigen Regierungsformen erregen sollte, müssen von einem Direktorium und zwei Räten beherrscht werden, und die republikanischen Dragonaden sind ebenso empörend als die religiösen. Nur eine Wohltat, die Ausrottung des Feudalsystems und aller aristokratischen Vorurteile, unter denen die ärmere und edlere Menschenklasse so lange geschmachtet, wird schon gegenwärtig genossen, und dieser Genuß wird bleiben, wenn auch monarchische Verfassungen wieder so allgemein werden als es die republikanischen zu werden scheinen." Wir wissen heute, daß diese Wohltat noch vielfältiger Ergänzung bedarf, weil die Menschheit eben nicht sprungweise vorrückt.

Am meisten hat Forster auf Humboldts populäre Darstellung von Naturszenen gewirkt, wobei ich zu behaupten wage, daß ich vieles aus den „Ansichten am Niederrhein" den besten Schilderungen aus den „Ansichten der Natur" an die Seite, manches sogar darüber stelle. Mit Forster beginnt auf diesem Gebiete jener Stil, dem in neuerer Zeit auch Fallmerayer seine frischesten Lorbeeren dankt.

Wenig neues lieferte das Kapitel mit der stolzen Aufschrift: „Jena und Weimar". Steffens erzählt: „Goethes Neigung zu naturhistorischen Studien war denn auch die geistige Wahlverwandtschaft, die starke Attraktionskraft, die ihn unwiderstehlich zu Alexander v. Humboldt hinzog." Noch in alten Tagen äußerte sich Goethe zu Eckermann: „Was ich Fichte, Schelling, Hegel, den Gebrüdern Humboldt und Schlegel schuldig geworden, möchte künftig dankbar zu entwickeln sein, wenn es mir vergönnt wäre, jene für mich so bedeutende

Epoche, das letzte Jahrzehnt des vergangenen Jahrhunderts von meinem Standpunkte aus, wo nicht darzustellen, doch anzudeuten, zu entwerfen." In den „Maximen und Reflexionen" notiert er: „Die außerordentlichen Männer des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts waren selbst Akademien, wie Humboldt in unseren Zeiten."

Aber auch Humboldt wußte Goethes Größe zu würdigen. In jener klassischen Rede, die er 1828 in Berlin bei Eröffnung der Naturforscherversammlung hielt, eine Rede, deren erste Hälfte in deutschen Chrestomathien ebensowenig fehlen sollte, als Goethes Einleitung zur Farbenlehre, spricht er von „Goethe, den die großen Schöpfungen dichterischer Phantasie nicht abgehalten haben, den Forscherblick in alle Tiefen des Naturlebens zu tauchen." Seine Anerkennung wird zur Hymne in den herrlichen Schlußworten der Abhandlung über dichterische Naturbeschreibung im Kosmos: „Wo ist das südlichere Volk, welches uns nicht den großen Meister der Dichtung beneiden sollte, dessen Werke alle ein tiefes Gefühl der Natur durchdringt, in den Leiden des jungen Werther, wie in den Erinnerungen aus Italien, in der Metamorphose der Gewächse wie in seinen vermischten Gedichten? Wer hat beredter seine Zeitgenossen angeregt, des Weltalls heilige Rätsel zu lösen, das Bündnis zu erneuern, welches im Jugendalter der Menschheit Philosophie, Physik und Dichtung mit einem Bande umschlang?" Und doch waren beide Männer, wie Löwenberg richtig hervorhebt, im innersten Wesen ihrer Liebe zur Natur diametral verschieden. Dem Dichter mit dem warmen Herzen, der anfangs ein

Feind aller objektiven exakten Forschung, der „physiko-mathematischen Gilde" war, trat Humboldt gegenüber: der skrupulöseste Empiriker, der nur Tatsachen beobachtete und zusammenstellte, der sich weder auf gewagte Hypothesen noch sonst auf Dinge einließ, die außerhalb der Erfahrung lagen. Ausführlicheres über das Verhältnis beider haben wir wohl von der Veröffentlichung des Briefwechsels zu erwarten, der uns in zwei Bänden versprochen ist.

Daß sich mit Schiller, für dessen Horen Humboldt den rhodesischen Genius schrieb, kein näheres Verhältnis herstellte, ist ebenso bekannt als das schroffe Urteil in einem Briefe an Körner, welches nur bewies, daß der große Dichter, instinktiv die Grundverschiedenheit seines Wesens von dem des großen Naturforschers ahnend, ohne jeden Zusammenhang mit dem Ideenkreise desselben ihn voll subjektiver Befangenheit nicht erfaßte.

Mit Schelling brachte Humboldt die scheinbare Gleichartigkeit des Strebens in Beziehung; bald aber schieden sich die Bahnen: jener träumte die symbolischen Nebelbilder seiner Naturphilosophie, dieser stieg Schritt für Schritt zu hellerer Erkenntnis der Dinge.

Gegen Hegel mußte sich Humboldt trotz alles Entgegenkommens ablehnend verhalten, dessen Philosophie der Natur verurteilt er mit schneidender Schärfe und es wird wohl niemand mehr einfallen, dieses mißlungene Monstrum übermütiger Spekulation anders als ex officio historisch zu betrachten.

Auch auf dem Felde der Geschichte machte Humboldt Steifzüge und brachte nicht bloß einige abgerissene Blumen, sondern reife Früchte mit sich zurück.

Berühmt ist sein Examen critique de l'histoire de la géographie du Nouveau Continent et des progrès de l'astronomie nautique dans les XVe et XVIe siècles, welches als Text zu dem bereits 1814 herausgegebenen Atlas géographique et physique 1833 gedruckt wurde.

Abgesehen von der Masse neuen und wertvollen Stoffes verdient hier auch die Methode vollste Anerkennung. Dove sagt: „Humboldt reiht sich durch dieses Werk den ersten kritischen Geschichtsforschern Deutschlands an; die drei Pflichten des Historikers, wie sie Ranke gleichzeitig seiner eben aufblühenden Schule ans Herz legte: Kritik, Präzision, Penetration — haben ihm immerdar vor Augen gestanden."

Daß Humboldt, der Vielgereiste und Vielseitige, in allen wichtigeren modernen Sprachen völlig bewandert war, brauche ich als selbstverständlich kaum zu erwähnen.

Der Büchertisch schloß jedoch nicht seine ganze Welt ein. Als junger heiterer Mann erfreute er sich an fröhlicher Gesellschaft und auch die Liebe hat ihn, wenn auch nicht gefesselt, doch im Innersten berührt. Ein Privatdozent, der etwa nach dem Fasching Vorlesungen für Damen halten will, findet das Bezügliche im ersten Bande S. 166. Löwenberg entschuldigt auf wahrhaft komische Weise den großen Gelehrten: „daß er nicht außerhalb des Naturgesetzes normaler menschlicher Entwicklung stand". Wirklich? Auch Cäsar, Dante, Shakespeare, Goethe und wie sie alle heißen, diese gekrönten Häupter, unterlagen den Naturgesetzen! Den Klatsch über eine amerikanische Liebschaft und den darauf ge-

pfropften Roman, wo Humboldt bei Lebzeiten für die Leihbibliotheken eingeschlachtet wurde, wies er mit Recht entrüstet zurück.

Nach beendeten Studien treffen wir ihn zunächst in der praktischen Sphäre des Bergmannes, seine Tüchtigkeit fand allgemeine Anerkennung. Der Mensch vertrocknete nicht im Beamten; er war für die Erziehung und Belehrung der jüngeren wie der älteren Bergleute mit Hingebung tätig. Er errichtete und unterhielt mit Hilfe des jungen von ihm besoldeten Steigers Spörl im Winter 1793 zu Steben eine bergmännische Freischule. „Die vielgepriesenen Bestrebungen unserer Tage, die niederen Volksklassen, Handwerker und Arbeiter zu belehren, Humboldt hatte sie schon damals, obwohl in Anspruch genommen von den verschiedensten wissenschaftlichen Forschungen und amtlichen Dienstarbeiten, aus eigenen Mitteln und mit eigener Anstrengung für die Bergleute seines Reviers ins Leben gerufen."

Bald zog er sich jedoch vom Staatsdienste zurück, um sich für seine großen Reisen vorzubereiten. Humboldt und Amerika, wo Flüsse, Städte und Dörfer auf seinen Namen getauft sind, leuchten durch hellen Glanz verbunden vor uns auf. Noch als Greis fand er Gelegenheit, sein Wort bei der Sklavenfrage in die Wagschale zu werfen. Der nordamerikanische Literat Trasher übersetzte 1856 seinen Essai politique, unterdrückte dabei jedoch das 7. Kapitel, welches sich auf die Sklavenfrage bezog. Humboldt beklagte sich in der Spenerschen Zeitung, seinem „Moniteur", energisch über diese Verstümmelung. Auf den weggelassenen Teil lege er

eine weit größere Wichtigkeit, als auf die mühevollen Arbeiten astronomischer Ortsbestimmungen, magnetischer Intensitätsversuche oder statistischer Angaben. Diese Erklärung gewann ihre volle Bedeutung dadurch, daß sie in die Zeit der wildesten Wahlbewegung der Union hineinfiel und die republikanische Partei ermutigte. Auch in Preußen nahm er sich der Sache an. „Ich habe zustande gebracht," schreibt er 1856 jubelnd an Böckh, „was mir am meisten am Herzen lag: das von mir lang geforderte Neger-Gesetz; jeder Schwarze wird frei werden, sobald er preußischen Boden betritt." Der Justizminister Simons schrieb am 24. März 1857 an ihn: „Das heute veröffentlichte Gesetz verdankt Euer Exzellenz menschenfreundlichen Absichten sein Entstehen." Die Reise nach Sibirien veranlaßte sein Werk: Asie centrale. Er bewährte dabei vielleicht im höchsten Grade die Kunst, welche er in der Einleitung selbst als die charakteristische des wissenschaftlichen Zeitgeistes bezeichnet: „Die Kunst, die größte Menge von Tatsachen zu sammeln, zu ordnen und sich auf dem Wege der Induktion zu allgemeinen Ideen zu erheben."

Hier will ich auch seine diplomatischen Ausflüge kurz erwähnen. Wir finden ihn 1794 im Auftrage Hardenbergs bei Feldmarschall Möllendorf, 1796 erhielt er den Auftrag zu diplomatischen Verhandlungen mit Moreau; seine Briefe sind reich an interessanten Schilderungen von Personen und Zuständen. Das Jahr 1831 warf ihn nach Paris, wo sich noch die Strömungen der Julirevolution nicht beruhigt hatten. Bis zum Januar 1848 wechselte sein Aufenthalt zwischen Ber-

lin und Paris, S. 193, Band II sind seine Missionen aufgezählt.

Ueber die Depeschen Humboldts äußert sich Varnhagen: „Jeder andere hätte sie auch schreiben können, und was das schlimmste ist, kein anderer hätte sie anders schreiben können. So sind die politischen Geschäfte: sie zerfallen in Kleinigkeiten, die gar nicht wichtig sind, aber es doch werden, weil man übereingekommen ist, sie so zu nehmen. Dabei die feststehende Heuchelei von Formen, Voraussetzungen, Uebertreibungen; da muß die Wahrheit beständig untergehen.“ Die Politik blieb ihm übrigens stets Nebensache. Daß er in der Frage der Göttinger Sieben, die ihn freilich kaum berührte, nicht energisch auftrat, kann man ihm verzeihen; weniger zu entschuldigen ist sein Verhalten bei dem Konflikte Raumers, der in einer akademischen Rede über Friedrich den Großen den König und die bigotte Kamarilla durch die einfache Darstellung der Wahrheit auf das Tiefste gekränkt hatte. Humboldt geriet da nach oben und unten, nach rechts und links, nach vorn und hinten in eine Ausgleichsmeierei, die ihm gar übel zu Gesicht stand.

Napoleon den Neffen, der sich ihm mit der feinsten Schmeichelei näherte, haßte er stets grimmig und gründlich. Trotz des Kammerherrnschlüssels dürfen wir an seinem Liberalismus nicht zweifeln, wenn er auch nicht auf die landläufigen Phrasen mancher Liberalen einging. Mit dieser Gesinnung und der herzlichsten Friedensliebe verband Humboldt jedoch den klarsten Begriff von der Notwendigkeit der Machtentfaltung der Staaten und besonders der engeren Heimat. „Wie er

Metternich auf die festere Gestaltung Deutschlands hinwies, so benutzte er selbst scheinbar sehr geringe Anlässe, um in Paris dem preußischen Gesamtinteresse zu dienen." Encke warnte ihn, er solle sich durch Mitteilung fremder Arbeiten beim Institut doch nicht dem Tadel deutscher Flugschriften aussetzen. Humboldt entgegnete am 23. Dezember 1831: „In der politisch bewegten Zeit ist es fast politische Pflicht, zu zeigen, wo das intellektuelle Leben fortatmet. Die Achtung, die man in wissenschaftlicher Hinsicht für den preußischen Staat im Auslande so allgemein äußert, vermehrt bei geistreichen Nationen die Idee der Macht; sie mildert manchen Tadel, den in anderer Hinsicht ein Staat sich auflädt." Die Juden rechnen es ihm hoch an, daß er sich freimütig um eine Auszeichnung für Meyerbeer bei dem mittelalterlich gestimmten König bewarb. Später versuchte es ein gewisser Kohut in einer elenden Broschüre, die „unendliche Liebe Humboldts zum Judentum" nachzuweisen. Dove hat ihn gründlich abgefertigt. Es ist überhaupt etwas Eigentümliches in der Art und Weise, wie Juden manchmal die Sympathie großer Männer beanspruchen. Gerade dadurch erklären sie sich selbst als eine Rasse, die im großen Ganzen noch nicht aufging. Daß sie das Mittelalter quälte und marterte, geschah im Geiste der Zeit, der ja auch Ketzer und Hexen verbrannte. Was sind alle Judenverfolgungen gegen die Greuel von Toulouse, die Verjagung der Mauren, die Inquisition und die Bluthochzeit! Soll das neunzehnte Jahrhundert die Juden hätscheln, weil man sie bis in die Mitte des achtzehnten verfolgte und weil ihnen der Pöbel manchmal noch hepp, hepp! nach-

ruft? Das Gesetz betrachtet sie längst als vollberechtigte Staatsbürger, die Gebildeten achten sie, wo sie Achtung verdienen; ich fürchte aber fast, die Juden setzen die Judenfrage, die sozial und politisch längst aufgehört hat, eine Frage zu sein, selbst wieder auf die Tagesordnung und da wünsche ich wahrlich nicht, daß sie mit tschechischen und rumänischen Fäusten beseitigt werde.

Einen wichtigen Einschnitt in Humboldts Leben bezeichnet seine Uebersiedlung nach Berlin zu dauerhaftem Aufenthalte. Es beginnt das Alter. „Die geistige Tätigkeit wird dabei von Jahr zu Jahr gesammelter, stiller, beschaulicher. Vom Gipfel gleichsam menschlichen Daseins herab, den er im rastlosen Streben erklommen, läßt der Greis den umfassenden Blick zuletzt befriedigt ausruhen auf der Welt der Forschung. Wohl freut er sich über jeden neuen Lichtstrahl, der in bisher unerhellte Tiefen seiner Wissenschaft hineingeworfen wird, doch er selber vermag nur noch anschauend diese Strahlen zu begleiten; eigentümlich ist ihm nur der Versuch, die wissenschaftliche Rundsicht über die Natur, wie sie sich einzig auf so hohem Standpunkt darstellt, in ein großes Panorama künstlerisch zusammenzubilden.“

Er ruht auf seinen Lorbeeren, wie vor einen erhabenen Thron bringen alle Teile der Erde ihre Huldigung. Auf der Höhe erkaltet jedoch sein Herz nicht, das zeigen seine Beziehungen zu dem armen Mathematiker Eisenstein, den er aus seinen mäßigen Mitteln unterstützt, dem er die tröstende Hand eines Vaters reicht. Aber auch das tiefste Leid wußte ihn zu finden. Am

8. April 1835 sehen wir ihn am Krankenbette seines Bruders Wilhelm, mit dem ihn die brüderliche Freundschaft verknüpfte. „Auf verschiedene Bahnen durch abweichende Begabung gelenkt und doch wiederum beide vom tiefsten Bedürfnis nach Ergänzung ihres individuellen Denkens ergriffen, erblickte keiner im andern je den seitwärts abdrängenden Wettkämpfer, zum Gemeinbesitz warben sie um doppelte Kränze." Alexanders Schmerz war grenzenlos. „Ich glaubte nicht, daß meine alten Augen so viel Tränen hätten!" schreibt er an Varnhagen. „Das Verhältnis zu Wilhelm," bemerkt Dove, „ist eine der schönsten Seiten an dem so vielseitigen Wesen Alexanders und wäre für sich allein genügend durch seinen warmen Glanz all die kleinen Flecken seines Charakters verschwinden zu lassen. Ich habe Wilhelm hier nicht zu charakterisieren; er war im größten Stile jener großen Zeit geistigen Lebens in Deutschland angelegt; eine antike Natur, daß ihn der berühmte Philolog Böckh einen Staatsmann von perikleischer Hoheit nennen durfte. Wer an diesen zwei Brüdern emporblickt, fühlt sich gehoben wie bei der Geistesnähe alter Heroen und so möchte ich ihr Andenken nicht auf kaltem Marmor mit goldenen Lettern festgebannt wissen, sondern im Herzen der Nation, vor allen der Jugend, die nur durch solche Muster sich für die gewaltigen Aufgaben vorbereiten kann, welche Deutschland noch gestellt sind.

Aber auch die Torheit forderte von ihm, er solle auf ihr Schellengeklingel hören und zwang ihn, mitanzuschauen, wie 25 Jahre nach den Vorlesungen über den Kosmos die Epidemie des Tischrückens und Geister-

klopfens losbrach. Zuerst faßte er die Sache ironisch, dann entrang sich ein gellender Seufzer seiner Brust, in den auch der Mathematiker Gauß einstimmte. „Ich bin seit langer Zeit gewöhnt, von der Gediegenheit der höheren Kultur, welche die sogenannten höheren Stände durch Lesen populärer Schriften und durch Anwohnen populärer Vorlesungen erwerben zu können glauben, wenig zu halten. Ich bin vielmehr der Meinung, daß in wissenschaftlichen Gebieten probehaltige Einsicht nur durch Aufwendung eines gewissen Maßes eigener Anstrengung und eigener Verarbeitung des von anderen Dargebotenen erlangt werden kann." Das klingt herb; was jedoch 1853 galt, hat leider auch noch für heute die gleiche Berechtigung. Ja ich wage die Ketzerei und schelte den größten Teil unserer populären Vorlesungen Schwindel, Koketterie mit den Wissenschaften, deren jede ihr eigenes Abc hat, das man zuerst gelernt haben muß, wenn ein Vortrag nicht leere Spielerei, oberflächliche Unterhaltung bleiben soll: Heute das, morgen das! Im Grund ist denn doch nichts neu unter der Sonne; wer erinnert sich nicht der französischen Modedamen des vorigen Jahrhunderts, der galanten Abbés und Voltaires; was ist aber damals herausgekommen? Freilich kann man der Mode nicht gebieten und so wird man fortfahren, großen faulen Kindern die Wissenschaft als Bonbons in vergoldeten Düten zu präsentieren und dabei doch wähnen, etwas Rechtes geleistet zu haben. Die Kinder werden sich wieder einmal den Magen verderben; der einzige Gewinn vielleicht ist dabei der, daß etliche schwerfällige Forscher sich leichter und verständlicher ausdrücken lernen.

Es ist bekannt, daß Humboldt nur ungern nach Berlin ging, jedoch dem Ruf des Königs folgen mußte, weil er, nachdem er sein Vermögen der Wissenschaft geopfert, ganz von seinem Amte abhing. Er suchte sich möglichst zu wahren, wie man jedoch nicht ungestraft unter Palmen wandelt, so auch nicht auf dem glatten Parkett der Höfe. Bei Humboldts Verhältnis zum König mag man wohl an Friedrich und Voltaire denken, doch bewahrte die reine Natur des Deutschen ihn vor der tragikomischen Katastrophe, die den gierigen Franzosen auf das Pflaster setzte. Bettina rühmte ihn „als den einzigen Mann in diesen Kreisen, dem es um mehr zu tun sei, als eigenen kleinlichen Vorteil, der alles Menschliche treulich hege und sich immer edel und würdig benehme". Ihm war es schon wertvoll, wenn „seine Atmosphäre bisweilen zu ein paar Elendigkeiten des Wohltuns diente, ob auch in dem wichtigeren allgemeineren Verhältnisse alles gegen seine Wünsche ging", wenn er „da tätig sein durfte, wo man das wenigstens immer noch geistige Interesse des Königs benutzen konnte". Die Gewohnheit wirkte auch hier beruhigend. Varnhagen meint: „Seine gehäuften Geschäfte drücken Humboldt, doch möchte er sie nicht missen; und Hof und Gesellschaft sind ihm wie ein altgewohntes Stammhäusel, wo man seinen Abend zuzubringen und seinen Schoppen zu trinken pflegt". Nach einem verzettelten Tag arbeitete er nachts streng und ernst. Dabei beschränkte sich sein Schlaf schließlich auf wenige Stunden. Die Darstellung jener Verhältnisse, die Charakteristiken hochstehender Personen sind ein schätzenswerter Beitrag zur politischen Geschichte jener

öden Tage, eine Ergänzung und Korrektur des klatschsüchtigen Varnhagen, für welche man Dove dankbar sein muß.

Humboldts Uneigennützigkeit ist bekannt. Vor seiner Abreise nach Amerika schrieb er an Schuckmann: „In des Ministers Vorschlag wegen Beibehaltung meines Gehaltes werde ich nicht willigen können. Ich befolge sonst gern den Rat meiner Freunde, fühle, daß ich nicht reich genug bin, um auch eine kleinere Zulage gern zu entbehren; fühle, daß Fürsten auch für Menschen meines Schlages etwas tun können, — aber ich denke mich immer in die individuelle Lage, in der ich stehe, hinein. Je mehr man die sittlichen Handlungen anderer richtet, desto strenger muß man selbst die Gebote der Sittlichkeit befolgen. Das Verdienst, die Freundschaft eines Ministers nicht gemißbraucht zu haben, ist ja das einzige Verdienst, welches ich in diesem Lande zurücklasse." Die Gerüchte über eine Subvention von Seiten der spanischen Regierung weist er als lächerlich zurück. Aber diese Uneigennützigkeit verzehrte sein Vermögen und steckte ihn schließlich in die Uniform des Kammerherrn, welche seine Unabhängigkeit vielseitig beschränkte. Sein Amt erforderte viele Auslagen, noch größere seine wissenschaftliche Tätigkeit, die Freundschaft der Könige beutete er nicht aus, er war daher arm trotz seiner Besoldung. Man fühlt das tiefste Mitleid, wenn er 1859 kurz vor seinem Tode an Frau Seifert schreibt: „Meine liebe, immer so sorgsam hilfreiche Frau Seifert! Ich beklage, Ihnen nur ein so elend kleines Festgeschenk zu bringen für die reiche, anstrengende Sorgfalt, die Sie bei oft schwankender Gesundheit meiner Pflege ge-

schenkt haben. Ich hoffe bald, durch neuen eigenen Fleiß errungen, 500 Taler darbieten zu können. Mit dankbarer Anhänglichkeit in inniger Hochachtung A. H."

Das Verhältnis Humboldts zu seinem Kammerdiener behandelt Dove ausführlich; manches läßt sich zwischen den Zeilen lesen: auch hier war der große Mann jener Abhängigkeit verfallen, welche das gewöhnliche Schicksal alter Hagestolze zu sein pflegt.

Ein tirolisches Pfäfflein zeterte gegen Humboldt: „Er hat alle Winkel im Hause Gottes durchkrochen, aber dem Hausherrn nicht einmal die Visitenkarte zurückgelassen!" Nun, wir haben uns bis jetzt mit Humboldt nach verschiedenen Richtungen befaßt, warum hörten wir denn noch nichts über sein Verhältnis zur Religion? Gehöre ich auch nicht zu den inquisitorischen Hyänen, die in der Brust edler Toten nach dem Glaubensbekenntnis wühlen, so gilt mir doch das religiöse Element eines Menschen als höchst wichtig für die Charakteristik desselben. Dieses liefert häufig die Farbe für die Zeichnung, für die Linie, welche sein Bild umzieht. Ich kann es daher nur bedauern, daß uns die vorliegenden drei Bände so wenig direkte Aufschlüsse geben. Wissen wir auch Humboldt frei von den Fesseln einer lähmenden Dogmatik, so ist damit doch nur ein allgemeines, nicht ein individuelles ausgesprochen. Wenn ich mich recht besinne, enthält der Briefwechsel mit Bunsen manches hieher Bezügliche.

Toten Helden legt man die Ehrenzeichen auf den Sarg.

So habe auch ich es bis zuletzt verspart, vom

Ich fühle mich nicht berufen, in den Streit dreinzureden.

Dem Menschen Humboldt möge Dove, der ihn durch vieljährigen Umgang genau kannte, die Schlußrede halten: „Es gibt mancherlei Ruhmestitel auch in der Welt der Erkenntnis; der eigentlichen Geisterwelt, wie Humboldt sie nannte. Wie die ganze Natur von der tiefsinnigen Spekulation Spinozas trotz ihrer Einheit, die niemand kräftiger betont hat als er, in eine natura naturans und naturata zerlegt ward, so scheiden wir auch im Naturschauspiel menschlicher Begabung aktive und passive Genialität von einander. Die Träger der ersteren dienen durch ihre schöpferische Tätigkeit ihrer eigenen Zeit sowie der folgenden zum Vorbilde, die der letzteren sammeln in aufnehmender Seele das geistige Licht ihrer Gegenwart und bieten so der Zukunft wenigstens ein Abbild dar, aus dem sie betrachtend Genuß und Lehre zugleich gewinnen mag. Empfänglichkeit zur Reproduktivität gesteigert, wird so in ihnen zu historischer Repräsentation ihres Zeitalters, und je lebendiger bei vielgeteilter Kulturarbeit das Bedürfnis dieses Zeitalters nach ideeller Vereinigung seiner auseinanderstrahlenden Bestrebungen ist, um so dankbarer wird es sich schon bei dessen Lebzeiten dem Vertreter seiner intellektuellen Anschauungen und Interessen bezeugen. Gerade die Naturwissenschaften nun haben, vornehmlich durch ihre polytechnischen Wirkungen, in unserem Jahrhundert eine durchaus internationale, zu humaner Gleichförmigkeit auswachsende Erdkultur hervorgerufen; kein Wunder daher, daß der Ruhm A. v. Humboldts auf viel breiterer Basis emporstieg, als der seiner

polyhistorischen Vorgänger in früheren Perioden menschlicher Entwicklung. Wie die politischen Gestaltungen der Neuzeit, haben auch die kulturgeschichtlichen unvergleichlich weitere Dimensionen angenommen; die ganze zivilisierte Zeitgenossenschaft sah so in unserem Helden gleichsam ihren Abgeordneten und dankte ihm, als sein Mandat in spätem Tode erloschen war, für die treue Erfüllung desselben, für die unermüdliche Wahrnehmung ihrer theoretischen und praktischen Neigungen und Wünsche mit jener stürmischen Begeisterung, die dem Massendanke eigen zu sein pflegt.

Daß sie dabei auch seine sittliche Persönlichkeit in überheller Verklärung erblickte, kann nicht befremden. Gleichwohl geht ein merkwürdiger Zwiespalt durch sein moralisches Wesen: mit der großartigen Reinheit echt humaner Weltansicht und genereller Lebensweisheit kontrastiert in herber Weise die durch tausend enge Rücksichten und kleinliche Berechnungen getrübte Auffassung der Alltagsaufgaben des sozialen Daseins.

Auch moralische Entwickelung wird man in A. v. Humboldt kaum wahrnehmen; dieselben Eigenschaften: edle wie geringe, begleiten ihn durch die lange Dauer seines vielbewegten Lebens.

Für die Aufgabe, die der Geist der Geschichte diesem Werkzeuge seiner Arbeit bestimmt hatte, mußte es gerade so beschaffen sein; energisch herausspringende Ecken und Kanten männlichen Charakters durfte der Universalvermittler moderner Geistesbildung nicht an sich tragen; wie ein Linsenglas, das zur Strahlensammlung geschliffen wird, mußte seine allseitige Natur zu glatter Rundung zugekrümmt erscheinen. Was er an

Individualität verlor, gewann er an darstellender Bedeutung. Wie man von einem homerischen Zeitalter spricht, ohne dabei das scheinbar subjektive Beiwort anders als objektiv zu fassen: mit der nämlichen Einschränkung wird auch die künftige Kulturgeschichte reden dürfen von einem Jahrhundert Alexander v. Humboldts.

Moritz Schleifer

I.

Wenn wir auf den Vormärz von 1848 zurückblicken, so leuchten uns einige Namen entgegen, die auch jetzt noch nicht erbleicht sind: Grillparzer, Grün, Lenau, Raimund, Stifter, während andere kaum noch erwähnt werden, wie Castelli, Seidel, Vogel, oder selbst zu ihrer Zeit nicht die Beachtung fanden, welche sie verdienten. Dahin gehört in erster Linie Leopold Schleifer, der Freund Lenaus, welcher ihn den Patriarchen von Gmunden nannte. Geboren 1771 bei Laa in Niederösterreich, war es ihm durch die Gnade des edlen Kaisers Joseph möglich, seine Studien in Wien zu vollenden; dann wurde er Beamter, zeichnete sich in Franzosenzeiten durch sein mannhaftes Auftreten aus und starb endlich vor seiner Pensionierung hochbetagt und allgemein verehrt als Bergrat 1842. Die Anerkennung seiner Poesien wurde zum Teil dadurch verzögert, daß er stets fern von dem Mittelpunkte des literarischen Treibens auf dem Lande lebte und dann wohl auch, weil sie konservativen Inhaltes sind, während trotz des Druckes, welchen das fälschlich nach Metternich benannte System nach allen Richtungen übte, sich schon allerorts die

Keime der Freiheit regten. Die finstere Skepsis Lenaus bezauberte die Jugend, ihm rief Schleifer zu:

„Zwei Blumen blüh'n und ihrer darf der Finder
Nur eine pflücken — Hoffnung und Genuß!"
So sang, als weinend ihn sein Genius
Verließ, ein Sängerfürst im Chor der Sünder;
Als ob des Glaubens leer, verarmt an Liebe,
Der Menschenbrust ein Hoffen übrig bliebe.

Entsagen ist das Vorrecht schöner Seelen,
Die ohne Hoffnung auf die Ernte sä'n,
Die, wenn das Herz auch blutend bricht, verschmäh'n,
Auf ihrer Opfer Wucherlohn zu zählen,
Die heiter lächelnd auf dem Sterbekissen
Von keiner Schuldschrift, keiner Borgschaft wissen.

Die ihm, dem Ewigen, Unwandelbaren
Mit Kindersinn, mit Männermut vertrau'n;
Die liebend seinem Reich entgegenschau'n,
Die reine Brust vor Schuld und Haß bewahren,
Die sich des Tages freu'n im Lebensgarten
Und Nacht und Morgenrot getrost erwarten.

Solche Gedanken, solche Gefühle verstanden zu jener Zeit in den Kreisen, wo man sich um Poesie kümmerte, nur noch wenige, sonst müßten Gedichte, wie die „Geburt des Herrn" und „Der Tod Jesu von Nazareth" durch ihre tiefe Innigkeit Eindruck gemacht haben. Aber auch die Form war vielfach veraltet, man hatte sich mancher Ausdrücke und Wendungen bereits entwöhnt, wie ja auch wir manches; was damals allgemein bewundert wurde, gleichgültig ansehen und uns kopfschüttelnd vom lyrischen Geflenne abwenden.

Leopold S c h l e i f e r war Oesterreicher im edelsten Sinne des Wortes; Herzen, die so warm für ihre Heimat schlugen, finden im wüsten Kampf der Parteien,

Nationen und Völker kaum noch eine Stätte, so daß wir fast mit Staunen auf sie blicken. In diesem Sinne ist er auch politischer Dichter; groß ist sein „Schönbrunn", wo er den alten Napoleon 1809 und dessen Sohn auf dem Krankenbette 1832 mit abwechselnden Strophen in ergreifender Weise gegenüberstellt. Bekanntlich wurde es in den Dreißigerjahren bei jungdeutschen Dichtern und Dichterlingen Mode, den Korsen trotz Waterloo und Leipzig zu verherrlichen; ihnen schleudert Schleifer das donnernde: „Fiat applicatio" entgegen. Er gleicht hierin seinem Zeitgenossen Alois Weißenbach, der 1769 zu Telfs geboren, seit 1821 auf dem Friedhofe von Salzburg liegt, wo er als Professor der Chirurgie starb. Ob sich die beiden kannten, weiß ich nicht; in Sinnesart, Charakter, Weltanschauung, ja selbst in Form und Ausdruck haben sie viel Aehnlichkeit. Wenn die Deutschen ihre Dichter der Befreiungskriege anführen, vergessen sie unsere zwei Oesterreicher, die immerhin neben einem Stägemann gar wohl einen Platz verdienten.

Von L. Schleifer erwähne ich noch das schöne Stimmungsbild „Aufflug" und schließe für die Bewunderer Goethes ein Epigramm an:

„Dichterkönig, du prägst des Goldes in Fülle,
Daneben Kupfermünzen genug, aber auf allen dein Bild."

Mathias Leopold Schleifers sämtliche Gedichte gab 1847 K. A. Kaltenbrunner bei K. Haas in Wien heraus. Die Biographie, welche er voranstellte, hätte durch Einschaltung von Briefstellen an Charakteristik gewonnen; von den Gedichten sollte nur das vorzüglichste als Auswahl geboten werden, so konnten zum

Vorteile des ganzen vier Fünfteile entfallen, der kleine Rest hätte den Namen Schleifer vielleicht besser über dem Wasser gehalten, als das dicke Buch, welches auch viel Mattes und Schwaches, in der Form Unfertiges bringt.

Poeten wie L. Schleifer, Al. Weißenbach, Beda Weber, J. Streiter, Al. Flir, Johannes Schuler werden in der deutschen Literatur keinen hervorragenden Platz behaupten, die deutsche Literaturgeschichte ist aber ein Strom, der allerlei Pofel und Küchenabfälle mitschleppt und sie haben doch besseres geliefert. Da möchte ich ihren Büsten eine kleine Nische sichern. Wäre es nicht angezeigt, endlich eine deutsch-österreichische Anthologie, wo das beste von diesen Männern im Schattenreich vorgelegt würde, zusammenzustellen; zwei bescheidene Bände würden genügen, ob sich kein Verleger dafür fände?

II.

Am 27. Juni 1817 wurde unserem Leopold Schleifer zu Sirning in Oberösterreich, wo er beim Gericht als Beamter angestellt war, ein Sohn geboren und auf den Namen Moritz getauft. Nachdem er zu Kremsmünster, wo noch die Erinnerung an Adalbert Stifter haftete, das Gymnasium vollendet, wendete er sich 1835 an der Universität zu Wien dem Rechtsstudium zu und begann 1839 als Praktikant beim Gerichte zu Steyr die dornige Laufbahn des Beamten, auf der ihn damals im schönen Oesterreich der Dichter kaum förderte.

Zurücksetzungen, die er nie ganz verwand, blieben dem einfachen schlichten Mann nicht erspart.

Der Beamte ist ein Nomade; der Befehl von oben versetzt ihn bald da, bald dort hin. So treffen wir ihn zu Sankt Michael im Lungau, wo ihm das rauhe Gebirgsklima die Gicht zuzog, und dann zu Tamsweg, welches er in einem humoristischen Sonettenzyklus verherrlichte.

„Kennst Du das Land?“ — Das rauhe Alpenland,
Zu dessen Preis noch nie ein Lied erklungen? —
Doch nein, Vergil hat schon davon gesungen:
„Semper hiems!“ — Der Schnee ist sein Gewand.

Hochaufgetürmt wie eine Riesenwand
Hat er das Leben der Natur bezwungen,
Und wenn der Lenz allwärts den Sieg errungen,
Hier trotzt noch Eis und Schnee dem Sonnenbrand.

Kennst Du das Land, des Winters starres Reich:
Du deutscher Gau, sprich selbst, wem bist Du gleich?
„Ich gleiche Grönlands und Kamtschatkas Küste,

Ich gleiche Islands starrer Eiseswüste,
Und Tamsweg darf mit edlem Stolz es wagen
Sich Irkutsk als Genossin anzutragen.“

* * *

„Kennst Du das Land?“ — Bei harter Arbeit Zwang
Wohnt hier das Volk in seinen düstern Zellen,
Nie strömen Licht und Luft hier ihre Wellen,
Und faule Dünste brüten schwer und bang.

So schweigt denn auch des Herzens warmer Drang,
Versiegt sind hier der schönen Freude Quellen,
Umsonst wirst Du Dich ihnen zugesellen,
Nie grüßt man Dich zu gastlichem Empfang.

Kein Hochgefühl wird hier die Brust erheben,
Nie jauchzt und sprudelt hier das volle Leben,
Verschlossen, sang- und klanglos zieh'n sie hin.

Denn auch die Tonkunst weiht nicht ihren Sinn,
Kein Wiegenlied, kein Brautlied wird geboten
Und kaum der Tränen Weihegruß den Toten!

* * *

„Kennst Du das Land?" — Noch wahrt es treu die Spur
Von grauer Vorzeit Tagen, längst entflogen,
Als hier das Volk den Mithrasdienst gepflogen: —
Die erste Kunde menschlicher Kultur!

Sie jagten dort das Elenn und den Ur;
Da kamen durch des Leisnitzgrabens Bogen
Mit stolzem Schritt die Römer hergezogen
Und bändigten die feindliche Natur.

Und kämst Du heut' zurück, Septim Sever,
Du fändest es kaum anders allzusehr:
Wir haben ja noch Deine Straße hier!

Den Meilenstein mit Deines Namens Zier;
Und selbst die Götter sind noch so geblieben,
Wie sie vor Dir schon Tacitus beschrieben.

Später widmete Schleifer Land und Leuten des Lungau einen langen Aufsatz, der durch meine Vermittlung in Amthors „Alpenfreund" erschien.

Dann wurde er nach Salzburg versetzt, wo ihm die Universitätsbibliothek sehr zustatten kam. Ein fein empfundenes Stimmungsbild ist

Sommernacht.

Wie schön verglimmt der Abendröte Pracht!
Die fernen Berge glüh'n im stolzen Reigen,

Des Staufen edle Formen aber zeigen
Das Spiel des Lichtes mit der Sommernacht.

O seltne Schauer stiller Zaubermacht!
Wie reizend schläft am Fuß der Kanzel Aigen
Und Grödig ruht im feierlichen Schweigen
Am Untersberg mit seinem Zauberschacht.

Wird denn der alte Kaiser nie erwachen?
O nein; — er träumt ja von der Rolandsschlacht,
Von Wittekind und von der Pfalz zu Aachen.

Doch sieh', jetzt zieht der Mond zur stillen Wacht,
Dort wo des Parks verschwieg'nes Dunkel düstert,
Das einst Babette von Mabon umflüstert.

Da weht wohl der Hauch romantischer Poesie; ob man in Salzburg diese Gedichte und den Dichter, der all den Zauber über Berg und Fluren ausgoß, kennt? — Ich fürchte: kaum!

Als Bezirksrichter zu Haag in Oberösterreich erkrankte er infolge von Sorgen und Arbeit. Das hohe Präsidium forderte ihn auf, sich pensionieren zu lassen und so begab er sich in den Ruhestand und zog nach Salzburg, wo er am 17. Oktober 1877 seinen Leiden erlag.

Als Amtsschreiber zu Ort bei Gmunden hatte er sich 1844 mit Emilie, der Tochter des Forstmeisters Schellinger verheiratet. Auch sie war poetisch angehaucht; man schildert sie als eine anmutige Frau; die wallenden Locken hielt sie mit einem vergoldeten Stirnband zusammen. Sie folgte ihm bald im Tode, beide hinterließen vier Töchter und einen Sohn, leider jedoch nur viele Bücher und kein Vermögen; so müssen sie in schwerem Kampfe um das Dasein ringen. Schleifer war

ein schöner Mann: „Der photographierte, gemütvoll intelligente Kopf flößte mir nicht bloß persönliches, sondern auch allgemein ästhetisches Interesse ein," schreibt Robert Hamerling. — Der Gestalt entsprach die edle lautere Seele; dieses bestätigen auch alle, die ihn persönlich kannten. „Er war ein ungemein sanfter Charakter; dienstfertig und zuvorkommend gegen alle, opferte er lieber seinen eigenen Vorteil, um nur anderen gefällig sein zu können" — besuchen wir sein

Stilleben.

Wenn's Abend wird, so zündet man die Lichter,
Die Mutter schänkt Kaffee in voller Schale,
Die Kinder setzen fröhlich sich zum Mahle:
Ringsum gesunde blühende Gesichter.

Da bin ich dann nicht mehr der ernste Richter,
Der Recht und Unrecht wägt am Tribunale,
Ich schlürfe Lethetrank aus dem Pokale
Und bin dann nur mehr Vater, nur mehr Dichter.

Auch Freunde pochen wohl an meine Pforte;
Es bieten mir Bekannte ihren Gruß:
Vierthaler, Gibbon, Gregorovius

Und Andere mehr und tauschen kluge Worte, —
Und all' des Tages Unmut wird vergessen;
Nun sagt, „wer will sein Glück mit meinem messen?"

Trotz der vielen bitteren Erfahrungen blieb er ein treuer Sohn Oesterreichs, aber wie die edelsten deutschen Männer in Oesterreich vergaß auch er nie, daß er dem großen deutschen Stamm angehöre und begrüßte die Siege desselben mit heller Freude. Das beweisen seine Gelegenheitsgedichte, so der Gruß an den deut-

schen Kaiser Wilhelm bei dessen Durchreise nach Gastein am 12. August 1871.

Die schönen Schlußstrophen lauten:

* * In heil'gen Flammen
Erwacht der Geist der Einigkeit im Land,
Zu einem Bunde treten sie zusammen,
Der Neid entflieht, die alte Zwietracht schwand.
Der Untersberg erglänzt und der Kyffhäuser,
Der Welserheide Schlacht hat ausgetobt:
Ein Land, ein einig Volk, ein deutscher Kaiser
In Not und Tod, in Krieg und Sieg erprobt.

Und trennt uns auch des Weltlaufs mächtige Schranke,
Doch ist's dieselbe Glut, die uns durchzieht,
Auch uns erhebt der deutsche Hochgedanke,
Auch uns erhebt und stärkt das deutsche Lied.
„Der Oesterreicher hat ein Vaterland
Und liebt's und hat auch Ursach' es zu lieben!"
Allein das alte, treue Bruderband,
Der treue Brudersinn ist ihm geblieben.

O welch ein Paar! Auf zwei gewalt'gen Thronen
Im Mittelpunkt Europas Hand in Hand
Zwei Fürsten mit dem Schmuck der Kaiserkronen,
Vereinigt durch geheiligten Verband —
Wen scheuen sie? — Von ihrem hohen Posten
Späh'n sie, dem Doppelaar im Wappen gleich,
Und hüten siegsgewiß im West und Osten
Der deutschen Brudervölker mächtig Reich.

Schleifer zählte zu jenen seltenen Männern, welche die Zeit, die das Brotfach, nachdem sie allen schweren Pflichten desselben genügt, übrig läßt, noch auf rein menschliche Studien verwenden, obwohl man sich beim Tarok und am Schachbrett vielleicht beliebter gemacht hätte. „Mit Tagesanbruch stand er auf, um bis zum

Beginn der Amtsstunden studieren zu können, doch liebte er auch abends heitere Geselligkeit." — Vorzüglich beschäftigte er sich mit Geschichte und Literatur; er las den Franzosen und Italiener in der Ursprache und den kastalischen Trank der Römer und Griechen erhielt er auch nicht aus zweiter Hand. Mit schriftstellerischen Zeitgenossen berührte er sich wohl nur oberflächlich, vielleicht kannte er Ad. Stifter, dem er ein wahrhaft klassisches Sonett widmete, das ich später bringe. Vom Vater hat er das poetische Talent geerbt; er lud aber die Muse nur zum Besuche, nicht zu dauerndem Aufenthalt. Seine Gedichte zeigen tiefe Empfindung und große Weltanschauung, sie überraschen oft durch die Originalität der Darstellung und der Bilder, doch drückt vielen derselben die Breite einen dilettantischen Charakter auf, so wie auch der Ausdruck nicht immer gewählt ist. Vers und Reim sind bisweilen fehlerhaft; ich lege darauf um so weniger Gewicht, als ja auch das Publikum seine Dichter nie auf die marmornen Gesetze Platens verpflichtet hat. Gedruckt ist nur wenig von ihm, zumeist im „Alpenfreund", in den „Dichterstimmen" und im „Literaturblatt". Aus seinen umfangreichen Heften brachte die Wagnersche Buchhandlung eine kleine Auslese der besten, welche ich Freunden der Poesie empfehle, weil sie nicht bloß sehr viel Schönes enthält, sondern auch nur — 15 Kreuzer kostet.

Schleifer hinterließ mehrere Dramen, ohne jedoch den Gesetzen des Stiles und der Komposition zu entsprechen, ein Grundfehler, die manche einzelne dort zerstreute Schönheiten nicht ausgleichen.

Die „Frau v. Wallsee" spielt in den Tagen der

Kreuzzüge und verherrlicht die Heimat des Dichters, die weitschichtige „Jakobäa von Bayern“ führt die Geschicke jener deutschen Fürstin an uns vorüber, „die Schwestern von Perkope“ versetzen uns in die Tage der Martyrer.

Ein kleines Juwel vom reinsten Schliffe ist dagegen das einaktige Stück „Flucht und Rückkehr“, welches in der schönsten Zeit Griechenlands zu Trözen spielt. Er verfaßte es für ein Haustheater in Braunau, wo er die besten Tage seiner amtlichen Praxis zubrachte. Die Bretter der modernen Bühne wird es freilich nie beschreiten, dafür ist es zu schlicht und einfach, unser Publikum bewundert nur noch die Perücke, das Rokoko, die Bauernjoppe und Pluderhose des Lanzknechtes, aber nicht den Chiton der Hellenen oder die Toga des Römers. Ich habe dieses Drama seinen lyrischen und erzählenden Gedichten angereiht.

Nun darf ich wohl noch kurz mitteilen, wie ich mit ihm bekannt wurde. Zur Erläuterung des Inferno hatte ich 1873 in der „Wiener Abendpost“ einen Aufsatz „Dante in Tirol“ veröffentlicht. Da meldete sich ganz unerwartet Schleifer, von dem ich bisher auch nicht einmal den Namen gehört, mit dem schönen Gedichte „Dante in Lizzana“.

Seit dort entspann sich zwischen ihm und mir ein Verkehr, der erst mit seinem Tode abbrach. Die Nachricht erfüllte mich mit tiefer Trauer; denn aus seinen Briefen trat mir eine schöne, starke Persönlichkeit entgegen, deren Bekanntschaft ich gern Aug' in Auge gemacht hätte.

III.

Von je hat man Korrespondenzen als charakteristisch für die Menschen und ihre Zeit betrachtet. Gern hätte ich seine Briefe an Robert Hamerling und Stellen aus denen Hamerlings an ihn veröffentlicht, der Herr Professor ließ jedoch mein höfliches Schreiben, in dem ich um Mitteilung und Erlaubnis ansuchte, unbeantwortet. Der Verkehr, von diesem eingeleitet, dauerte vom 15. Februar 1868 bis 19. Februar 1873. Das darf ich wohl sagen, daß wir beide in anerkennendem Urteil über Schleifers Poesien völlig übereinstimmen und führe die betreffende Stelle über „Flucht und Rückkehr" an: „An Ihrem kleinen Drama würde Goethe Freude gehabt haben. Es ist äußerst anmutend, zu sehen, wie Sie den einfach sinnigen Gegenstand mit so viel gediegenem Reiz zu umkleiden und durch die Verlegung auf griechischen Boden in eine so reine Sphäre zu heben wußten."

Wenn ich den Briefwechsel zwischen mir und Schleifer als kleinen Beitrag zur deutschen Literaturgeschichte schon jetzt veröffentlichte, so möge man es damit entschuldigen, daß ich bereits alt bin und nicht voraus weiß, wohin meine Schriften nach meinem Tode verstreut werden.

Briefe.

Geehrtester Herr!

Die Wiener Zeitung brachte im Abendblatte des Silvestertages Ihren höchst interessanten Aufsatz: „Dante in Tirol", der mich umsomehr ansprach, als ich

vor 12 Jahren denselben Stoff zu einem kleinen Poëm (Dante in Lizzana) verarbeitete, das damals in einem Zyklus tirolischer Reminiszenzen in einem oberösterreichischen Lokalblatte erschien und schon deshalb weiteren Kreisen von vornherein unzugänglich blieb.

Dieser Umstand veranlaßt mich, Ihnen, verehrter Herr, die an und für sich unbedeutenden Strophen mitzuteilen, da der Gegenstand, der Sie zu einer so anziehenden Studie angeregt hat, bei Ihnen jene Aufmerksamkeit erregen dürfte, auf welche sonst weder das Gedicht, noch sein unbekannter Verfasser Anspruch haben können.

Auf keinen Fall wollen Sie mir eine Unbescheidenheit zur Last legen, da diese, vielleicht unberufene Sendung, nur ein Ausdruck der Hochachtung, die Ihre literarischen Leistungen in so hohem Grade verdienen, zu sein wünscht, mit der ich nunmehr die Ehre habe, mich zu unterzeichnen

Euer Wohlgeboren

sehr ergebener

Moritz Schleifer,

k. k. Bezirksrichter.

S. Michael im Lungau, 6. Jänner 1874.

Hochverehrter Herr!

Es hat mich sehr erfreut, daß Sie meine anspruchslose Gabe so gütig aufgenommen haben, gegen deren Veröffentlichung ich gewiß nichts einzuwenden habe.

Ihnen den ganzen Zyklus von 28 Nummern, — unter sich nicht zusammenhängend, — anzubieten, hätte

ich mir nicht herausgenommen, da ich einen Literaten von Ruf mit den Kleinigkeiten eines unbekannten Dilettanten nicht zu behelligen mir getraut hätte.

Gleichwohl würde ich Ihnen selben nun sogleich übersenden, wenn er nicht nebst einer ziemlich zahlreichen Sammlung verschiedener Erzeugnisse meiner Einsamkeit in einen etwas dickleibigen Band zusammengebunden wäre und sich also einzeln nicht schicken läßt.

Sollte er aber wirklich Ihr Interesse auf sich ziehen, so bin ich gerne erbötig, Ihnen auf Ihren Wunsch den ganzen Band anzuvertrauen, da denn doch möglicherweise einiges davon Ihre Aufmerksamkeit auf sich ziehen dürfte.

Vorläufig aber lege ich noch eine Nummer bei, die auch Hamerling seines Beifalls gewürdigt hat.

Mich herzlichst empfehlend

Ihr

sehr ergebener

Moritz Schleifer.

S. Michael im Lungau, am 12. Jänner 1874.

Lieber Herr!

Amthor findet Ihr „Lizzana“ sehr schön; es dürfte daher in einem der nächsten Hefte des „Alpenfreundes“ erscheinen.

Lungau ist sehr wenig bekannt; möchten Sie nicht dem „Alpenfreund“ eine prosaische Skizze von Land und Leuten liefern? Daß Sie es trefflich können, daran zweifle ich nicht im mindesten.

Der „Alpenfreund" kann freilich kein klingendes Honorar zahlen, ein Freiexemplar dieser guten Monatsschrift würde Ihnen Amthor gewiß gerne bieten.

Mit besten Grüßen

Ihr

ergebenster

A. Pichler.

Innsbruck, 1. Februar 1874.

Verehrter Herr!

Die tief verschneiten Tauern glücklich passiert und am 26. März hier eingetroffen. Arbeit viel, vielleicht aber komme ich im Sommer doch zu meinen lungauischen Erinnerungen.

Mich bestens empfehlend

Ihr

ergebenster

Moritz Schleifer.

Haag in Oberösterreich, 16. April 1874.

Lieber Herr Professor!

Nun habe ich endlich meine „Wanderung durch den Lungau" beendet, und da Sie eben die erste Anregung dazu gegeben haben, so müssen Sie mir schon gestatten, daß ich das Manuskript — gleich im Konzepte, daher die zahlreichen Korrekturen — in Ihre Hände niederlege. Kann es der „Alpenfreund" brauchen, wohl und gut. Es geschieht mir gewöhnlich, daß mir meine Aufsätze zu lang werden, vielleicht ist es auch hier der Fall

gewesen, aber es handelt sich ja um eine terra incognita.

Werden Herr Professor heuer keine Sommerfrische aufsuchen? Ich werde in der ersten Hälfte August auf ein paar Tage ins Pustertal und bis nach Villach kommen und würde mich sehr geehrt fühlen, Ihnen irgendwo zu begegnen, denn daß Sie einmal in unsere sehr fruchtbaren, aber ziemlich reizlosen Gegenden sich verirren sollten, dazu habe ich wohl wenig Aussicht.

Mit herzlichem Gruße verharre ich

Ihr

sehr ergebener

Moritz Schleifer.

Haag, Oberösterreich, 16. Juli 1874.

Lieber Herr Professor!

Sie sind nun wohl schon längst aus Ihrer Sommerfrische zurückgekehrt und in den gewöhnlichen Kreis Ihrer Beschäftigungen wieder eingetreten.

Ich habe sehr bedauert, Sie bei meiner Ankunft in Innsbruck nicht mehr getroffen zu haben.

Da ich nun nicht das Vergnügen hatte, Sie persönlich kennen zu lernen, erlaube ich mir, mich in effigie vorzustellen und würde sehr erfreut und geehrt sein über einen ähnlichen Gegenbesuch.

Ein paar Bände des „Alpenfreundes", welche Zeitschrift ich bisher nicht kannte, habe ich in Schluderbach gesehen und sie sehr interessant gefunden. Werde mich darum umsehen.

Mich freundlichst empfehlend, verbleibe ich mit Hochachtung

Ihr

ergebenster

Moritz Schleifer.

Haag, Oberösterreich, 27. Oktober 1874.

Verehrter Herr!

Soeben erhalte ich das jüngste Heft „Alpenfreund", es bringt Nro I des Lungau. Zugleich schreibt mir Amthor, er werde Ihnen alles unter Rezepisse schicken; frühere Sendungen an Sie seien verloren gegangen; meine Photographie haben Sie wohl erhalten und vielleicht mein verzensuriertes, verdruckfehlertes Allerlei aus Italien gelesen. Neues nichts. Sie schwitzen wohl ob den Akten und ich ob geologicis und den Tragödien von Aeschylos, die sehr schwer zu knacken sind.

Mit herzlichen Grüßen

Ihr

Pichler.

Innsbruck, 4. Dezember 1874.

Lieber Herr!

Spät genug komme ich geplagtes Menschenkind dazu, Ihnen für die freundliche Uebersendung Ihrer Photographie vielmals zu danken.

Ihr italienisches „Allerlei" habe ich leider nicht kennen gelernt; wo ist es zu finden? Zeitschrift? Buch? Auf dem Lande hat man sein wahres Kreuz; man erfährt von nichts.

Es wird mich freuen, den „Alpenfreund" auch einmal zu bekommen. Wenn sonderbarerweise alles nach Haag, Ob.-Oest., Adressierte verloren geht, so wäre vielleicht am besten im Wege der Maierschen Buchhandlung in Salzburg, von der ich ein paarmal im Monat Sendungen erhalte.

Aber sieh, in diesem Augenblicke bringt mir die Briefausträgerin den Alpenfreund VII 5; die Bahn ist also gefunden und ich bin glücklich entdeckt.

Ich bin erstaunt, daß Sie Geologie und Aeschylos vortragen, das sind doch verschiedenartige Fächer. Daß ich mich mit letzterem beschäftigt habe, mag anliegendes Blatt — das 3. Stück der Perser Trilogie betreffend — dartun. Zum Kopfzerbrechen habe ich übrigens nie Zeit gehabt. In einer Hand den Text, in der andern den Droysen, — endlich kommt man auch fort.

Nun leben Sie recht wohl, viel Dank für alle Gefälligkeiten und ein glückliches neues Jahr.

Mit vielen Grüßen

Ihr

ergebenster

M. Schleifer.

Haag, am 11. Dezember 1874.

Lieber Herr!

Ihr prächtiges „Anthedon" hat mich sehr erfreut. Die moderne Muse ist demokratisch geworden; sie sucht entweder mit den Philistern „stille Winkel" oder läuft schamlos dem gallischen Phallos nach; um so mehr überrascht es, wieder einen Stoff behandelt zu sehen, wie ihn die große Zeit unserer Literatur liebte.

Als kleine Gegengabe ein Epigramm, das ich jüngst beim Lesen der Danaiden fertig brachte. Wenn man bei Shakespeare an einen antiken Poeten denken darf, ist es doch nur Aeschylos.

Ueber Aeschylos trage ich nicht vor, wohl aber liegt er zwischen den Steinen und Apparaten meines Kabinetts und um nicht ganz petrifiziert zu werden, tue ich hie und da einen Schluck daraus.

Mein „Allerlei aus Italien“ finden Sie in der Wiener Abendpost vom November. Es zieht durch drei Nummern.

Sie mögen es in Ihrem Haag einsam genug haben; wenn Sie nicht etwa abends die Pfeife im Mund mit den „Honoratioren“ an Arthurs gefeiter Tafelrunde sitzen, vor der die gewöhnlichen Haager scheu mit gezogenem Hut vorüberschleichen.

Ich bin einsam wie Sie, denn Innsbruck bietet nicht viel Gesellschaft; es liegt jedoch an der Eisenbahn und da kann ich, wenn ich Zeit und Geld habe, nach Italien abfliegen.

Amthor soll Ihnen den ganzen „Alpenfreund“ schicken; ich schäme mich statt seiner, daß er es noch nicht getan.

Gedenken Sie meiner auch im neuen Jahre freundlich, und so rufe ich Ihnen ein herzliches Glückauf! zu.

Ihr

treuergebener

Pichler.

Innsbruck, 16. Dezember 1874.

Brüder:

Aeschylos schwang sich empor in reinere Höhen des Aethers,
Nahm vom Schoße des Zeus mutig den Schlüssel des Rechts;
Umfang, Tiefe des Seins bestimmtest Du, mächtiger Shakespeare,
Weil sich der Menschheit Brust innerst erschlossen vor Dir.

Lieber Herr!

Meinen besten Dank für den Brief und das beigefügte sinnvolle Distichon-Paar auf den tiefsinnigsten Tragiker, — ich wollte, ich könnte eine wertvollere Gegengabe bieten, als anliegende unbedeutende Kleinigkeiten, die eben mein jüngstes Töchterlein kopiert hat. — Ein Schelm, wer mehr tut, als er kann.

Von Amthor bekam ich vor ein paar Tagen Zusage vieler schöner Sachen, worunter Ihriges, worauf ich mich sehr freue.

Sehr erstaunt war ich über Ihre Aeußerung bezüglich der wenig entsprechenden Gesellschaft in Innsbruck. Ich hätte gedacht, in einer Universitätsstadt sollte sich ja täglich ein platonisches Symposion arrangieren lassen. Nu, ich habe schon mehr Enttäuschungen erlebt.

Ich bin mit Arbeit ganz überhäuft, namentlich, da mein Adjunkt zum Bez.-Richter avanzierte und schleunigst fortkam und ich mich 14 Tage allein behelfen mußte. Kam daher weder zum Lesen noch zum Schreiben.

Und nun heute am Silvester-Abend nochmals ein Glückauf für 1875, — und herzlichen Dank für alles freundliche und wohlwollende Entgegenkommen.

Ihr sehr ergebener
Schleifer.

Haag, Oberösterreich, 31. Dezember 1874.

Schlaf und Tod.

Sarpedon stürzt am Simois vom Wagen,
Getroffen von Patroklos' Lanzenstoß;
Apollon selber wendet nicht sein Los,
Doch, was er kann, will er ihm nicht versagen.

Und er gebeut, den Leichnam heim zu tragen,
Dem Brüderpaare Hypnos, Thanatos;
Fort schweben sie durch heitrer Lüfte Schoß,
Bis hin, wo Lykias Felsenufer ragen.

Der Schlaf, der Tod, — welch tröstendes Symbol!
Sie sind es, die der lichte Gott uns sendet,
So oft ein Tag, so oft ein Leben endet;

Im Schlaf, der Traumwelt geisterhaftes Weben,
Im Tod, ein seliges Hinüberschweben,
O sei gepriesen, lykischer Apoll!

Im Archipel.

O selig Schaukeln zwischen den Kykladen!
Im Abendgolde glänzt die Inselwelt,
Und ferne Segel schimmern, leicht geschwellt,
Wie Reiher, die ihr grau Gefieder baden.

Und über Samos' dämmernden Gestaden
Steigt leis die Nacht empor am Himmelszelt,
Ihr dunkler Mantel wunderbar erhellt
Von Perlen der Hyaden und Plejaden.

Nimm, lächelnde Euploia, unsre Spende!
Du leitetest uns sanft an Delos Bord,
Schon winkt im Abendrot uns sein Gelände.

Schon drängen sich um ihn geschmückte Kähne,
Und in den Lüften, hoch vom kalten Nord,
Ziehn rauschend über uns Apollons Schwäne.

Verehrter Herr!

Für die zwei herrlichen, stimmungsvollen, sinnigen Sonette aufrichtigen Dank. Wir beide sitzen im Norden eingeschneit, „das Land der Griechen mit der Seele suchend", da freut es mich, einen verwandten Hauch zu spüren.

Die Symposien zu Innsbruck duften mir zu viel nach Wein, Bier, Braten und Zigarren und doch sollte man daran Teil nehmen, wenn man hier etwas gelten will. Um aber hier etwas zu gelten, dafür reut mich die Zeit. Die Professoren sind tüchtige Fachmänner, was hilft mir das? Da hab' ich an meiner Mineralogie und Geognosie mehr als genug.

Die Studenten? Nun, ich erinnere mich an die Zeit, wo ich noch Jüngling, mit begeisterten Jünglingen über diese Höhen stieg, auf denen ich jetzt einsam mit ergrauendem Haar Steine klopfe. Heute haben die Studenten meist nur den Brotkorb vor Augen, ist der erreicht, so findet sich wohl noch ein Weib, und Kunst und Wissenschaft können dann als Mohren gehen. Auf solche Stirnen fällt kein idealer Funke. Wie ich studierte, wehte die Ahnung von 1848 durch uns; das nationale Gefühl, das kann Krug und Schläger nebst dem bunten Firlefanz nicht ersetzen.

Die Studenten aus Wälschtirol sind nicht selten Italianissimi, aber das ist doch wenigstens etwas, das begeistert sie doch wieder für die Literatur ihres Volkes und hebt sie über die vierte Bitte des Vaterunsers.

Ist Ihr „Anthedon" schon gedruckt? Wenn nicht, möchten Sie mir gestatten, darüber zu verfügen?

Grüßen Sie mir Ihr schreibfertiges Töchterlein.

Ihr

Pichler.

Innsbruck, 10. Jänner 1875.

Lieber Herr Professor!

Viel länger, als ich beabsichtigte, mußte ich die Beantwortung Ihres letzten, mir so werten und schätzbaren Schreibens hinausschieben, um Neujahr ist immer eine besonders angestrengte Zeit. Vorige Woche bekam ich von Amthor eine ganze Sendung sehr interessanter Artikel. Auf meinen besonderen Wunsch befinden sich darunter Ihr „In Lieb' und Haß" und die Marksteine. Ersteres habe ich bereits vollständig durchgemacht und mich an Ihren markigen, körnigen Worten wahrhaft erquickt und gestärkt; letztere habe ich gestern angefangen, nach den Titeln muß ich einiges bereits irgendwo gelesen haben. Bin Amthor für diese Gaben sehr dankbar. Die hiesige Gesellschaft bietet natürlich gar nichts, was über das flache Niveau hinausgeht.

Ich hatte es anderwärts auch auf dem Lande schon besser getroffen. In Braunau z. B. hatten wir ein paar Familien zum Umgang, mit denen wir bisweilen ganz angenehme Abende verbrachten. Die Töchter des Bez.-Arztes Spitaler (er war aus Innichen und ein sehr lieber Mann) pflegten gern mit ihrer Gouvernante und ein paar anderen Mädeln kleine Komödien aufzuführen, und so wurde ich einst zum Geburtstag ihrer Mutter gepreßt, ihnen ein Stück zu schreiben, ausschließlich mit weiblichen Rollen, 4 Erwachsene, 2 Kinderrollen.

Halten Sie es für keine Anmaßung, wenn ich Ihnen den kleinen Scherz „Flucht und Rückkehr", so flüchtig er entworfen wurde, mitteile, vielleicht verschmäht Ihr Fräulein Tochter nicht, die Bagatelle anzunehmen.

Nun ist Dr. Spitaler tot und die damaligen Darstellerinnen in alle Winde zerstreut.

Ueber Anthedon belieben Sie nur zu verfügen, er ist nirgends erschienen, ich habe solche Dinge in Fülle und weiß so damit nicht, wo aus und wo ein.

In meinen Lungauer Aufsatz haben sich leider mehrere sinnstörende Druckfehler eingeschlichen, kein Wunder, bei dem Gekritzel eines Gichtbrüchigen.

Meine kleine Dorl fühlt sich sehr geehrt durch den Gruß und erlaubt sich, ihn für sich und ihre Schwestern ihn Ihrer Frl. Tochter zu erwidern, die, wie wir (mirabile dictu) hier in Haag erfahren haben, während der Sommerfrische mit Ihrer verehrten Familie auf dem Achensee herumgondolierte, eppich bekränzt, gleich den Kriegern Timoleons im Plutarch.

Jetzt heißt es aber wieder, sich in den Aktenstaub zu versenken bis 6 Uhr abends mit kleinen Zwischenpausen.

Unter andern, heut hat Gregorovius seinen Geburtstag, einer meiner Lieblinge. Ich führe über solche Erinnerungen genaue Aufschreibung, die ich täglich morgens nachsehe.

Und nun, Verehrtester, leben Sie wohl. Mit freundlichsten Grüßen

Ihr ergebenster
Schleifer.

Haag, 19. Jänner 1875.

Verehrter Freund!

Für die „Griechinnen" („Flucht und Rückkehr") meinen und meiner Töchter besten Dank. Sie haben uns allen große Freude gemacht, nur daß ich mich anfange zu schämen, weil ich gar keine Gegengabe bieten kann. Meine Muse will von einem solchen Heiden wie ich bin, nichts mehr wissen und ist als fromme Tirolerin ins Kloster gegangen. Indes ganz sollen Sie mir's doch nicht hinabtun; ich habe auf gleichem Gebiete wie Sie dramatische Lorbeern gepflückt. Freilich sind es schon dreißig Jahre. A. Stifter und ich verkehrten in einer Familie; es sollte zu Weihnachten ein Festspiel gegeben werden, und so begann er den sächsischen Prinzenraub zu dramatisieren. Nach einem und einem halben Akt verleidete ihm die Sache und er lud sie mir auf. Ich brachte sie auch fertig und wirkte dann als Souffleur mit, bis man mich zum Schluß aus meinem Kasten herausklatschte. Schade, daß das Manuskript verloren ist; ich war dort eben ein leichtsinniger Bursch' im leichtsinnigen Wien. Für Ihre sechs Griechinnen erbitte ich mir ebenfalls die Erlaubnis, darüber verfügen zu dürfen und werde sie gewiß mit guter Ausstattung an Mann bringen. Bitte nächstens Antwort.

Ich verbringe gewöhnlich sechs Wochen der Ferien mit meiner Familie in der Pertisau am Achensee. Vormittag und wenn Gewitter drohen, lieg' ich mit meinem Buben im Schiff auf dem Wasser und fische; abends fahr' ich wohl mit Frau und Kindern dem Ufer entlang und so mag es wohl eingetroffen sein, daß gerade eine meiner zwei Töchter ruderte, während Ihr Berichterstatter zuschaute.

Nächstens hoffe ich Ihnen unter Kreuzband eine archäologische Bagatelle senden zu können; ich brauche eben allerlei Zugemüse zu meinen Steinen.

Ja ich bin sogar Ketzer genug, zu glauben, daß derjenige, welcher die Schlacht von Marathon im Herodot mit Verständnis liest, daran mehr hat, als wenn er alle Tiere, Pflanzen und Felsarten in und um Marathon nennen und beschreiben könnte.

Sie haben die Gicht? Ich auch! Sie vom Sitzen in der Kanzlei, ich vom Verkühlen auf den Bergen; vom Wohlleben gewiß weder der eine noch der andere.

Glück auf!

Ihr

Pichler.

Innsbruck, 28. Januar 1875.

Lieber Herr Professor!

Vor allem meine besten Grüße und da nun auch die „Marksteine“ mit großem Interesse gelesen habe, drängt es mich, Ihnen für diese mannhaften Gedichte meine aufrichtigste Befriedigung an den Tag zu legen. Ich werde selbe nun öfters zur Hand nehmen, insbesondere haben mich die poetischen Tiroler Erzählungen sehr angemutet.

Umsomehr zu bedauern ist es, daß Sie jetzt die Poesie an den Nagel hängen, obwohl das sich auch begreift, da die Prosa des Lebens sich oft so unverschämt breit macht, daß ihre idealische Schwester absolut keinen Platz mehr findet. Ich will von mir selbst gar keine Erwähnung machen, da ich als dilettantischer Eindring-

ling gar nicht zähle, aber wo sollte ich jetzt, wenn ich mich acht Stunden lang am Stehpult hinabgeplagt habe, eine Stimmung hernehmen?

Ich war erstaunt, daß Sie je mit A. Stifter zusammen arbeiteten; bei der Altersverschiedenheit (23. Oktober 1805 und 4. September 1819) und da Stifter meines Wissens nie aus Wien-Linz hinausgekommen ist, hätte ich das gar nicht vermutet.

Es freut mich sehr, daß die dramatische Kleinigkeit bei Ihnen Gefallen findet und es würde mich aufs angenehmste überraschen, wenn in der Zeit des Offenbach-Kultus eine so bescheidene und anspruchslose Bagatelle Darstellerinnen und Publikum findet. Auf eine solche Würdigung hätte ich wahrhaftig nicht mehr gerechnet.

Wir hätten einen recht hübschen Winkel in unserem engeren Vaterlande, der wohl eine eingehendere und allgemeinere Beachtung verdiente, das Gebirgsland von Steier und Kremsmünster an, das Wollner-, das Kirchdorfertal, der Stader, Spital am Pyhrn, Weier, Waidhofen an der Ybbs, — aber seit ich im ämtlichen Joche stecke, hören solche Partien ganz auf und ich bin ein Fremdling in meiner eigenen Heimat geworden. Uebrigens soll es jetzt dort sündhaft teuer sein.

Lieber Herr, leben Sie recht wohl, seien Sie bestens bedankt für Ihre Freundlichkeit, von der ich förmlich gerührt bin.

Ihr

sehr ergebener
Schleifer.

Haag, Oberösterreich, 1. Februar 1875.

Da auf Stifter die Rede gekommen ist, möchte ich Sie doch mit einem Sonett bekannt machen, das ich bei seinem Tode in ein hiesiges Lokalblatt gegeben habe.

Der Hochwald rauscht und schüttelt seine Zweige,
Klarissa sitzt am stillen Zaubersee;
Auf seiner Insel zieht der Greis im Schnee,
Und finsterer Nebel deckt des Waldwegs Steige.

Schon naht der Jude von des Altas Neige,
Brigitta schreitet schweigend durch den Klee,
Und tief erfaßt von unnennbarem Weh
Umschlingt Marie die Schwester mit der Geige.

Nun klingt auch Margaritas Klageton,
Am Fuß der Narrenburg weint Chelion
Und lauscht der Harfe zauberhaften Schauern.

Bald schweben sie heran in stillen Schauern
Und legen Kränze hin, mit frommen Zähren
Das Grab des Meisters, der sie schuf, zu ehren.

Verehrter Herr!

Besten Dank für die freundliche Uebersendung Ihres mir sehr interessanten Heftes: „Die Antiken im Museum“.

Wollte, ich könnte auch was entgegnen. Werde zwar nächstens etwas Größeres zur Einsicht mitteilen, ob es anspricht? — Dubito! Bei uns grimmiger Winter.

Mit vielen Grüßen

Ihr

sehr ergebener dankschuldiger

M. Schleifer.

Haag, 21. Februar 1875.

Lieber Herr Professor!

Mit Uebersendung Ihrer Broschüre: „Zu meiner Zeit", die mir heute zugekommen ist, haben Sie mir eine große Freude bereitet und ich danke sehr für Ihre Aufmerksamkeit für mich verschollenes Menschenkind. Ich konnte im Augenblick nur ein paar Blicke hineinwerfen, werde aber noch heute mit größtem Interesse mich darüber hermachen.

Es geschieht nicht ohne Bedenken, wenn ich Ihnen anliegend ein Manuskript „Jakobäa von Bayern" mit der Bitte sende, gelegentlich einen klaren Blick hineinzuwerfen. Ueber die Fehler kann ich unmöglich im Unklaren sein. Es ist mir während der Arbeit weit über seinen projektierten Umfang hinaus angewachsen und statt der dramatischen Prägnanz ist es in epische Breite verfallen, voll unnötiger Beschreibungen und wechselt fast in jedem Akte die Tonart. Hätte ich nur Zeit, so würde ich es diesen Sommer umarbeiten, d. h. die Hälfte oder mehr streichen, es könnte dann wenigstens in ein darstellbares Stück übergehen. Aber erstens komme ich nicht dazu und zweitens würde es auch dann seinen friedlichen Schlaf fortsetzen. Uebrigens würde es mich freuen, wenn Sie diese Dilettantenarbeit hie und da erträglich finden würden. Das gleichnamige Stück von Friedrich Marr habe ich erst später kennen gelernt.

Nochmals meinen Dank und meine Empfehlungen unbekannterweise an Ihre verehrte Familie und meine

besten Grüße und — Entschuldigung für meine Zudringlichkeit.

Ihr

sehr ergebener
Schleifer.

Haag, 25. April 1875.

Verehrter Freund!

Da jetzt meine geologischen Ausflüge beginnen, hab' ich mich vorher noch eilig an Ihre „Jakobäa“ gemacht. Das poetische Element des Stückes fällt nicht mit dem dramatischen zusammen, wie Sie richtig bemerkt; es braucht die scharfe Hand eines Bühnentechnikers, der viel aushauen und manches Schlaglicht aufsetzen müßte. Und wär' das auch geschehen, was hülf' es Ihnen? Das Stück würde doch nicht aufgeführt, denn für das Bum-Bum-Publikum ist nicht die Poesie, sondern die Mode Tagesfrage.

Meine Konfessionen, die allerdings nicht im Sinn und Stil Augustins sind, werde ich vorläufig nicht fortsetzen, im Druck nämlich, handschriftlich fertig sind drei Hefte.

Ich war zu Ostern in Rom.

Neues nichts, wenn Sie nicht mit meinem neuesten Epigramm vorlieb nehmen wollen.

Für den Gerechten ist das Sittengesetz ein Triumphtor,
Als caudinisches Joch fürchten die Schlechten es nur!

Grüße an Ihr Haus. Glückauf!

Pichler.

Innsbruck, 1. Mai 1875.

Verehrter Freund!

Ihre Zeilen erhalten. Gestatten Sie mir den Ausdruck aufrichtiger Teilnahme und den Wunsch, daß sich alles zum Guten wenden möge! Vielleicht finden Sie im Herbst einige Wochen, wo Sie procul negotiis frei aufatmen können! Ich klopfe, soweit es Zeit und Muße gestatten, Steine; genieße dankbar Frühling und Welt und bin mit mir selbst zufrieden, daß ich mich herzhaft so ziemlich aller Schriftstellerei entschlagen.

Mit besten Grüßen

Ihr

Pichler.

Innsbruck, 21. Juni 1875.

Lieber Herr Professor!

Herzlichen Dank für den soeben eingelangten interessanten Aufsatz „Mit einem Geognosten" in der Frauenzeitung, der für mich wahrhaftig wie eine Alpenblume aus Tirol war und so angenehme Erinnerungen weckte. Besonders erfreut mich, daß Sie mich nicht ganz aus dem Gedächtnis verloren haben. Wenn ich nur auch eine Gegengabe hätte!

Hat denn der „Alpenfreund" ganz aufgehört?

Gestern vor acht Tagen hat mich ein Schlaganfall getroffen, den ich aber tapfer abgewehrt habe.

Hochachtungsvoll

Schleifer.

Haag, 1. April 1876.

Lieber Herr Professor!

Endlich wieder ein Lebenszeichen von Ihnen wahrgenommen. „Von der Eng" in der „Neuen freien Presse" — meinen besten Beifall! Sie werden ohne Zweifel wieder am blauen Achensee gewesen sein! Am Leben bin ich auch noch, aber — kaum recht lebensfähig. Ich habe am 4. d. M., Ihrem Geburtstag, lebhaft an Sie gedacht.

Ihr

ergebenster

Moritz Schleifer.

Haag, 26. September 1876.

Verehrter Freund!

Sie hatten recht; seit 17. Juli war ich am Achensee, aus dem ich heuer 240 Barsche fing, und bin am 6. nach Innsbruck zurückgekehrt. Ich bin viel im Hochgebirg herumgestiegen; einmal überraschte mich mitten im Gewänd ein Sturm und vertrug mir den Hut, daß ich ihn gar nicht mehr holen konnte. Zum Schluß ein Gußregen.

Am 24. August pflückte ich die erste Herbstzeitlose; ein furchtbarer Sturm, der den Schnee fast ins Tal trieb, bestätigte die Voraussage des Blümchens; dann unternahm ich noch einen Ausflug nach Wien, am 23. wagte ich noch einen späteren Ausflug über das Penserjoch und Aberstückel nach Meran.

Jetzt sitze ich vorläufig fest zu Innsbruck. Ueber unsere geselligen Verhältnisse habe ich Sie unterrichtet.

Wenn hier in früheren Jahren der Hauch der Poesie

wehte, so wird jetzt mehr wissenschaftlich gearbeitet, und das ist kein Schade. Unsere Poeten schnarchen noch hie und da lyrisch; der wackere Christian Schneller ist ein hypochondrischer Dachs geworden. Von L. v. Hörmann erwartete ich mehr, er sammelt jedoch Stoff für Land und Leute, um so besser. Freilich ist mit ihm schwer auszukommen, weil er überall böse Absichten voraussetzt, mit Unrecht; es will ihm niemand übel. Am allerwenigsten ich, wenn ich auch manchmal ein bißchen rumple. Hab' ich Ihnen nicht schon von seiner Frau gesprochen? Klein und unansehnlich wie eine Nachtigall, singt aber auch so; bisweilen sogar fast mit einer kräftigen Männerstimme. Aus der „Begeisterungskanne" unseres überfleißigen Germanisten Ig. Zingerle tropfte auch in früheren Jahren nicht das Naß der kastalischen Quelle; der lustige Peter Moser trinkt zu Roveredo Isera, und Johann Pfeifer ist alt geworden. Lasen Sie sein treffliches Harfenlied? Nicht ohne Witz und Laune schreibt Balthasar Hunold, er handhabt auch die äußere Form geschickt. Meine liebe alte Jugendfreundin Cornelia mit dem hohen edlen Geiste spricht Gedichte, aber schreibt keine. Nicht wahr, das ist ein gemaltes Buffet? Könnte um einige Gänge von lyrischen Heuhupfern vermehrt werden, Sie haben jedoch ohnedem genug!

Cadentia sidera suadent somnum!

Wie geht es Ihnen? — Ich bin Ihretwegen nicht ganz ohne Sorgen. Schreiben Sie bald!

Ihr

Pichler.

Innsbruck, 1. Oktober 1876.

Verehrtester Freund!

Sie haben recht. Ich bin infolge wiederholter Schlaganfälle erkrankt und muß seit 15. Oktober das Bett hüten, es ist gerade kein akuter Fall, aber endlos langwierig. Nehmen Sie meinen Dank für Ihre Aufmerksamkeit und ein glückliches neues Jahr. Nächstes Jahr gedenke ich in Pension zu gehen, vermutlich nach Salzburg. Wie haben Sie nur meine Erkrankung erfahren? Leben Sie recht wohl.

Ihr

sehr ergebener

Moritz Schleifer
k. k. Bez.-Richter.

Salzburg, 26. Dezember 1876.

Der letzte Brief von Moritz Schleifer.

Lieber Freund!

Soeben habe ich zu meiner Ueberraschung Ihr liebes Schreiben erhalten und mache mich sogleich an die Beantwortung desselben, die ich meiner Dora andiktiere.

Ich lege auch ein Gedicht bei: „Die Römerstraße bei Kuchl“. Würde es vielleicht auch in den „Alpenfreund“ passen?

Es ist mir in der letzten Zeit wahrhaftig schlecht gegangen. Sie haben recht gehört, daß ich krank war, und zwar den ganzen Winter über und ich bin auch jetzt zum Absegeln bereit.

Ich habe mich daher pensionieren lassen und bin, weil zur aktiven Dienstleistung nicht mehr tauglich, nach Salzburg gezogen.

Ich beneide Sie um die Fähigkeit, das Leben zu genießen und wünsche Ihnen so lang als möglich diesen Genuß, weil das Kranksein eine traurige Sache ist, besonders, wenn einem sogar das Lesen und Schreiben bedeutend schwer fällt.

Sie schreiben, Sie hätten geglaubt, ich hätte Sie vergessen; es war aber nicht der Fall, Sie sind überhaupt der Mann nicht, auf den man — vergißt.

Aber was hätte ich Ihnen denn auch schreiben können, als Briefe angefüllt mit Klagen.

Ich will übrigens in kurzem meine Wohnung ändern, was ich dann bekanntgeben werde, da ich jetzt weiß, daß Sie mich nicht vergessen haben und noch Anteil an mir nehmen.

Also für jetzt sage ich Ihnen nochmals Dank für Ihr Schreiben und empfehle mich Ihrer ferneren Freundschaft. Mit dem Ausdrucke der Hochachtung

Ihr

ergebenster Freund

Moritz Schleifer.

Salzburg, am 1. August 1877.

Italienische Literatur

I.

Mit der Einigung Italiens, welche mehr vom Glück als vom Sieg begünstigt war, ist für dieses Land eine große Literaturepoche abgelaufen, die, von Parini und Alfieri ausgehend, der geistigen Bewegung in Deutschland parallel läuft, sich aber von dieser, die wesentlich auf das Große, Schöne und Wahre gerichtet erscheint, dadurch unterscheidet, daß ihr letztes Ziel ein politisches war. Auf dieses richtete sich jede Kraft Italiens; weder gewaltige Heere, noch eine wohlorganisierte Administration vermochten ihr vegetatives Wachsen zu hemmen und so befand sich auch die Literatur in einem Banne, unter dem sie zwar große Wirkungen auf ihre Zeit hervorbrachte, aber nur wenige dauernde Werke schuf. Ihre Vorkämpfer sind fast alle in das Grab gesunken; Aleardi, Prati und einige andere, die noch leben, tragen graue Haare und daß diese Periode abgelaufen, dafür haben wir das sicherste Zeugnis darin, daß die Italiener selber darüber volles Bewußtsein erlangten und sie als Vergangenheit betrachten. Das erfahren wir neuerdings aus einem trefflichen Aufsatze G. Barzellottis, den ich zur Beachtung empfehlen

möchte, denn für uns steckt manches zwischen den Zeilen, obschon dieses der Verfasser nicht beabsichtigte.

Aus der Zerfahrenheit, die dem Abschlusse notwendig folgen mußte, tauchen aber bereits neue Anfänge hervor, deren Diagnose sich freilich nicht stellen läßt, die jedoch große Beachtung verdienen. Voran steht hier G. Carducci; hinter ihm, ohne über die gleiche Mannigfaltigkeit der Stoffe, über das gleiche prismatische Farbenspiel zu verfügen, G. Chiarini, auf den ich nur mit einigen Worten hinweisen will.

Seine Poesien erschienen unlängst bei Vigo in Livorno, ein schöner, wohlausgestatteter Band. Ich kenne von ihm keine früheren Werke, wohl aber betätigte er sich bei der Herausgabe der Gedichte und moralischen Werke G. Leopardis, dessen düsterer Muse er nur zu tief in das Auge blickte. Er steht mitten in der Strömung des Sozialismus, ihre unklaren Wogen werden ihn aber nicht verschlingen, das verkündet uns sein reizendes Gedicht: „Il cartoccio di confetti." Selbstverständlich haben wir nicht die subjektive Berechtigung, seine Weltanschauung zu beurteilen, ihr beizustimmen oder sie zu widerlegen. In seinen „Storie" entrollt er nur Bilder des gräßlichsten Jammers, des schrecklichsten Elendes. Er schildert Zustände; es wäre nun die Frage, ob in dem Fall solche Gemälde, die nur ein Geschehen zeigen, ästhetisch berechtigt sind oder ob diese Berechtigung erst durch das Element tragischer Schuld, welche über das bloße Unglück hinaus allein einen Fortschritt schafft, zu erreichen wäre. Chiarini, der Kenner von Aeschylos und Shakespeare, mag sich selbst darauf

antworten; um den Leser zu orientieren, gebe ich eine kurze Anzeige des Inhaltes.

Wir schauen durch ein enges Fenster in die kahle Stube der Armut. Eine Greisin tröstet ihre hungernden Enkel und reicht ihnen die letzten Reste, welche ihr ein gutmütiger Nachbar von seinem Mahle geschenkt. Ueber diesem Elend

Brennen ruhig und still im unermeßlichen Raum
Die Sterne, einst für die Sterblichen
Boten geträumten Erfolges oder gefürchtete Diener
Ihres Schicksales, für den Weisen heut nur mehr
Haufen rollender, unbegrenzter Welten,
Wo im langen, gleichen Lauf der Zeit
Sich wiederholt der Dinge ewiger Wechsel,
Den wir Leben und Tod nennen. Auf der Stadtuhr
Schlug die Mitternacht, die Stunde,
Die sehnsüchtig erharrt niedersteigt und schlauen Verliebten
Heimlich Wonnen verheißt. Tiefes Schweigen
Lag auf den Straßen, hie und da hörte man das Gebell der Hunde,
Man hörte rohen, pöbelhaften Gesang der
Den ruhigen Schlummer eines Kindes störte, in seinen Traum
Fremdartige Bilder warf. Da, dort schimmerte noch
Ein Fenster und durch die geschlossenen Kristalle
Drang dumpf ein Murmeln und verriet die frohe Unterhaltung
Der heiteren Gesellschaft.

Durch diese Nacht schleicht ein armes Weib, das Antlitz verhüllt, scheu an den Mauern hin; eine wüste Bande hält sie auf, schleppt sie zur Laterne und läßt unter Hohngelächter die häßliche Beute, die der Teufel holen möge, laufen.

In seinem üppigen Zimmer auf weichem Pfuhl schläft der Hausbesitzer, als wache das heitere Bild der Unschuld bei ihm und winke mit der Hand, daß nie-

mand den Schlummer des Gerechten störe. Zuvor hat ihn die Witwe gebeten, sie nicht aus der Wohnung treiben zu lassen, er befiehlt den Bedienten, ihr den Weg zu weisen. Indes trat:

Nicht angemeldet — und doch wie sehnsüchtig erwartet! —
Die feine Corinna ein, welche eben mit ihren Reizen
Tausend Heldenjünglinge von hoher Bühne beglückte
Und beim Eintritt einen Blick von Verwunderung,
Von Mitleid und Hochmut auf die Bettlerin wandte.
Dann ließ sie das feine Seidenkleid,
Das die zarte Hand über der Hüfte zusammenhielt,
In wogenden Falten fallen und rief
Ein holdes Lächeln auf die Lippe und reichte
Dem Herrn diese zarte weiße Hand.

Das Weib kehrt hilflos, rettungslos zu ihrer Mutter und den Kindern. Der nächste Abschnitt beginnt mit einer traurig-schönen Elegie an die Sonne, aber sie wandelt ohne Seele, ohne Teilnahme hoch oben über all den Jammer dieser Erde hin. Das Weib rafft alle ihre Habe zusammen, verkauft sie und vergiftet sich und die Ihrigen bei einem Totenmahle.

„Luisa" ist eine arme Arbeiterin; sie nährt ihre Mutter mit ihren Händen, bald unterliegt sie einem Verführer und stürzt sich, als dieser heiratet, in den Arno. Ein Arbeiter, arm wie sie und Vater einer Familie, sucht sie zu retten, er geht mit ihr zugrunde. Seine Witwe nimmt die Mutter Luisas zu sich und so wirft wenigstens die treue Liebe dieser Unglücklichen einen lichten Strahl auf den finsteren Schluß.

In den versi sciolti des Gedichtes „Nella" bringen die kurzen gereimten Strophen des Prologes und der Intermezzi einen lebhaften metrischen Wechsel. Ein

Mann lebt mit Sohn und Tochter in einer beschränkten, aber angenehmen Häuslichkeit, deren Kosten er als Schreiber im Kontor eines reichen Bankiers gewinnt. Es ist eine anmutige Idylle, in welche uns Chiarini hier geleitet. Da ruft der Krieg den Sohn in das Feld, begeistert zieht er aus, aber nur der Totenschein kehrt zurück. Der Vater erkrankt und kann nichts mehr verdienen, die Tochter erwirbt mit ihrer Hand in drei Tagen nur so viel, als sie an einem brauchen; sie wagt sich auf die Straße und wird von einer Bande roher Wüstlinge mißhandelt. Sie bettelt für ihren Vater. Wir treten in den Palast eines jener berühmten Volksbeglücker, die das Geld nicht auf der Straße liegen lassen, wohl aber das elende Volk, für welches sie nur die Phrasen von der Arbeit aus einem Kompendium der Nationalökonomie bereit halten.

Aus dem Boudoir der Dame weht uns durch die Luft, aus hundert Wohlgerüchen gemischt, neuer köstlicher Duft entgegen, der in die Nase dringt und süß die innersten Nerven reizt.

Weich hingegossen auf einem schwellenden kleinen Stuhl,
Den heller Sammt, gestickt mit Amaranthen und Veilchen,
Ueberdeckt, ruht die Baronin.
Weiße Milch, in welche kaum ein Tropfen
Von Blut hineinfiel und dann bald zerrann,
Sind ihre Wangen, zart wie Flaum
Unter zwei schwarzen feinen Bogen
Schimmern schmachtend schön die schwarzen Augen,
Die jetzt leichthin von Ueberdruß
Ein Schatten hüllt und nur noch holder macht.
Noch liest man auf der lichten, glatten Stirn
Der Herzensgüte Zeichen, welche nicht

Herrische Sitte hier vermocht zu tilgen.
Es ist des Carnevals vorletzter Abend,
Sie putzt zum Feste sich. Es halten ihr,
Von Gold geschnitzt, mit ausgespannten Flügeln,
Zwei hübsche Engelchen den Spiegel vor.
Sie blickt hinein, doch schweifen die Gedanken
Fern weg nach andern Gegenden.
Auf diesem schönen Haupt beschäftigt sich
Geschickt und flink von Hand noch der Friseur,
Er bindet ober der Stirn das schwarze Haar
In reizende Schlingen wie ein Diadem.
Doch einen Teil läßt er in Ringeln frei
Zum weißen Halse gleiten.
Dann neigt er sich und geht. Nun kleiden schnell
Die Zofen diesen schön geformten Leib
In feines Pelzwerk, seidene Gewänder,
Die dem feinen Umriß Grazie
Und unbestimmten Reiz verleih'n. Sie lassen
So viel vom schönen Busen seh'n, erraten,
Als gute Sitte gestattet und die Mode.

Diese Dame gibt dem armen Mädchen ein Almosen. Es reicht nicht weit, die Not greift wie ein Tiger immer schrecklicher in die Dachkammer. Der Vater, den ein Arzt keine Genesung mehr hoffen läßt, tötet sich selbst, das Mädchen wird wahnsinnig und läuft toll durch die Gassen der Stadt. Ich will die schönen Einzelheiten, welche diese Gedichte bieten, nicht erst besonders loben. In der Komposition ist der Raum überall sorgfältig ausgeteilt, die Färbung der Gestalten ist bestimmt, ja drastisch, doch bei der Weise, wie sie Chiarini einander gegenübersetzt, fehlen die Mitteltinten, welche das Ganze in Harmonie binden sollen. Nach diesem Rezepte läßt sich nicht lang arbeiten; aus allem Wechsel der Szenerie und der Figuren droht als Klippe die Ein=

förmigkeit. Doch möchte ich noch einen Stoff der Art von diesem gewandten Koloristen dargestellt sehen; er deutet ihn im „Cartoccio“ an.

Auf die „Storie“ folgen die „Canti“; sie sind von ungleichem Wert, durch „Brindisi“ weht eine scharfe Luft; anders klingt es durch das feine Nachtstück „Dopo il ballo“. Den „Cartoccio di confetti“ habe ich bereits gerühmt. Chiarini gibt seinen „Canti“ das Motto von Euripides: μοχθεῖν δὲ βροτοῖσιν ἀνάγκη. Man könnte anfügen: Der Schmerz lehrt aber die Arbeit und die Arbeit schafft alle Größe und Sittlichkeit im Leben! — Wir wollen jedoch aus Aeschylos mit gleicher Münze herausgeben und auf dessen Zeus verweisen: τόν πάθει μάθος θέντα.

Die zweite Hälfte des Bandes füllen gelungene Uebersetzungen, zumeist von Gedichten H. Heines. Die Italiener rechnen ihm, was er in seinen „Reisebildern“ über ihr Land sagte, hoch an; war auch niemand weniger angelegt, Land und Leute sachlich aufzufassen, so hatte er doch eine scharfe Witterung für den revolutionären Hauch, der von den Alpen bis über den Faro durch alle Schichten der Bevölkerung wehte. Seit vor 20 Jahren Tullio Massarani ein Essay über ihn veröffentlichte, wuchs sein Ruf fort und fort und dürfte jetzt wohl den Zenith erreicht haben. „Die Deutschen finden uns in bezug auf ihn ein wenig parteiisch, — sagt Bernardino Zendrini im letzten Heft der „Nuova Antologia“ — sie können eine so ausschließliche Bewunderung weder verstehen, noch verzeihen. Heine kann sich jetzt eines zahlreichen Gefolges italienischer Uebersetzer, Bewunderer und Nachahmer rühmen und

unter diesen prangen nicht wenige schöne Namen, zuletzt G. Carducci und G. Chiarini. Es ist merkwürdig, wie eine ganze Familie von Schriftstellern, die sonst in jedem Bezug sehr verschieden sind, so wunderbar in der Bewunderung eines Poeten zusammentrifft, der nicht einmal in seinem Vaterlande allgemeine Sympathie genießt und wegen seiner kühnen, nicht immer harmonischen Individualität geeigneter scheint zu trennen als zu verbrüdern."

Dieses merkwürdige Geständnis erklärt uns zum Teil die Ursache dieser Bewunderung, ich möchte sie als symptomatisch für den gegenwärtigen Zustand gebildeter Kreise in Italien ansprechen. Nicht der Dichter der kleinen Lieder allein bezaubert, noch mehr übt der Kobold seine dämonische Macht. Beide Seiten Heines entspringen aus der Wurzel eines Wesens, doch glaube ich, daß den Kobold der Dichter mehr förderte als umgekehrt, obwohl der größere Teil des Ruhmes auf Rechnung des Kobolds kommt. Dieser würde nicht so bestrickt haben, hätte jener nicht so verlockend Oberons Horn geblasen und ihm gerade dadurch die Bedeutung einer historischen Person verschafft; eine Bedeutung, die mit den Zuständen, aus denen sie floß, allerdings bereits historisch wurde und nach dem Jahre 1870 samt den schlimmen „Affensteißcouleuren" Heines auch historisch bleiben wird.

Werfen wir einen flüchtigen Blick auf Lage und Stimmung des deutschen Volkes in jenen Tagen. Auf den gewaltigen Enthusiasmus der Freiheitskriege, welcher einen Napoleon über Elba nach Helena gefegt, schüttete die Diplomatie ihren Dünger, daß er rauchend

in sich verglostete, und so ward eine ganze Generation wieder um ihre Zukunft geprellt. Die einen verzagten nicht, sie schlossen sich in das Heiligtum der Wissenschaft und gruben hier für ihr Volk neue Bronnen, die andern versanken in öden Weltschmerz, weitaus die Mehrzahl vergaß der großen Erinnerung und verduselte Jahr um Jahr im dumpfen Nichts, über welches die blutlosen Gespenster der Romantik gaukelten. Ein Geist von der sittlichen Energie Dantes hätte hier nichts gewirkt, es fehlten die großen Kontraste der Grundsätze und Individualitäten, es fehlte die religiöse Tiefe, welche wahrhaft zu erschließen ein Chateaubriand viel zu klein und elegant war. Aus der Not jeder Epoche erhebt sich endlich der Berufene, der sie bricht; diesesmal trug er die Schellenkappe und warf die Funken seines Witzes in die Gasblasen ober den faulen Sümpfen, daß sie glitzerten, zischten, platzten und spritzten, und so säuberte er die Luft und bereitete neues vor. Auf dem Markte, von dem fern zwischen Lorbeerbüschen unter dem Olymp des greisen Goethe die Marmorbüste Platens emporragte, erscholl die grelle Janitscharenmusik der Jungdeutschen, dann kamen die Philister, die sich für die Stimmführer des Volkes hielten; das verschlug aber nichts; es bereitete sich mit ernstem Ringen für seine Aufgaben vor, an deren Erfüllung es auch jetzt arbeitet und überließ die kleinen Erzeugnisse der Tagesliteratur dem Tagespublikum für den täglichen Konsum. Am Webstuhl der Zeit stehen jetzt die Staatsmänner und Gesetzgeber und Feldherren und wenn es von den Tischen der Literaten saust, ist es nicht die Stimme des Allgewaltigen.

Wenden wir uns zu den Italienern. Das Ziel, nach dem sie alle Kräfte spannten, ist vorläufig erreicht, erflogen, fast wie eine Krone im Traume. Sie haben nun den Boden frei, auf dem sie nüchternen Sinnes ihr Haus Sandkorn für Sandkorn, Ziegel für Ziegel erbauen sollen. Sie haben auch die Hände dazu frei, während die Deutschen anfangs gebunden und heimlich zur Arbeit gehen mußten. Vor die heroische Vergangenheit mit ihren Duldern und Dichtern tritt die prosaische Gegenwart, ihr helles Licht zeigt auf jenem Boden gar viel unsauberen Schlamm, der zurückgeblieben; nicht immer ernten die, welche mit Schweiß und Tränen gesäet, ein kleines Geschlecht zankt über die Linien des Grundrisses, nach dem man das Werk beginnen soll. Daher überall Unzufriedenheit, Hader, statt antiker Größe, an die man so gern erinnern möchte, kleinlicher Egoismus; wir begreifen, es kann den Leuten nicht ganz wohl sein, um so weniger, da mancher edle Mann mit stillem Schmerze empfindet, daß sein Volk den Preis des Ringens nicht durch eigene Siege, sondern das Glück aus fremder Hand erhielt.

Diesem Galgenhumor leiht Heine Worte und Ausdruck. Merkwürdig ist hier der Umstand: die Italiener waren an politischem Gemeingefühl den Deutschen lang um Dezennien voraus, hier stehen sie aber auf einer Stufe, welche die Deutschen bereits überwunden, welche ihnen bereits historisch geworden. So gibt es nichts neues unter der Sonne — scheinbar! Denn nur die Gesetze bleiben; die Verhältnisse, auf die sie wirken, verschieben sich beständig. Habe ich denn übrigens auch nicht das Recht, wie der Prophet Jonas als Pre-

diger vor ein fremdes Volk hinzutreten, so darf ich doch für die Italiener einen Wunsch aussprechen: „Klärung und Bewährung!“

II.

Die Geschichte der italienischen Poesie in diesem Jahrhunderte ist fast nur ein Teil der politischen Geschichte jenes Landes, welches jetzt das Ziel so langer Kämpfe, den Gegenstand so vieler Verse: die politische Einheit erreicht zu haben scheint. Also zumeist politische Poesie und zwar politische Poesie, welche die österreichische Herrschaft als eine fremde bestritt und mit den giftigsten Geschossen offen und heimlich überschüttete! Jetzt sind jedoch die Gegensätze vorläufig neutralisiert, wir können diese Verhältnisse zur Sprache bringen, ohne eine Leidenschaft aufzuregen; wir reißen keine Wunden auf, wenn wir mit objektiver Ruhe sagen, daß einerseits zu Wien Mißgriffe geschehen sind, und wenn wir andererseits die Lügenhaftigkeit von Gegnern, deren gemeine Waffen der Zweck heiligen mußte, unumwunden verurteilen. Oesterreich, trotzig auf materielle Kraft pochend, trug die schweren Folgen, daß es die Bedeutung des Geistes und der Literatur unterschätzte und diese Bundesgenossen an Italien und Preußen, die sie klug in Rechnung zu setzen wußten, überließ, ja durch die Mißhandlung von der Schere engherziger Zensuren gegen sich aufreizte. Wenn wir die politische Poesie Italiens mit dem flüchtigen Champagnerrausch der dreißiger Jahre in Deutschland verglei-

chen, ohne dabei auf 1812 und 1813 Rücksicht zu nehmen, so müssen wir jener doch noch den Vorzug einräumen: die „stranieri" und die „barbari", die man jetzt am Po und Tiber allerdings gerechter zu würdigen und, wenn auch nicht zu lieben, doch zu achten anfängt, lieferten ihr einen faßbaren Gegenstand für die Angriffe, sie brauchte nicht die herweghischen Phrasenkreuze aus der Erde zu reißen, um damit in die blaue Luft von Wolkenkukuksheim zu hauen. De Gubernatis tut recht, wenn er die Zeugnisse für diesen merkwürdigen Abschnitt der italienischen Literaturgeschichte von allen Orten sammelt; man darf sich dem Gefühle nicht verschließen, daß er allmählich zu Ende geht und bald nur mehr die Bibliotheken füllt, wenn auch Manzonis „Promessi sposi" fortleben, wenn auch das Echo von Leopardis klangvollen Wogen nicht verhallt, wenn auch mancher Pfeil Giustis mit goldenem Gefieder in die Zukunft fliegt. Die Masse der lyrischen Produktion war ungeheuer; aber wie wenig davon wird sich auch nur neben das Sonett Filicajas retten oder höchstens als historisches Zeugnis angerufen werden! Die Flut der langatmigen versi sciolti scheint zu verebben, unverkennbar zeigt sich eine gewisse Ermüdung: da bemerken wir plötzlich unter gleichgültigen Gestalten einen Mann in der Tracht des Bauern der Maremna; gelehnt an den Steinblock einer etruskischen Zyklopenmauer, entlockt er mit nachlässigem Griff einer griechischen Leier hie und da einen Ton; plötzlich ballt er die Faust, die Stirne umwölkt sich und aus den bärtigen Lippen wettert ein sehr moderner Fluch — nicht mehr gegen die Tedeschi, sondern gegen das verlotterte Geschlecht,

das zwischen den Ruinen antiker Größe krabbelt und drapiert mit dem Purpur alter Zäsaren pose macht.

Es ist Giosuè Carducci, der als Enotrio Romano ein Bändchen neuer Poesien fliegen läßt; ein Bändchen, das manches Unbedeutende enthält und somit noch kleiner sein könnte, aber dazwischen des Originellen, ja Frappanten dennoch genug, um dicke Bücher lyrischer Sandmänner flott zu machen. Carducci hat ein Gesicht, das ihm gehört, und dieses gibt mir das Recht, den italienischen Poeten unserem Publikum vorzustellen, wobei ich eine treue Uebersetzung der mitzuteilenden Stellen einer gereimten Paraphrase, die hier wie bei jedem wahrhaft originalen Geiste nur ungenau umschrieben würde, vorziehe.

Vorwärts, vorwärts, o braunes Roß des Liedes,
Reich mir die rauhe Mähne, daß ich mich in Sattel schwinge,
Unbändig Roß!
Für uns den Staub, den athemlosen Lauf wider die Winde,
Die Funken der geschlagenen Kiesel und der Gießbäche
Einsam und wild' Geheul.

So schwingt er sich mit einer prachtvollen Strophe vor uns auf. Ist auch das Büchlein noch eine zu leichte Fracht für einen solchen Ansatz des Musenrosses, so wird seine Muse, deren Gewand von Farben funkelt, deren Glieder sich im reichsten Rhythmus wiegen, gewiß ihr Wort lösen. Sie wird den Hippogryph, der jetzt nicht immer Funken aus den Kieseln stampft, sondern manchmal auch in die Lache patscht, daß es weithin aufspritzt, zum Flug nach den höchsten Idealen zügeln, unter denen echte Kraft nie zurückbleiben darf. Das Poem Nr. XII: „Per il LXXVII anniversario

dalla proclamazione della Republica francese“ entschuldigt sich nur mit dem Datum: 21. September 1870. Jetzt würde Carducci die weltgeschichtliche Gestalt des barba bianca, wie sie sich vom wüsten Hintergrund der französischen Revolution ehern abhebt, gewiß anders anschauen. Vom Rücken des sauro destriere wirft der Dichter einen Blick auf die italienische Gesellschaft; drastisch wirkt seine Schilderung des Buffon Mena:

. . . Der mit mißduftiger Corruption den Wanst füllt
Und mit parfümirtem Handschuh die Maulschellen von der Wange fächelt.

Und dann des optimistischen Schlingels Pomponio:

Dessen falschem Haar und gelbem pfiffigen Schmergesicht
Süße Muse, du glänzest als wie ein großer Blasengel,
Der in stuckverzierter Jesuitenkirche auf den Wolken lümmelt,
Auf den vergoldeten und versilberten Wolken, die wie von Baumwolle scheinen.

Carducci könnte solche Modelle auch unter den Linden oder auf der Ringstraße auflesen; an das deutsche Literatenwesen der Gegenwart denkt man bei der Strophe:

Mit dem schönen Königreich Italien
Wuchsen nicht die Seelen und mit dem weitern Horizont;
So wie ein kleiner Schmetterling, dessen Bildung verkrüppelt,
Flattert das Talentchen um.
Es fielen die Helden; dafür grinst und erhebt ohne Schleier
Die unflätige Stirn und die häßlichen Achseln,
Gebläut von der Ruthe des Ulysses,
Thersites auf Ajas' Grab.

Carduccis Auge reicht aber weiter als die Spanne Zeit zu seinen Füßen.

Wenn ich mich schwinge auf der Jahrhunderte Gebirg von Antlitz düster und einsam,
Erheben um meine Stirn die Strophen wie Falken den Flug.
Und jede Strophe hat eine Seele und stürzt zu Tal und hallt wieder,
Gleich der Flucht unbändiger Stuten, mit Schwert und Trompete.

Der Dichter bleibt aber stets Patriot. Keck reißt er die schmutzigen Fetzen „von den stinkenden Wunden", seine Brust zuckt voll Schmerz, wenn er mit den bizarren Grimassen des Hohnes Italien zum „Jo triumphe" und auf dem Schandmarsch nach dem Kapitol begleitet. Nur sollte er dabei die erlauchten Gestalten der Märtyrer in den Vordergrund stellen, der Märtyrer, die für die Einheit Italiens auf der Folter, der Galeere, im dumpfen Gefängnis und am Galgen Zeugnis gaben und nicht bloß bei Schützenfesten und Liedertafeln durstig brüllten und farbige Maschen trugen. Den Zäsarismus — errichtet nicht gegenwärtig Mailand Napoleon, dem Annexator Nizzas und Savoyens, eine Statue? — schlägt er mit der Geißel Catulls; ich kann die betreffenden Verse nicht abdrucken lassen; denn in Deutschland ist man, — wenn auch nicht gerade sehr keusch, doch sehr prüde.

Carducci verleugnet nicht den Einfluß deutscher Dichtung. Der weltschmerzliche Jammer der anacreontica romantica gehört in Heines Notenpult, die dramatische Szene „Su i campi di Marengo", wobei Carducci einen gelungenen Versuch mit den Alexandrinern macht, erinnert an Uhlands „Kaiser Karls Meerfahrt". Manches wurde aus dem Deutschen übersetzt, wohl am besten der „König von Thule". Heine scheint Carducci viel beschäftigt zu haben; doch

bin ich mit der Stellung, die er ihm einräumt, trotz der „kleinen unsterblichen Lieder“ nicht einverstanden.

Und mit dem Beil in der Hand schlug er die Pforte,
 Rufend: Es ist Zeit, es ist Zeit!
Am trotzigen und schönen Aug' des Dichters
 Hing lachend der Gott
Thor und fragte, schwingend den großen Hammer:
 Soll ich klopfen, mein Söhnlein?

Der urgewaltige Ase hat mit Heinrich Heine nichts zu schaffen; dafür stand diesem eine zahllose Schar kleiner neckischer Kobolde zu Diensten: bei ihrem schallenden Gelächter, unter dem brillanten Feuer seiner Witze schloß er das Grab der Romantik und was dann folgte, war nicht Schweigen, sondern das wüste Charivari der literarischen Kliquen, das noch fortdauert und bei der Kritiklosigkeit des Publikums wohl fortdauern wird — in infinitum. Die deutsche Zukunft schmieden sehr schweigsame Männer bei nüchterner Arbeit, und wenn unsere modernen Afterpoeten vor den Pforten draußen bleiben, ist es auch kein großes Unglück.

Wir sind ernster geworden als unsere Väter, welche vieles mit einem Witz abzutun meinten, was kaum mit den wuchtigsten Hebeln zu rücken möglich ist. Man verwechsle nicht Ort und Zeit, Aufgaben und Personen, denn das Maß bestimmt den Wert — auch für Heine, zu dessen spielender Elfennatur das bahnbrechende Beil ebenso wenig paßt als für Carducci die Bärenhaut Atta Trolls.

Er hat es aber Heine nicht bloß abgelauscht, mit wenigen Strichen die Karikaturen des Mena und Pomponio zu umreißen, er versteht auch Gestalten, welche

unbefangen in sich ruhend den Frieden der Unschuld atmen, mit reizenden Farben zu malen. Wie hold ist die blonde Maria der Maremna! Aber wozu in solche Gesellschaft:

Die Tröpfe Welschlands und Trissotin.

Carducci ist ein Schüler der Hellenen; er lasse wie sie die Gegenstände rein wirken und meide die grellen Kontraste; was brauchen wir neben der taufrischen Rose Sarons die Erinnerung an die stinkenden Hämmel auf dem Parnasse Dantes und Ariostos!

Horaz, Lessing und der ganzen Aesthetik zum Trotz ergeben sich die „Lieblinge des gebildeten Publikums" mehr denn je dem Unfug der Schilderung, welche Idee und Plastik ersetzen soll und in ihrer Leerheit weder ein Bild, noch eine Stimmung zu erzeugen vermag. Da sollen wir zuschauen, wie ein Pfuscher ein langweiliges Mosaik zusammenstiehlt, während der Meister mit wenigen Zeilen Erscheinungen vor uns in die Luft zaubert. Ich erwähne den Hain auf Kolonos, Goethes Lieder, das Grab im Busento und könnten zu diesen Beispielen noch viele fügen. Hier hat Carducci die großen Muster der Poesie mit Erfolg studiert. Ich würde für ganze Gesänge neuester Epik gern diese zwei Strophen eintauschen:

Gedenkst du der verwitweten Küste des Tuskermeeres,
Wo sich zur duftigen unbesäeten Flur
 Der Feudalturm neigt?
Mit dem langen Schatten des Ueberdrusses bewacht er
Vom dürren und braunen Hügel der Rhasener-Städte Todesschlaf
 Mitten im Gebüsch,
Während im lauen Sirocco die durstigen Stauden

Der Wildfeige verlechzen, die grünend zwischen Himmel und Meer
Wallen auf den Riesenquadern:
Den Riesenquadern, welche der tyrrhenische Kaufmann
Als Wächter erklomm, um des Phönikers rote Segel
Zu erspäh'n auf blauer Bucht.

Und das sind nicht einzelne Weizenkörner, die man aus einem Scheffel Spreu herausklauben muß, ich könnte ganze Gedichte zitieren, wenn ich eben für eine gewisse Sorte von Lesern zitieren wollte.

Folgen wir ihm noch einmal zu einer Fahrt:

Vorwärts, vorwärts, braues Roß, mein wackerer Freund!
Siehst du nicht den parischen Marmor des Griechentempels
Uns winken dort?
Siehst du nicht, o Freund, der lächelnden Angelica Schleier
Wie 'ne weiße Wolke streifen des Himmels fernsten Rand?
O Ruhm, o Freiheit!

Seine „Primavere elleniche" sind köstliche Juwelen italienischer Poesie; manche Strophen würden neben solchen Leopardis nicht verblassen. Ich möchte diese weichen Oden mit feinen Basreliefs auf Vasen aus dem schimmernden Alabaster Toscanas vergleichen.

Eine Auswahl der „Nuove poesie" verdiente gar wohl eine Uebersetzung in das Deutsche. Freilich ließe sich diese nicht handwerksmäßig abtun, wie ein französisches Lustspiel, wo alles gleichgültig ist, wird nur die Zote verstanden. Carducci ist schwer zu übertragen, weil bei ihm als einem echten Dichter jedes Wort an seiner Stelle schwer wiegt. Ich glaube hier einer internationalen Pflicht genügt zu haben, daß ich auf ihn verweise; gibt es doch bei uns und in Süd-Deutschland viele Kenner italienischer Sprache und Literatur!

III.

Die gelehrte Welt schätzt die kritische Ausgabe der Poesien des Angelo Poliziano, welche Carducci vor etlichen Jahren veranstaltete; für die schöne und billige Collezione diamante der bekannten Firma Barbera zu Florenz übernahm er Cino da Pistoja und die Zusammenstellung der Lyriker und Erotiker des achtzehnten Jahrhunderts. Eine Reihe von Aufsätzen und Vorlesungen, welche sich auf Literargeschichte beziehen, begleitete diese Arbeiten; sie liegen nun vielfach umgestaltet und ergänzt unter obigem Titel gesammelt vor.

Der Verfasser, ein geistreicher Mann, der sich durch gründliche Studien auch deutscher Werke zu orientieren verstand, bietet uns reiche Belehrung; er wirft auf den von ihm scharf gesichteten und gruppierten Stoff oft unerwartete Schlaglichter, er überrascht uns durch die Eigentümlichkeit seiner Auffassung, die Originalität der Darstellung und wenn wir bei ruhiger Ueberlegung seinen Ansichten nicht immer beipflichten, ja uns sogar zum Widerspruch herausgefordert fühlen, so weiß er uns doch stets anzuregen und so zu fördern. Freilich kann ich mich nicht darauf einlassen, ihn Schritt für Schritt zu begleiten; das möge der Leser tun, nachdem ich da und dort im Vorüberstreifen eine Stelle berührt, eine Glosse angebracht.

Der erste Essay schildert uns aus idealer geschichtlicher Perspektive in großen Linien die Entwicklung der italienischen Nationalliteratur. Aus drei Elementen,

deren Gegensatz und Vereinigung schlug sich die italienische Literatur nieder: dem kirchlichen, ritterlichen und nationellen. Schon in den Tagen der Hohenstaufen erhob die politische Muse ihr Banner; ihre ersten Laute waren lateinisch oder sie stammelte provenzalisch; wie Berchet in Mailand hetzte Pier della Caravana gegen die „tollen Hunde", die Deutschen Friedrich des Zweiten. Dann erhoben sich der lombardische, sikulische, bolognesische Dialekt, ohne allgemeine Geltung zu erringen; dieser Stolz blieb Florenz. Unermeßlich wichtig ist die Kontinuität der Sprache von dort an bis zur Gegenwart, sodaß die alten Poeten auch jetzt noch ganz verständlich sind und sogar ein Manzoni äußern mochte: er wolle im Arno seine Lappen waschen. Anders in Deutschland, wo auf das mittelalterliche Schwäbisch das Sächsisch von Luthers Bibel folgte und sich schließlich mit der Sprache der Reichskanzlei verquickte, bis unsere Schriftsprache, vom Boden des Volkslebens losgerissen, sich zumeist aus Tintenfässern fristet und sich noch dazu gefallen lassen soll, daß die großen Literaten an Elster und Spree sich die Vormundschaft anmaßen, namentlich uns kleinen Süddeutschen gegenüber, die wir zwar weniger Dünkel, aber mehr Unmittelbarkeit besitzen.

Die Schlacht von Benevent, wo 1266 der deutsche Kaiseraar der Hohenstaufen vom Helme Manfreds in den Staub sank, bezeichnet den Aufgang der Epoche, in der die italienische Literatur die großartigste der Welt war und alle Nationen ihr das Wort ließen; 1492 begann der Boden der Halbinsel vom ehernen Schritt der „Barbari", welche Italien gerufen, zu dröhnen;

nach dem Vertrage von Château Cambresis, der 1559 die Zügel der Herrschaft Spanien zuwarf, versank die Nation allmählich in den „unermeßlichen Zauberschlaf", den Platen beklagte, bis sie endlich von Alfieris Trompete gestört wurde. An den Gestaden des Arno wuchsen die riesigsten Bäume jener Literatur. Carducci gibt uns die Bedingungen des Bodens an; ich übersetze, obgleich nur ungern: „Seit 1282 wurde Florenz durch seine Lage zwischen Ober- und Mittel-Italien, die Schlüssel des Apennin in der Hand, mit seiner unbeschränkten Kraft der Ausdehnung, der unermüdlichen Tätigkeit — bald eine italienische Macht, der Mittelpunkt für die politische, ökonomische und künstlerische Bewegung der Halbinsel. Und bald hatte es wegen des Reichtums des Handels, der Fülle materieller und geistiger Produktion, durch sein Gedeihen und die innere Bildung, den Einfluß der Bevölkerung und Industrie nach außen gegen Ende des dreizehnten und vierzehnten Jahrhunderts nicht seinesgleichen. Als Bonifaz VIII. beim Empfang der Gesandten verschiedener fremder Völker in jenen Florentiner erkannte, bezeichnete er die Florentiner als das fünfte Element der Welt. All' die verschiedenen Elemente des modernen italienischen Lebens, die religiöse Phantasie der Etrusker, der bürgerliche Verstand Roms, das individuelle Gefühl des Germanen, der leichte provenzalische und französische Geist, der praktische und fortschrittliche Instinkt der lombardischen Kommunen: all' das zeigt sich uns zu Florenz in einer wunderbaren Verschiedenheit der Erscheinungen." Einverstanden: nur hätte man diesen Stammbaum noch über die Tusker hinaus beim Ei

der Leda beginnen können, wie manche Italiener wohl auch von „unseren Vätern, den Römern" sprechen.

Das waren freilich große und gewaltige drei Jahrhunderte von 1266 bis 1559. „Damals sprachen souveräne Geister: Dante, Petrarca, Boccaccio, von hohen und anmutigen Dingen, nach Sinn und Wort hoch und schön, zum Volke und dieses verstand und bewunderte sie. Heute versuchen mittlere Talente das Volk nachzuahmen und schneiden Grimassen und das Volk schert sich nicht um sie." — Gilt auch von Deutschland, wo das Volk diese mittleren Köpfe allerdings auch nicht beachtet, wohl aber das „gebildete" Publikum ihre Fabrikate aus der Leihbibliothek verschlingt.

Uebrigens entläuft auch Carducci hie und da eine schillernde Phrase. „Arnolfo und Giotto gehen von der Härte, der Starrheit und Verklotzung der byzantinischen und deutschen Kunst über zu den lichten und heiteren italienischen Formen." — Und gerade diese beiden bezeichnen das Aufsteigen der Gotik in Italien; Carducci selbst zählt mit langem Atem die Reihe der Bauten dieses Stiles auf, zu denen damals der Grund gelegt wurde, welche in entschiedenem Widerspruch mit aller antiken Ueberlieferung stehen. Die Baugeschichte von S. Petronio kann uns überzeugen, wie sehr die Gotik das künstlerische Bewußtsein des Volkes beherrschte, so daß die deutschen Baumeister in Italien doch nicht einer exotischen Kaprize dienstbar waren. Aus der „Divina commedia" Dantes schaut uns nicht der erst zu berechnende etruskische, sondern der innige Tiefsinn germanischen Geistes entgegen, was der Franzose Villemain richtig ahnte; und wenn auch bald nach ihm der

Decamerone die Jugend entzückte, so wirkte jener doch fort und fort auf die Kunst bis Michel Angelo, welche, wie Cornelius hervorhob, sich in dem Grade zu veräußerlichen und zu sinken begann, als sie vom großen Dichter ließ. Dann darf man für jene Zeit deutsche und byzantinische Kunst nicht mehr mit einer Schnur zusammenbinden. Schon in der zweiten Hälfte des zwölften Jahrhunderts, wo Italien noch willenlos in den Fesseln des Byzantinismus hing, hatte sich Deutschland zu künstlerischer Freiheit und Unabhängigkeit aufgeschwungen. Lang vor Niccola Pisano, der antike Elemente aufnimmt und manchmal ganz äußerlich verwertet, hatten sächsische Mönche, wie Lübke schön sagt, „getragen von einem Naturgefühl, das bis ins Kleinste der Gesichtszüge, der Hände und Füße voll Adel und Lebenswahrheit ist, antiken Schönheitssinn und deutsche Empfindung verschmolzen“ und für ihre christlichen Ideen den würdigen Ausdruck gefunden. Ich verweise auf die goldene Pforte zu Freiberg, die Kapelle in Wechselburg, deren plastischer Schmuck erst jetzt in seiner ganzen Bedeutung erkannt wird, wo er durch die Restauration der Betrachtung zugänglicher wurde.

Erst später änderte sich das Verhältnis teilweise zugunsten Italiens, als die großartigen Munizipien zu welthistorischer Stellung gelangten, während die deutsche Kaisermacht verfiel und zahllose kleine Dynasten mit Gewalt und List Edelstein um Edelstein aus der Krone Karls des Großen brachen. Die Bürger bauten — nicht aus Kunstfreude, sondern aus Andacht — die Dome, herrlich wie nur einer in Italien, aber die Poesie verphilisterte; der Bauer vergaß unter dem Sat-

tel des Feudalismus Heldensage, Nibelungen und Gudrun, welche ihr Ursprung neben die Epen der Griechen rückt; die Ritter hatten seit dem Aufhören der kriegerischen Römerzüge keine höheren Ziele mehr: was sollte den rauflustigen Gesellen des Faustrechts hinter dem Fallgatter der einsamen Burg die höfische Minnepoesie? Dafür prügelten sie ihre Weiber, warfen Kaufleute nieder, jagten und soffen, bis die lurchi tedeschi das schmachvolle Sprüchwort der Nachbarn wurden.

„Die italienische Poesie gedieh langsam, wie die Nation, sie hat keinen nationellen Boden: die Commedia, der Canzoniere, der Decameron sind durch ihren Inhalt beinahe mehr europäisch, christlich oder menschlich als eigentümlich italienisch." — Das ist schief und einseitig. Nur dort erreicht eine Poesie die höchste Höhe, welche sie unter Umständen zur Weltpoesie erhebt, wenn sie die Summe der Ideen der Menschheit einer gewissen Epoche mit dem scharfen Gepräge ihrer Nationalität versieht. Nur dann atmet sie jene Fülle des Lebens, welche den Gedanken in der Form gebiert und Leben zeugt durch Jahrhunderte. Mir erscheinen Dante und Boccaccio, zwischen die Petrarca ein für alle Mal nicht gehört, nicht bloß national, sondern sogar oft lokal und dadurch nach Zeichnung und Farbe um so frischer und unmittelbarer. Bei dem Allgemeinen hört der Dichter auf und beginnt der Afterpoet. Doch nehmen wir auch auf die Zeit Rücksicht. Bei Ariosto, Tasso, Guarini, und wer noch später folgt, tritt wenigstens äußerlich auch noch das höfische Element dazu und bei der Uebereinstimmung dieser kleinen Höfe, nach Sitte, Bildung und Geschmack, ist ihr Charakter in ge-

wissem Sinne italienischer als der eines Dante, welcher trotz seiner Ritterlichkeit eigentlich nie recht hoffähig war, als der eines Boccaccio, welcher, Adel und Klerus verspottend, fast ein Vorläufer von Cervantes genannt werden könnte. Ob zum Vorteile dieser Cinquecentisten? — Nun, ein Ariosto hätte allenfalls auch die Sahara mit den blühenden Ranken seiner Phantasie überwoben.

Vom Decameron behauptet Carducci manches, was ich nicht unbedingt unterfertigen möchte. „Er ist nicht, wie eine unwissende und parteiische Kritik meint, dazu verfaßt, um Italien in liederliche Häuser zu locken: der Decameron war ein Werk der Opposition gegen das ritterliche und kirchliche Prinzip. Gegen Kavaliere und Mönche und zum Teil gegen Bürger ist in dieser großen menschlichen Komödie des certaldesischen Plebejers das Lächerliche, das Groteske, das Triviale, das Erhabene, — ja auch das Erhabene — angewendet, wie es nach Aristophanes und vor Molière niemand anwendete. Der Decameron, die menschliche Komödie des Johann Boccaccio, ist das einzige Werk, das man wegen seiner Universalität der göttlichen Komödie Dantes vergleichen kann. Aristophanes und Molière gehören gewiß nicht hieher und will man mit dem Worte „Universalität" nicht spielen, so unterscheide man genau: die Universalität aus der Höhe von der Universalität in die Breite! Ich möchte Boccaccio überhaupt keine ausgesprochene Tendenz unterlegen; dafür war er zu seinem Glück zu unbefangen. Auch Bilderwerke an Kirchen und Passionsspiele in der Kirche spotteten des Klerus, der es sich ruhig gefallen ließ, weil er seine

Macht kannte und das gar nicht als Opposition betrachtete. Den Decameron mit Haut und Haar sittlich rein waschen zu wollen, bleibt wohl ein eitler Versuch; was auf die Zeit fällt, dafür braucht man ja Boccaccio gar nicht zu entschuldigen. Das Mittelalter vertrug eine gewaltige Dosis Unflat, ohne dabei aufzuhören, christlich-germanisch zu sein: auch Gottfried von Straßburg schwingt keinen Lilienstengel und die „Gesamtabenteuer" bringen saftige Brocken, die selbst Herr Dioneo nicht geschluckt hätte. Die Schauspiele, welche ehrsame Handwerker im Rathaus deutscher Städte vor den blauäugigen Frauen und Töchtern, deren Züchtigkeit uns moderne Dichterlinge so veilchenhaft ausmalen, aufführten, wimmelten von borstigen Zoten, wie man sie kaum noch einem commis voyageur oder einem Feldwebel aufspielen kann. Alles für seinen Ort und seine Zeit!

IV.

Carducci verfängt sich auch in der Kulturgeschichte. Er feiert die Humanisten „als die Propheten eines damals noch unbekannten Geistes, des unmittelbaren Nachfolgers vom mittelalterlichen Geist, diesem greulichen Geist, der nicht allein die Sklaverei sanktionierte, sondern auch die Weiber der Sklaven, mit deren Fleisch man die Bullenbeißer der Barone fütterte, den Mönchen zum Hexenbrand überließ". Mit dieser Schilderung könnte man die Papiermütze eines von der Inquisition Verdammten zieren! Am furchtbarsten begann man

aber gegen Hexen und Zauberer erst nach den Humanisten zu wüten und fast bis zur französischen Revolution flammten die Scheiterhaufen. Nicht die Humanisten haben den mittelalterlichen Geist mit seinem angeblichen Hexenhammer kalt gestellt, wohl aber waren der lutherische Professor Thomasius, die Jesuiten Tanner und Spee, der Theatiner Sterzinger und später der berühmte Tartarotti in Roveredo: diese waren hier die Propheten des milden neuen Geistes. Das nur nebenbei.

In diesem Essay gibt Carducci vortreffliche literarhistorische Charakteristiken. Ueber alle ragt die Zeichnung Machiavellis und so ließe sich noch manches herausheben, wollte ich mich noch mehr in das Einzelne verzetteln.

Das bengalische Feuer, mit dem Carducci schließlich Italia als Iphigenie am Opferaltar für die Zukunft der Völker beleuchtet, scheint uns zu tragisch. Die Heroenzeit Italiens endete wohl mit Ferrucci und der Rest wäre Schweigen, wenn man nicht hie und da das Gelächter des Polichinel bei der Maccaronischüssel und das Blöcken der Schäflein zur sanften Flöte der Arkadier hörte.

Ein zweiter Aufsatz: „Delle rime di Dante Alighieri" zeigt uns den großen Dichter, der nicht plötzlich, ohne Voraussetzungen vor S. Giovanni stand, im Zusammenhang mit seinen Zeitgenossen; wenn man ein modernes Wort will: als Strebenden unter Mitstrebenden; er zeigt uns den Lyriker in seinen drei Perioden, wie er auch in den Formen des Sonettes, der Ballata und Canzone Preis verdient, obwohl die „Divina commedia" diese kleine Poesie in Schatten stellte. Auch

ihm wuchs der Lorbeer nicht auf der flachen Hand; ein Dante von Maiano, dieser Fortsetzer der alten provenzalischen und siculischen Schule, glaubte ihn von oben herab anschauen zu dürfen und der geniale Lump Cecco Angiolieri, den man erst in neuester Zeit genau kennen lernte, stellte sich ihm wie ein Duzbruder aus der Kneipe an die Seite. Dadurch wird er aber nicht kleiner, daß er aus der übermenschlichen Einsamkeit in die Gesellschaft der Zeitgenossen tritt, und so fühlt man sich Carducci, von dem man einen Essay über Dantes Jugendleben erwartet, für seine Mitteilungen nur zu Dank verpflichtet, wie ich hier auch an den verstorbenen Kannegießer erinnern will, der bereits 1827 jene rime in einer trefflichen Uebersetzung veröffentlichte. Bei diesem Anlasse gestatte ich mir auch eine Bemerkung über den Prosastil Carduccis. Jede Zeile zeigt den Dichter und das kommt ihm auch bei der historischen Behandlung von Dichtern ausgezeichnet zustatten. Sein Stil ist voll Kraft und Leben, überreich an Ausdrücken, er schwillt von Bildern, welche gut zu ihrem Gegenstande passen, aber durch ihre Fülle, wie Corinna dem Alcaios vorwarf, fast ersticken. Ne quid nimes! Geben wir eine Probe: „Ma perchè fosse l'Alighieri giudice equo ed estimatore cortese dei volgari altrui, non amava però meno di perfettissimo amore il sou volgare italiano. All' affetto, onde ne parla nel Convito, sentite l'artista, che si compiace dello instrumento della sua gloria: è l'uomo di guerra, che ama la sua spada e ne guarda la lama e ne tenta il filo e ne scruta la brunitura e i lavori dell' elsa e ne fa scintillare al sole

il tersissimo acciaio; è il cavaliere che palpa il suo destrier di battaglia e gli volge come ad amico la parola; è lo scultore, che sorride al marmo entro il quale già vede la sua figura." — Das strudelt, blitzt und spritzt wie ein Wasserfall, während der Strom der Prosa ruhig hingleiten soll und der Vergleich, das Bild hier keinen anderen Zweck haben darf, als die Sache, von der die Rede ist, mit einem Schlaglicht auch dem blödesten Auge zu erhellen.

Daran schließt sich der Aufsatz: „Della varia fortuna di Dante". Mit Recht hebt Carducci in der Einleitung hervor, daß es an der Zeit wäre, einen Grund für neue Dante-Studien zu legen. „Diesen vermögen nur wohlgegliederte biographische Studien zu liefern; darauf lassen sich nach so viel marktschreierischem Enthusiasmus endlich eine kritische Ausgabe sämtlicher Werke, eine Geschichte des Dichters und des Gedichtes bauen. Diese bibliographischen Studien würden den Dünkel mindern, als ob sich Dante, wie ein Gott, nur dem neunzehnten Jahrhundert geoffenbart; man würde sich endlich des Spieles mit der Laterna magica schämen, durch welches man Dante allen Parteien und allen Ideen dienstbar machen will." — Bekanntlich machte man ja auch in Deutschland Dante zu einem Vorläufer der Reformation, ihn, der Huß und Luther ohne Frage in eine der tiefsten Höllenbulgen gesteckt hätte! Daß es nicht genug ist, immer nur Dante! Dante! zu schreien, das möge man sich nicht bloß in Italien, sondern auch in unserem gründlichen Deutschland merken.

Gelegentlich erwähnt Carducci auch Malespini. Scheffer-Boichorst versuchte 1870 in der historischen

Zeitschrift von Sybel nachzuweisen, daß Malespini ein Fälscher nach Villani sei und daher dieser jenen gar nicht benützte. Man dürfte in Italien von der Angabe Scheffers Notiz genommen haben; ich wäre begierig zu erfahren, wie sich dort die Kritik zu dieser Frage stellte.

Besonders interessierte mich die Art und Weise, wie Carducci das Verhältnis Petrarcas zu Dante auffaßt. Kleine Leute beurteilen große Männer nach sich; sie behaupten: jener habe diesem hie und da eine Feder ausgerupft, um sie den eigenen Schwingen einzusetzen. Wenn Petrarca singt:

> Von meinem Herzen, Frau! habt ihr den einen
> Und andern Schlüssel in der Hand . . . .

so sei das eine Reminiszenz an die Verse Dantes:

> Ich bin derjenige, der beide Schlüssel
> Zum Herzen Friedrichs hielt . . . .

Warum nicht gar an jenes viel ältere Liedchen einer deutschen Frau vom sluzzelin, das Wackernagel in seinem Lesebuch mitteilt? Solcher literarische Klatsch verdient wohl keine Beachtung.

Auch Haß und Neid soll Petrarca gegen Dante gehegt haben. Eine plumpe Sage erzählt: er habe ihn mit dem Fuße am Galgen aufgehängt malen lassen und behauptet, das geschehe mit Recht, denn jener habe gerade ihm jede Gelegenheit geraubt, etwas Gutes zu schreiben. Die Sache ist unglaublich von Petrarca, aber ganz im Sinne jenes Geschmeißes, welches sich des Größten und Schönsten fähig achtet, nur schade, daß es ihm bereits ein anderer vorgedacht, vorgesagt und so

antizipando an diesen edlen Enkeln ein Plagiat beging. Haßten und verkleinerten doch auch moderne deutsche Literaten Goethe und Schiller, weil sie sich als Nullen hinter diesen Ziffern wußten; Petrarca bedurfte wohl keiner solchen Mietkutsche, auf den Parnaß zu fahren. Er hat Dante wohl nie beneidet, er erkannte die Größe desselben gewiß innerlich an, wenn auch vielleicht mit jenem Widerwillen, welcher aus dem instinktiven Bewußtsein des Unterschiedes beider Naturen entsprang. Dieser Unterschied entging auch Carducci nicht. „Die moderne Kritik, welche gelegentlich die primitive und ursprüngliche Poesie zu Ehren erhob, hat für ihre großartigen Denkmale aus Granit ein bißchen zu viel von jenem Licht in Anspruch genommen, welches sie früher ausschließlich auf die parischen Marmorgruppen einer sekundären Kunst der feinen Form fallen ließ und sammelte. Gestehen wir jedoch, daß die deklamatorische Uebertreibung des Gefühles, welche seit der französischen Revolution bis jetzt öfters den Ton wechselte, aber im Grunde immer die gleiche blieb: gestehen wir nur, daß sie uns den Geschmack an jenem ruhigen, heiteren, süßen Pathos, das sich gleichmäßig über die Poesie Petrarcas ergießt, nahm. Sainte-Beuve nannte diese Poesie kristallinisch; ich würde sie dagegen in ihren Wirkungen lieber einem schönen Tage in der Mitte des Herbstes vergleichen."

Das ist's! Die Dante und Petrarca sind nicht dem Grade, sondern der Art nach verschieden, jene schaffen in ihrer elementaren Kraft die geheimnisvolle, ewige, heilige Urpoesie, während diese bei klarem Lichte treffliche Werke machen, deren Einfluß und Bedeutung man

ja nicht unterschätzen darf, wenn auch über die Kluft, die beide trennt, und schiene sie auch nur eine Spanne breit, kein Sprung trägt. Es ist das magische Pentagramm an der Schwelle des Olympes, dessen Pforte vor einem Homer, Pindar, Aeschylos und Sophokles, vor Dante und Ariosto, vor Lope und Cervantes, Shakespeare, Byron und Goethe klingend aufsprang, so daß jeder meint, er brauche nur den Fuß aufzuheben und einzutreten, doch nur wenige sind auserwählt. Carducci bringt das schöne Gleichnis vom Herbsttag; es ist wahr auch in einem anderen Sinne, den er nicht bezweckt. Der Herbst mit den bunten Farben seiner Blätter ahmt einen Frühling nach, die schöpferischen Triebe sind jedoch erloschen und so muß ihn denn der Winter ablösen.

Der letzte Essay trägt die Ueberschrift: „Musica e poesia nel mondo elegante italiano del secolo XIV“. Carducci erfreut uns hier durch die Mannigfaltigkeit des Stoffes, die geschickte Gruppierung desselben und das feine, geistvolle Urteil. Die Bedeutung des Madrigales in der Geschichte der italienischen Poesie lernen wir hier auf überraschende Weise kennen. Hören wir ihn selbst. „In der französischen Pastorelle lüftet die feudale Kunst der Natur gegenüber ein wenig die Maske und scherzt halb zynisch, halb natürlich auf Kosten des Volkes; in der provenzalischen Pastorelle legt dagegen die adelige Kunst die Bauernmaske an und ergreift einen Hirtenstab mit Seidenbändern, um in anderer Form die Subtilitäten der Liebeshöfe weiter zu spinnen; im Madrigal geht der Bürger der italienischen Kommunen ein wenig zur Erholung auf das Land und wirft dabei ohne zu große Leidenschaft einen Blick auf

die Natur; er hat Eile zurückzukehren: entweder zu seinem Geschäft oder zum Gerichtshof oder zu seinen Studien und macht sich daher mit wenigen Versen los."
— Das Madrigal blühte übrigens hauptsächlich im oberen und mittleren Italien. In anziehender Weise wird uns der blinde Francesco Landini geschildert, dieser Meister des Liedes, bei dessen Spiel die Vögel verstummten und in seine Nähe flogen. Carducci teilt uns eine große Anzahl dieser kleinen Gedichte mit, wie sich die Form dem verschiedensten Inhalt anschmiegt, ernst und schalkhaft, spottend und kosend, satyrisch und zart: echte Kinder der Stimmung des Augenblickes. Die Kunst bildete die kleine Strophe mannigfach aus, man findet fast bei jedem Poeten eine oder die andere. Bei Michel Angelo zersprengt sie fast die Schwere des Gedankens.

So regt uns auch dieser Aufsatz durch seinen mannigfachen Stoff und durch die Persönlichkeit, die ihn mitteilt, lebhaft an, so daß wir mit dem Wunsche scheiden: Carducci möge seine Studj letterari bald fortsetzen. Oder beschenkt er uns bald mit einer Biographie Dantes im Rahmen seiner Zeit? Sie wäre uns hochwillkommen!

Alessandro Manzoni

Mit Parini beginnt eine Wendung der italienischen Literatur, die mit den Zeitverhältnissen von ganz Europa und den Ideen, aus denen die französische Revolution entsprang, im engsten Zusammenhange stand. Ein Buch Cantùs, geschrieben mit der frischen Unmittelbarkeit, welche ihn auszeichnet, schildert die Umgebung des Abbate, dessen feine Ironie den zierlichen Klingen glich, mit denen man damals auf Stich und Stoß duellierte. Wenn Parini lächelnd wie Horaz die Verworfenheit und den Dünkel der höheren Stände zeichnete, so stieß Alfieri in die schmetternde Tuba und schwang den Dolch „gegen die Tyrannen". Nicht seine Dichtergröße, wohl aber die Richtung seines Pathos hat sich überlebt. Eine Kluft, über die keine Brücke führt, wenn sie auch in den gleichen Boden gerissen ist, trennt ihn von Manzoni, der mit hellem Blicke die tatsächliche Wirklichkeit sah und mit liebevoller Hand wiedergab. Die Ironie verträgt das Detail, der Haß ruft nur Schlagworte, beim Stilleben waltet das Gemüt und ist es nicht ganz von seinem Gegenstande befangen, so läßt es auf ihm die leichten Lichter des Humors spielen. Man hat Manzoni und Walter Scott neben einander gestellt, der Brite ist

ihm an Reichtum der Phantasie, die oft an das Phantastische streift, an Farbenpracht der Gemälde, doch gewiß nicht an Schärfe und Reinheit der Charakteristik überlegen, das volle Gepräge der Kunst erhält jedoch ein Werk erst durch den Stil und da überbietet nichts die „Promessi sposi“, sie werden so wenig veralten als „Wilhelm Meisters Lehrjahre“, mit denen ich sie hier und zwar, so parador es klingen mag, aus mehr als einem Grunde zusammenstelle. Das wäre nun allerdings weitläufiger zu erörtern, gehört jedoch auf ein anderes Blatt.

Bei dieser Bedeutung Manzonis ist es von Wert, daß ein so gewandter Schriftsteller, wie Angelo de Gubernatis ein „Studio biografico“ vorlegt. Das Buch verdankt seinen Ursprung einer Reihe von Vorlesungen, die der Verfasser auf Anregung von Mar Müller in Orford vor der „Taylorian Institution“ hielt, ist jedoch vielfältig erweitert; ein „Studio“ darf er es nennen, weil ihn die Beschäftigung mit Manzoni von Jugend an begleitet. — „Ich will Manzoni zeichnen, wie er mir erschien, nachdem ich fleißig seine Schriften und die Memoiren unserer Zeit durchforscht und es wird dann, wie ich hoffe, nicht bloß die Gestalt eines großen Schriftstellers, sondern auch die eines großen Mannes hervorgehen.“ — Wahr! Die makellose Lauterkeit, der reine Seelenadel Manzonis leuchten uns überall entgegen, doch wird er für seine Nation als Mensch dessenungeachtet schwerlich je die Bedeutung erlangen wie Goethe, dessen hohe Weisheit nicht im Banne des Canonico Tosi lag und dem kein geistlicher Mund ein „Quousque tandem!“ zurief, für die deutsche.

Was das Werk von Gubernatis anlangt, so geht es überall mit Verständnis auf die Absichten und die Durchführung der Poesien von Manzoni ein, der auch ein großer Dichter wäre, wenn er die „Promessi sposi" nicht geschrieben hätte; Ausführlicheres wünschten wir über das Leben des Gefeierten zu vernehmen, namentlich in den Tagen des Greisenalters. Schuf auch dieses nichts von Belang mehr für die Literatur, so ist uns Manzoni doch so lieb geworden, daß wir ihn teilnehmend und dankbar gern bis an die Gruft begleiten.

Ich kann die Darstellung von Gubernatis nicht Kapitel für Kapitel besprechen, besonderer Beachtung empfehle ich die Abschnitte „Il Manzoni ed il Parini", „il Manzoni e Vincenzo Monti". Ich habe über dieses Verhältnis Manzonis zu diesen und wohl auch zu Ugo Foscolo geschwiegen, weil ich mich mit Gubernatis hier auf dem gleichen Standpunkte befinde und daher nicht berufen fühlte, eine eigene Ansicht beizufügen. — Manzoni in Paris! Jawohl, er war mit Fauriel und anderen französischen Größen im freundschaftlichsten Verkehr, er wußte selbst die französische Sprache ausgezeichnet zu handhaben, aber wie oft dachten wir bei den „Promessi sposi", welche sich so innig und warm in ein Stück Volksleben vertiefen, an unseren Grimm. Umsomehr, da Manzoni nicht bloß für die Sprache Muster lieferte, sondern auch als Theoretiker auf die lebendige Quelle in Toscana verwies, wo er seine „cenci" waschen wollte. Er hat eine Anregung gegeben, die befruchtend weiter und weiter wirkt, hier ist alles in Fluß geraten und wenn der Fremde, der seine Kenntnis und Fertigkeit aus den akademisch anerkannten Mustern holte, mit

Staunen sieht, daß manche Regeln nicht mehr überall klappen und im Lexikon manches Wort vermißt, so mag er sich bei Giusti, vorzüglich aber bei Manzoni — bedanken.

Die sogenannte „Bekehrung" Manzonis, welche so viel Gerede veranlaßte, behandelt Gubernatis mit psychologischem Blicke; eine Frucht derselben sind die „Gl' inni sacri e la morale cattolica". Mir scheint das Verdienst dieser Arbeiten, denn das sind sie im eigentlichen Sinne des Wortes, mehr auf der rhetorischen Seite zu liegen, indes waren auch sie, obwohl die Zyklen nicht abgeschlossen wurden, von großer Bedeutung für die italienische Literatur und das perus imitatorum ist nicht ausgeblieben.

Ein frischerer Luftzug weht durch die Dramen, für die Deutschen hat Goethe gesprochen, den Italienern haben sie auch eine politische Bedeutung, ebenso wie der vielumkämpfte „Discorso sopra la storia de Longobardi". Hierher gehören auch „Le strofe del Marzo 1821", welche selbst italienischen Literarhistorikern wie Settembrini entgingen, sodaß sich Gubernatis bewogen fand, das ganze Gedicht abzudrucken. Mag man hier an politische Poesie, meinethalben an Tendenzpoesie denken, so ragt über die ganze Lyrik jener Zeit in Italien „il cinque Maggio" hoch empor, wo uns Manzoni als großer und echter Mensch an das Bett des sterbenden Titanen Napoleon ruft. Darüber ist jedoch genug verhandelt worden.

Daß Manzoni im Vormärz allerlei Zensurschmerzen hatte, begreift sich, wer hatte sie nicht? — „In den Longobarden malte er nicht etwa die Lombarden, son-

dern den germanischen Stamm, die Deutschen, die Oesterreicher.“ — Es dürfte endlich an der Zeit sein, den Italienern in dieser Angelegenheit etwas zu sagen oder vielmehr das, was öfter schon gesagt, aber, wie es scheint, am Po und am Tiber nicht gehört wurde, zu wiederholen. Man sei in Italien überzeugt, daß niemand daran denkt, alte Zustände zu erneuern, man möge aber auch kein neues Unglück heraufbeschwören, indem die Irredenta nach Istrien und dem Trentino schreit, wo außer etlichen Signori niemand die grün-weiß-rote Tricolore entfaltet sehen will und Medici trotz Bronzetti den Rückgang von Pergine antreten mußte, weil sich das Landvolk nicht für ihn erhob. Für die einzelnen und für die Völker gilt als die höchste Weisheit, nur das Erreichbare erreichen zu wollen und dadurch ein tragisches Verhängnis zu vermeiden. Eingehende Betrachtung widmet Gubernatis den „Promessi sposi“. Es ist interessant, zu sehen, wie sich ein hervorragender Italiener über das Verhältnis derselben zur Sprache ausdrückt. „Er hatte begriffen, daß man hoch denken und empfinden, aber niedrig (?) — niedrig drückt hier das italienische „piano“ nicht angemessen aus — schreiben müsse und wie Dante die poetische Sprache Italiens geschaffen hatte, so gelang es Manzoni, auch wenn er es nicht beanspruchte, tatsächlich die neue italienische Prosa zu begründen. Man wird sagen: Wie denn? Waren nicht etwa Foscolo und Monti Vorläufer Manzonis? — Wohl, aber abgesehen davon, daß keiner von beiden Italien eine Prosa schenkte, so reich an Tatsachen, an Beobachtungen, an originellen Ideen, an wahren Leidenschaften und an ausgeprägten Typen,

wie die „Promessi sposi", so schrieb der eine und der andere immer mit ein bißchen rhetorischer Emphase, mit ein bißchen theatralischem Pompe, was für jeden verständigen Leser immer überflüssig scheinen mag, so wenig auch davon vorhanden sei."

Ich könnte an das verdienstvolle Werk von Gubernatis noch manche Bemerkung knüpfen, spreche aber nur einen Wunsch aus. Er möge bei einer zweiten Auflage das Verhältnis Manzonis zu Giusti, Grossi, Azeglio, diesem Manne von antikem Geiste und romantischem Herzen, den die Italiener unbilligerweise neben Cavour viel zu wenig beachten, sowie andere Schriftsteller der jüngeren Generation genau schildern. Er unterließ es, um den Umfang seines Büchleins nicht zu sehr anzuschwellen; deswegen wünsche ich eigentlich diesem Büchlein garnicht einmal eine zweite Auflage; so dankenswert es ist, beweist es uns schließlich, daß Gubernatis nicht nur durch seine speziellen Kenntnisse, sondern durch seine universelle Bildung berufen sei, uns mit einer ausführlichen Biographie Manzonis zu beschenken, denn dieser gehört nicht bloß den Italienern, sondern der ganzen gebildeten Welt.

Aleardo Aleardi

Graf Aleardo Aleardi, welcher 1814 zu Verona geboren wurde, starb 1878, nachdem der Glanz seines Namens, den er sich als Dichter erworben, fast zwei Jahrzehnte früher unter den Horizont seines Volkes gesunken war. Einst viel bewundert, erntete auch er den bekannten Weltdank; man setzte ihn herunter und zuckte fast die Achseln über seine melodischen Verse, an seinen Platz rückte ein neues Geschlecht. Mag dieses auch, den genialen Satanspoeten Carducci voran, ästhetisch höher stehen, so sollte man deswegen doch nicht an seinem Lorbeer zerren. „Die italienische Jugend, welche das Jahr 1848 wagte und 1859 focht, war, man kann das immerhin sagen, von den Dichtern erzogen und Aleardi hatte daran großen Teil." Er gehört also der Zeitgeschichte, die auch Oesterreich nahe berührt, und auch das ist ein Grund, warum ich hier seinen Briefwechsel, den Giovanni Trezza veröffentlichte, bespreche: Jene Ereignisse liegen so weit hinter uns, daß wir uns des menschlich Edlen und Reinen, was er bietet, umso unbefangener freuen dürfen, und wo ich tadeln muß, der Schein einseitiger Parteinahme nicht auf mich fällt. Trezza war mit Aleardi durch lange Freund-

schaft verbunden; er kennt die Kraft seiner Muse, aber auch ihre Schwäche, „wenn sie Erhabenheit erzwingen wollte und in Manierismus verfiel," er preist den Schwung seines Rhythmus, dem freilich hie und da die Idee geopfert wird, er rügt es, „daß sein Pathos zu pomphaft ist und daß er es nicht versteht, durch einen Hauch von Ironie das Gleichgewicht herzustellen." Fügen wir noch bei, daß er mehr Maler als Plastiker war, und daß gerade darin seine Vorzüge und Schwächen wurzeln. Herr Trezza war jedenfalls berufen, die Umrisse von Aleardis Bild durch Briefe zu vervollständigen; so dankbar wir ihm jedoch sein müssen, ist nicht zu leugnen, daß er in seinem löblichen Eifer des Guten zu viel, manchmal sehr zuviel getan zu haben scheint. Aleardi alle Ehre; so bedeutend war aber seine Persönlichkeit nicht, daß man jedes Papierschnitzel, welches er dem Kulte des nicht gerade immer e w i g Weiblichen widmete, abzudrucken brauchte. Auch manches andere verdient nur in einer Autographensammlung aufbewahrt zu werden. Was mir von modernen italienischen Briefwechseln vorgekommen, bleibt überhaupt so ziemlich hinter den Werken der Briefschreiber zurück, das gilt auch von Manzoni; wenigstens auf diesem Gebiete reicht er und andere nicht von ferne an Goethe, Schiller, Körner, Humboldt usw.

Herr Trezza hat die Briefe nach den Jahren geordnet; manche wichtigere, besonders aus 1848, sind vernichtet, vieles mag verloren sein. Schritt für Schritt eine Charakteristik zu geben, würde zu viel Raum erfordern, ich hebe da und dort einiges heraus.

Aleardi war eine schwermütige Natur, die nichts

von jenem Pessimismus wußte, der jetzt dem lieben Herrgott auf dem Throne ein freches Schnippchen schlägt. Hie und da klingt fast ein deutsches Gemüt an, wie er denn auch in seiner poetischen Technik manche Aehnlichkeit mit unserm Christian Schneller hat, den er freilich nicht kannte. Seinen eigenen Werken gegenüber war er tief verzagt und Trezza darf mit Recht den Vorwurf des Hochmuts zurückweisen.

Er schreibt 1841 an Luigia Balzan: „Ich weiß nichts von stolzer Bescheidenheit, sondern nur von der Empfindung, welche aus dem Studium meiner selbst entspringt, aus der leidenschaftslosen Beobachtung meiner Kraft und meines vorausgesetzten Genies. Möchten sich alle so gut kennen, wie ich mich kenne!“ — An Vincenzo Baffi 1858: „Ihr behandelt mich ja wie ein junges Bräutchen! Könnt' ich doch, wie ich gerne möchte, all das, was ich im Innern fühle, offenbaren; könnte ich jene Höhe der Kunst erreichen, welche ich fühle und sehe, zu der mich jedoch meine Flügel nicht emportragen! Wißt ihr aber, daß ich wenig Verse mache, die mir nicht nach einem Monat antipathisch werden? O! Auch diese Unbefriedigung ist ein schmerzliches Leiden.“ — An Tollio Mestre 1865: „Glaube das, von meinem Plunder bleibt in einem flüchtigen Jahrhunderte, geschweige denn in zwei Jahrtausenden, keine Spur.“ — In ähnlichem Sinne spricht er sich in dem Selbstporträt aus, welches er 1858 an Baffi schickt: „Ihr erstickt mich ja mit Artigkeit und macht mich zum Sünder aus Hochmut, ein Fehler, der unter den vielen, welche ich besitze, bisher bei mir nicht Wurzel faßte, obwohl ich mir bisweilen ein wenig davon wünschte, so viel, als genügte, mich anzu-

regen. Wißt, ich habe Tage, wo ich mich für einen Schwächling halte und wo mir das Lob anderer wie ein Sarkasmus erscheint. Ich verstehe davon einiges; erklärt mir diese psychologischen Extravaganzen. Deswegen mochte ich Eure Fragen in Bezug auf mich nicht beantworten. Nun sag' ich Euch in wenig Worten, daß ich der letzte einer der ältesten Familien meiner Stadt bin, ein Adel, den ich vor der Welt nie zur Geltung brachte; der letzte, weil ich nicht gewillt bin, zu heiraten, was auch sehr thöricht wäre, da ich jetzt 44 Jahre alt bin; ich hätte es als Jüngling gern getan, wär' ich hinlänglich reich gewesen, meine Söhne unabhängig zu erziehen, denn ich fühle mich für die reinen Empfindungen des häuslichen Lebens wie geschaffen und alle Kinder wollen mir wohl, weil ich sie alle vom ganzen Herzen liebe. Studiert habe ich sprungweise, geliebt viel und zu oft, und das bereue ich. Erfahren habe ich viel bittere Kränkungen, sodaß ich durch sieben Jahre keinen Vers schrieb. Ich habe eine eiserne Gesundheit, die Frucht meiner Vorliebe für Gymnastik, ich bin von gewöhnlicher Natur, mein Haar ist braun, das Auge blau. Das die Skizze meiner Leiblichkeit." — Die Unabhängigkeit seines Charakters spricht er in einem Briefe an Barberina 1858 aus: „Mein äußeres Leben gleicht dem aller übrigen, das meiner Seele ist ein Roman. Ich will keine Auszeichnungen, keine Festessen, nichts von Gönnern." — Bei der nämlichen klagt er über die Lage der Zeit, welche in ganz Europa höheren Werken der Poesie ungünstig sei: „Die Poesie ist die zarteste und kostbarste Blüte der Völker; wer pflanzt Blumen, wenn Stürme drohen." — Daß ihm, dem berühmten Dichter,

allerlei Verse zugeschickt wurden, begreift sich, er erwidert mit einem Anfluge von Humor: „Alles, was Ihr mir schickt, ist mir teuer — unter der Bedingung, daß ich über mittelmäßige Dichtungen kein Urteil zu fällen brauche. Denn lügen ziemt einem ehrlichen Menschen nicht und abfällig urteilen ist nicht höflich, dann ist es auch grausam, einen Freund vor ein solches Dilemma zu stellen."

Goldene Worte schreibt er an den jungen Poeten Alessio Bessi, Worte, die man auch jedem Deutschen, welcher den Parnaß ersteigen will, zurufen könnte: „Ihr jugendlichen Intelligenzen, denen Gott die Macht des Liedes verliehen, studiert um Gottes Willen! Und sinnt; fragt euer Herz, ergießt seine Glut und Liebe nach außen, horcht den Wünschen und Seufzern eures Volkes, bereitet euch einen Schatz von Wissen, eine Sammlung feiner Beobachtungen, strengt euch an, die Formen, in die ihr eure edlen Ideen kleiden wollt, glatt, klar, frisch, frei, lebendig zu bilden." — Dann folgt eine liebevolle und eingehende Besprechung des übersendeten Werkes.

Mit Dichtern und Gelehrten war er vielfach in Verbindung, so mit dem unglücklichen Cesare Batteloni, dem er zuruft, bald wieder etwas zu schreiben, denn Italien bedürfe des Schönen. Canti fordert ihn auf, eine Geschichte Veronas zu verfassen, er lehnt jedoch ab und empfiehlt einen jungen Geistlichen. An den Dramatiker Girolamo Rovetta, der sich eben zu Rom aufhält, schrieb er: „Da Sie vielleicht noch einige Zeit in jener großen Stadt bleiben, möchte ich Sie bitten, mit dem Auge des Dramatikers eine ihrer vielen Jammergestalten zu beobachten; sie könnte Sie vielleicht zu einer

ernsteren Arbeit veranlassen, reich, überreich an Erschütterungen — ich meine „il jettatore, den Mann mit dem bösen Blicke," den Gegenstand allgemeiner Furcht, den jeder aus Aberglauben wie die Pest flieht." — Rovetta ließ vorläufig diesen Stoff, der sich gut für eine Komödie eignete, liegen und griff tief in die Korruption des gegenwärtigen Italien, aus dem er die traurigen Gestalten seiner „uomini pratici" holte. Wir achten den mannhaften Patriotismus des Veronesen, der sich bereits auf der Bühne mehrfach Anerkennung erwarb; was den Stoff betrifft, wollen wir jedoch den Italienern die schmutzige Wäsche im eigenen Hause lassen.

Was Aleardi über die deutsche Sprache 1871 an Fanny Pontedera schreibt, dürfte wohl den Beifall seiner Landsleute nicht finden. „Lasse Dich ja nicht von der deutschen Sprache ermüden, sie ist vielleicht in gewisser Rücksicht die schönste Europas." — Schief und engherzig ist dagegen sein Urteil über Goethe im Briefe an die Gräfin Cavazzocca 1868. „Da war Goethe der große Heide, welcher in der Wut, den Geist zu entwickeln, das Herz verloren hatte, sodaß er, wenn er in seinen Dramen und Romanen von Liebe sprechen mußte, sei es in der Freude des Glückes oder in der Angst des Leidens, davon keinen Quark verstand. Was tat er damals? Er hatte eine Reihe erlesener, gebildeter und melancholischer Deutschinnen, welche in ihn verliebt waren und die er ganz hundemäßig behandelte. Er schrieb an die eine oder andere, erregte ihre tiefsten und innigsten Gefühle und aus den tiefempfundenen Stellen ihrer Antworten machte er einen Schatz für seine dramatischen Situatio-

nen. Die Armen waren seine Goldgruben für die Empfindung." — So sollte ein Dichter nicht über einen Dichter schreiben.

Aleardi war auch den Künsten zugewendet; die Regierung stellte ihn zu Florenz als Professor für Kunstgeschichte an; auch die Musik begeisterte ihn, namentlich Beethoven. Da versteigt er sich nun der genannten Gräfin gegenüber in eine Wolke von Phrasen. „Vernachlässigen Sie Ihr Klavier ja nicht, ja nicht! Die Musik ist ein Trost, ein Vergnügen. Sie ist entstanden mit dem gleichförmigen Wellenschlage des Meeres, mit dem Rauschen der Wälder mit dem geheimnisvollen Sausen des Windes; den ersten Rhythmus klopfte das menschliche Herz. Musik und Poesie sind mit dem Menschen geboren und werden als unsichtbare Begleiter dauern, solange die Menschheit dauern wird. Töricht ist diese Zeit, die sagt, die Poesie ist tot!" Endlich ruft er selbst aus: „Barmherzigkeit, ich verfalle in Deklamation." Den Strauß von Galanterien zum Schlusse des Briefes lassen wir liegen.

Beachten wir noch sein Verhältnis zur Politik. Da faßt er oft mit dem ahnungsvollen Blicke des Dichters Personen und Verhältnisse scharf und richtig auf. Venedig hatte ihn 1848 als seinen Vertreter nach Paris geschickt, damals stand Lamartine auf der Sonnenhöhe des Ruhmes und Einflusses. Aleardi schreibt: „Dieser Mensch ist schwankend und unbestimmt, wie seine Poesie." Später macht er das unübersetzbare Wortspiel: „Man hat diesen Herrn (Messere) für den Messias gehalten." Auch die tönernen Füße der Herrschaft Napoleons sieht er bald. Ueberraschen muß das scharfe

Urteil, welches er 1862 in einem Briefe an Achille Ceresa über Italien und Garibaldi fällt: „Soweit ich die Sache verstehe, verlieren wir die Würde nach außen, die Kraft nach innen, das Gesetz ist ein Netz, das die kleinen Vögel fängt, aber Sperber und Adler zerreißen es; dieses ist der größte Schaden für ein Volk und noch mehr für ein eben entstehendes Volk. Ratazzi ist unglücklich in seinen Geschäften und zwar durch eigene Schuld. Er brauchte das Salböl Garibaldis und das Herz dieses Mannes — unklug und heilig, eigensinnig und edel wie ein Märtyrer, ohne Spur politischer Geschicklichkeit, der immer um den höchsten Preis spielt, weil er bisher immer die Partie gewann, verführbar wie ein Weib, der Künstler der Revolution und des Krieges — das Herz dieses Mannes nahm die unvorsichtigen Versprechen für ernst und will sie jetzt in Sizilien verwirklichen. Was seine Kühnheit gewonnen, wird die Hartnäckigkeit des Rebellen in Frage stellen. Und ich, der ich das Brot Brot nenne, heiße ihn einen Rebellen.

Auch die drohenden Gefahren des Sozialismus, dem die unglücklichen Agrarverhältnisse Italiens Vorschub leisten, berührt er 1872 in einem Briefe: „Wie die tragische Hand beim Mahle Belsazars läßt sich jetzt die Hand der Internationale an den Mauern der modernen Gesellschaft sehen. Der soziale Krieg wird weniger edel und grausamer sein als die Sklavenkriege Roms. Spartakus kannte wenigstens das Petroleum nicht." Sehr schmeichelte es ihm, daß der preußische Gesandte Brassie de Saint-Simon ein Gedicht von ihm ins Deutsche über-

setzen und an seinen Jugendfreund Bismarck senden wollte.

Von Zeit zu Zeit erwachte aber in Aleardis Brust das Gefühl eines verfehlten Lebens. „Statt der Pandekten erwählte ich den Vers; ich machte mich zum Advokaten meines Landes, unbeachtet, ohne Auftrag; ich zog mir die Irrfahrten der Verbannung zu, den düsteren Aufenthalt im Kerker; und wär's nur aus! Wer weiß, was noch kommt! Und mag es auch gut gehen, so erwartet mich gewiß ein Alter ohne Trost, ein Sterbebett ohne Tränen, ein Grab ohne Ruhm und Besuch. Mein ist die Schuld, mein die Sühne. Das strenge Gesetz menschlicher Verantwortlichkeit faßt mich und lastet auf mir; ich bin nicht ungerecht und beuge mich mit entschiedener Ergebung." In einem seiner letzten Briefe heißt es: „Das Alter klopft an meine Türe und wie mir scheint, fordert es mit der Stimme des Strafrichters Rechenschaft von meinem Leben und sagt mir, daß vielleicht der Tag nicht fern sei, wo ich diese Rechenschaft vor Gott abzulegen habe, denn seht, trotz dem Zweifel der Wissenschaft und dem Leugnen der modernen Philosophie habe ich immer an Gott geglaubt, glaube an ihn und werde immer an ihn glauben. Und Gott segne Euch, Theodora."

So scheiden wir von Aleardi: Vielleicht schreibt uns Herr Trezza noch die Geschichte des Dichterkreises, dem er angehört. Es ist ein entschwundenes Geschlecht.

Noch etwas. Man lernt gewöhnlich an Manzonis „Promessi sposi" italienisch. Für diesen Zweck dürften sich solche Briefwechsel gewiß besser eignen, die uns mitten in den täglichen Verkehr gebildeter Menschen der

neuesten Zeit führen. Dieses Verdienst beabsichtigt Herr Trezza wahrscheinlich nicht, ich glaube es jedoch, nachdem ich an seinem Buche manches gerügt, hervorheben zu müssen.

Ein italienischer Lustspieldichter

Hat auch der italienische Roman die Höhe Manzonis nicht mehr erreicht, so begegnen wir doch auf dem Felde der Lyrik mancher originellen Erscheinung und auf dem Gebiete des Dramas herrscht gegenwärtig bei der größeren Unabhängigkeit ein Leben wie kaum in einer früheren Periode. Mehr und mehr entsagen die Dichter der Akademie und der Phrase, die Komiker führen uns mitten in das Volk. In der neueren Zeit hat sich Valentin Carrera einen Namen gegründet.

Geboren 1834 zu Turin, stammt er aus einer angesehenen bürgerlichen Familie. Seine Studien machte er an den Schulen der Vaterstadt und trat dann als Praktikant ins Finanzministerium. Zu geistiger Vertiefung führte ihn aus einem ganz äußerlichen Leben ein unangenehmer Zufall, er wurde nämlich durch das Verfahren eines Vorgesetzten gegen seine Amtsgenossen zu einem lebhaften Proteste veranlaßt und infolgedessen entlassen. Tief verletzt flüchtete er aus dem Lärm der Großstadt in die Stille des einsamen Frommatales am Fuße des Simplon; hier griff er zur Büchse des Jägers und zu den lang vernachlässigten Büchern. Auch die Muse besuchte ihn; er begann die schriftstellerische Lauf-

bahn mit dem Drama „Das Lotto“, welches 1859 gedruckt wurde, jedoch niemandem weder kalt noch warm machte, obwohl das edle Streben, das Volk ohne demagogische Schmeichelei, mit der manche Autoren auch bei uns die Mache würzen, mit seinen Vorzügen und Schwächen einige Beachtung verdient hätte. Er ließ das „Lotto“ liegen; mehr und mehr wirkte auf ihn die Herrlichkeit der Alpen, er zeichnete eine Reihe Skizzen „Wanderungen eines Zigeuners an den Seen und auf den Alpen“, welche eine zweite Auflage erlebten, was um so beachtenswerter ist, weil die Italiener, die nur ungern die Stadt verlassen, für Bergtouren wenig Sympathie haben. Sein Drama „Don Girella“, das 1862 in Turin aufgeführt wurde, gefiel zwar, der Hintergrund war jedoch zu weit und die Zeichnung vermochte sich auf dem Untergange der Republik Venedig nicht abzuheben. „Die Mitgift“ und „Puschkin“ ernteten großen Beifall, alle diese Werke hätten aber nicht vermocht, Carrera über das Niveau der „geschätzten Schriftsteller“ zu erheben. Das gelang erst dem „Quaderno di Nanni“. Das Stück erschien 1870 zu Florenz und wurde rasch auf allen Theatern der Halbinsel aufgeführt; die italienische Kritik erkannte einstimmig, daß hier ein neuer Pfad betreten sei. Nanni und Bobi, die zwei Hauptpersonen des Stückes, wurden bald volkstümliche Bezeichnungen, wie bei uns s. Zt. Lumpazivagabundus. Der Erfolg dieses Lustspieles, das man als ein Genrestück im Stile der Holländer bezeichnen darf, ermutigte den Autor und er trat mit „Kapital und Handwerk“ unmittelbar vor die soziale Frage. Auch dieses Werk wurde mit großem Beifall aufgenommen. Dagegen er-

hielt sein „Advokat der Zukunft“ nur einen Achtungs-erfolg, wohl nicht nur deswegen, weil er einem reiz-baren und mächtigen Stande an das Herz griff, sondern weil die Tendenz als solche zu unverhüllt auf die Bretter tritt, so daß deren Träger zu wenig echtes Leben be-sitzen. Die Kritik der italienischen Blätter war begreif-licherweise je nach dem Parteistandpunkte verschieden, auch die wohlwollende konnte den Mangel, den ich oben angedeutet, nicht verhüllen. In gleichem Sinne äußerten sich auch Italiener, mit denen ich über dieses Lustspiel sprach. Sein „Galateo novissimo“ fand in Toskana Beifall, in anderen Städten Italiens, Mailand, Vene-dig, Genua verminderte die zu starke Lokalfarbe den Er-folg. Das sind ähnliche Gegensätze, wie bei uns zwischen Wien und Berlin. Allgemeinen Beifall fand wieder sein „ABC“, ein Schauspiel, das in Deutschland, wo fast jeder lesen und schreiben kann, gegenstandslos wäre.

„La guardia borghese fiamminga“ wirkt zwar durch die drastische Komik der Situation, ist jedoch ver-altet, so wie die Soldatenspielerei der Nationalgarden, die es lächerlich macht. Carrera mußte die Szene nach Holland verlegen; die Italiener nahmen die Sache so ernst, daß sie hier keinen Spaß vertragen hätten. Sein einaktiges Stück „Scarabocchio“ hatte wieder großen Erfolg.

Carreras Stücke führen uns mitten in das italieni-sche Volksleben, das ist ein unschätzbarer Vorzug, der sie freilich zur Uebertragung auf das deutsche Theater we-niger geeignet macht, doch ließen sich einzelne Motive immerhin verwerten. Im Gegensatze zu dem importier-

ten französischen Drama ist der Gehalt durchwegs ein ethischer; es scheint mir ein günstiges Zeichen für das italienische Publikum, daß es diese Stücke so beifällig aufnimmt. Die Zeichnung, wenigstens der Hauptfiguren, ist frisch und lebendig; Nebensächliches, wie etwa der Pfarrer Rocco, vielleicht nur für unsere Empfindung zu schablonenhaft, denn für den Italiener, der täglich solche Gestalten sieht, gewinnen sie mit einem Worte Fleisch und Blut. Die Raschheit des Dialogs, der sich fast Schlag auf Schlag entwickelt, ist bei einem Poeten, der von zungenfertigen Italienern Beifall erntet, ohnedem selbstverständlich.

Carrera ist Beamter im Finanzministerium zu Rom, die trockenen Ziffern werden hoffentlich seine Lust an den Gestalten des Volkslebens nicht ertöten.

Graf Civitella

Graf Giovanni Civitella, Senator des Königreichs Italien, ist in wissenschaftlichen Kreisen längst durch sein Werk über die Carraresen, welche einst Padua beherrschten, rühmlich bekannt. Jetzt bietet er uns zwei Bände allgemeineren Inhalts: „L'Italia nelle sue discordie", als deren Verleger sich die tätige Firma Münster in Verona bezeichnet. Die Uneinigkeit Italiens ist allerdings ein weitläufiger Stoff, fast so weitläufig als die Uneinigkeit der Deutschen, nur mit dem Unterschied, daß uns die Italiener stets um Kopfeslänge an politischem Scharfblick voraus waren und sicher in ihren schlimmsten Tagen eine Behandlung, wie sie jetzt Deutsche durch Tschechen und Polacken erdulden, anders aufgefaßt hätten. Civitella greift bei seinem Thema weit zurück — ab ovo Ledae! würde man früher gesagt haben — auf die Verschiedenheit des Ursprunges und der politischen Gliederung schon in den Zeiten der Etrusker und Pelasger; gerade dieses erste Kapitel ist sehr interessant, doch können wir ihm nicht Schritt vor Schritt bis auf unsere Tage folgen. Widerspruch gegen einzelne Behauptungen dürfte nicht ausbleiben, überall tritt uns jedoch ein edler patriotischer Sinn entgegen und wir

Deutsche könnten uns sehr Glück wünschen, wenn wir es zu einer Einseitigkeit dieser Art gebracht hätten. Trotz des Umfanges des Werkes muß sich der Verfasser in der Vogelperspektive halten; ergänzen kann man ihn aus den einschlägigen Schriften von Ficker, Giesebrecht, Prutz u. a., wobei wir auf die antike Geschichte gar nicht zurückgehen. So viele Klagen über die Uneinigkeit Italiens seit ältester Zeit laut wurden, hat doch noch niemand den wichtigen Gegenstand zusammenfassend behandelt; dieses getan zu haben, darf sich Civitella mit Recht als Verdienst anrechnen. Er beweist, daß der Mangel einer nationalen monarchischen Regierung von Anbeginn und dauernd durch Jahrhunderte das Elend Italiens im Vergleich zu anderen Nationen hinlänglich erklärt. Was übrigens die Unabhängigkeit der Scholle betrifft, so erscheint diese beim Verhältnis der Kolonnen noch immer nicht ganz sichergestellt. Was er bei Schilderung der Kämpfe zwischen Staat und Kirche sagt, gilt stündlich noch von der Stellung des Deutschen Reiches, das keinen bittereren Feind hat als die Kurie. Ausdrücke wie die, wo er von der „eingeborenen und ewigen Bettelhaftigkeit der nordischen Herrschaft" spricht, dürften etwas feiner sein. Man kann Sybel beistimmen, daß es besser gewesen wäre, wenn sich die Deutschen gegen Osten gewendet hätten, aber dadurch wird eine geschichtliche Notwendigkeit nicht aufgehoben. Gerne möchte ich mich bei dem letzten Kapitel des zweiten Bandes, das die Gegenwart berührt, länger aufhalten, allein obwohl Civitella ein entschiedener Monarchist ist, gestatten doch die Zustände unserer Preßfreiheit nicht, diesem Wunsche zu folgen. Für uns Oesterreicher ent-

hält es manches Interessante. So hoffe ich, daß dieses Werk auch bei uns Beachtung finde, wenn auch die Beschaffenheit desselben eine Verbreitung in weitere Kreise kaum erwarten läßt.

Ueber Zambonis „Roma“

Die alte Scholastik wollte in der Philosophie nur eine Dienerin der Religion sehen, auf ähnliche Weise beanspruchte die nationale Politik in Italien die Herrschaft über Kunst und Literatur. Die Dichtung darf man durchschnittlich als Tendenzpoesie bezeichnen, wenn man dabei auch Werken höheren Stils begegnet. Darum versank auch bereits eine so große Anzahl von Schriften in die Vergangenheit und hat nur mehr geschichtliche Bedeutung; nur Weniges besitzt zugleich so viel selbständigen Wert, um auf eine Zukunft im Leben der Literatur Anspruch machen zu dürfen. Dahin gehört vielleicht der „Arnoldo da Brescia“ von Niccolini, der die Waffen einer schimmernden Rhetorik gegen Priester und Deutsche schwang. Diese Richtung nimmt Filippo Zamboni mit bewußter Tendenz auf; er fragt: „Haben sich die Zeiten so verändert, um jetzt bei uns den Kampf in der Literatur überflüssig zu machen? Beherrscht die Kurie nicht mehr Italien, von Italien aus die Welt?“ — Wir haben über diese Worte hier keine Diskussionen zu erö[illegible] Kurie es noch immer möchte, daran [illegible] daher ist das Buchdrama des Ver[illegible]el mille“ jedenfalls ein beachtens-

neues Zeichen der Zeit. Zur Versinnlichung seiner Ideen wählte er die Kämpfe und den Untergang des sächsischen Kaisers Otto III.; er läßt die Personen, die er unter den Namen der Männer und Frauen jener gewaltigen Epoche verhüllt und denen er auch Phantasiegestalten gesellt, vor uns reden und malt in wilden Zügen ihren Untergang. Niccolini war Toscaner; er blickte von Florenz nach Rom, Zamboni ist Römer; was er von Pfaffenwirtschaft mit eigenen Augen anschauen mußte, steigerte die Leidenschaft eines glühenden Naturells. Daher der grelle Aufschrei des Hasses, der sich von den süßen Lauten der „bella lingua di Si" nicht in Rhythmen bändigen läßt und nicht im brausenden Strom von Dantes Epik hinzuwogen vermag; daher die gigantischen Bilder, aber auch die Unklarheit mancher Stelle, daher der geniale Wurf mancher Szene, aber auch die äußere Gesetzlosigkeit des Ganzen. Die Hand, welche die Fackel grimmigen Zornes schwingt, wird nicht mit objektiver Sicherheit Charaktere zeichnen, sondern Menschen und Dinge in die Flammen einer Beleuchtung reißen, welche die Umrisse verzerrt, die Züge karikiert und oft zuckende Schatten anstatt fester Gestalten vor das erschrockene Auge bannt. Darum müssen wir einen Ezzilo als Repräsentanten des absolut Bösen zurückweisen, während wir vor der Lebenswahrheit eines Richard III. kaum aufzuatmen wagen. Das Werk Zambonis, das uns an die genialen Tage von „Sturm und Drang" erinnert, weckt jedoch unsere Teilnahme, wenn wir sie auch nicht als eine rein ästhetische bezeichnen können; diese Teilnahme für die Person des Dichters steigert noch sein „Commiato al lettore", der auch

als wichtiger Beitrag zur Zeitgeschichte Italiens von 1848 und seiner Auflehnung gegen die Hierarchie gelten kann.

Und die Sprache? — Wir müssen darüber natürlich als Fremde den Italienern die letzte Entscheidung überlassen; daß Zamboni manche Archaismen auffrischte, sucht er selbst zu rechtfertigen. „Wenn wir alle Worte zurückweisen, von denen man sagt, sie seien außer Gebrauch oder genauer, sie werden von der Plebs der Leser nicht verstanden, so verarmseligt die Sprache von Tag zu Tag mehr." Zamboni hat recht. Das gilt auch für uns Deutsche; nur will ich beifügen, daß sich die Sprache nicht nur durch Rettung älterer Ausdrucksweisen zu erhalten, sondern auch aus den Dialekten fort und fort zu ergänzen hat. Besonders dann, wenn es sich um Dinge handelt, die man dort, wo man sich jetzt die Diktatur über unsere Sprache anmaßen möchte, zwischen Teekesseln und Tintenfässern garnicht kennt. Es ist komisch, wenn ein Literat von der Spree oder Pleiße einen Alpler korrigieren will, der „Jöcher" sagt und nicht „Joche" oder das Wort „Schrofen" ausmerzen, zum mindesten in „Schroffen" umkorrigieren möchte, während dort, wo er literatelt, weder ein Joch noch ein Schrofen zu finden ist und er diese Dinge vielleicht gar nie gesehen hat. Und das Publikum? — Ja nun, das muß in Italien sein wie in Deutschland, sonst könnte Zamboni nicht schreiben: „Der große Fehler von modernen Lesern ist die Trägheit."

Ueber Carduccis Rede

Von G. Carducci liegt mir eine gedruckte Rede: „Del rinnovamento letterario in Italia" vor. Sowohl die Persönlichkeit des Verfassers, der in der neuesten italienischen Literatur eine hohe Stellung einnimmt, als auch der interessante Inhalt seines Vortrages veranlassen mich, demselben einige Worte zu widmen. Er fragt: „Was war das für eine Literatur des Wiederauflebens und wie entwickelte sie sich?" Des Wiederauflebens! So übersetze ich in diesem Falle „risorgimento" und ich finde wohl in Italien selbst keinen Widerspruch, wenn ich es unmittelbar vor dieser Zeit als Land der Toten bezeichne. Carducci geht von Metastasio und Goldoni aus und zeichnet mit einfachen Linien Alfieri und Parini, die, obwohl angehaucht vom Geiste der neuen Zeit, doch im Gegensatz zu deutschen und englischen Dichtern, mit dem italienischen Volke die französische Revolution haßten. Bei Monti könnte man an Johannes v. Müller denken. Foscolo, durch dessen Schriften wildes Leben zuckt, setzte die Opposition Italiens gegen Frankreich, das der korsische Zäsar repräsentierte, energisch fort; mit Recht nennt Carducci diesen nervösen Dichter den „ersten modernen Schriftsteller

seiner Literatur". Aus den Trümmerhaufen von 1815 erhob sich einerseits die positive Restauration mit Manzoni, andererseits die melodische Verzweiflung Leopardis. „Beide wurden, indem sie zwei verschiedene Stimmungen repräsentierten, welche damals die europäische Gesellschaft bewegten, universeller als ihre unmittelbaren Vorgänger in Italien, ja sie gelangten, wie unsere alten, großen Dichter zu europäischer Bedeutung: Vielleicht ist Manzoni der beste Dichter des katholischen Romantizismus und Leopardi der wahrste des Weltschmerzes, wie es die Deutschen heißen. — Nun folgten die Tage des Kampfes: Italien trieb seine Gelehrten und Dichter in die geheimen Bünde, auf die Schlachtfelder. Die Eroberung Roms 1870 schließt diese Epoche ab. Mit sicherer Hand weist Carducci auf den Unterschied von der gleichzeitigen deutschen Literatur und auf die Ursachen dieses Unterschiedes. Was er dann über die Nachahmung der Franzosen und den Stand der Kritik schreibt, ist auch den Deutschen auf den Leib gemessen und wenn er die Frage der Sprache berührt, die am Tessin und Arno zu so heftigen Kämpfen führte, so hat er wohl recht, sie mehr für eine Frage des Stiles, ja der Kunst zu erklären, indem das italienische Volk, das eine klassische Literatur von siebenhundert Jahren besitzt, nicht erst nötig hat, sich die Zunge neu einrenken zu lassen. Bezüglich der neuesten Phase sagt er: „Lo spirito della nostra letteratura va sempre piu refreddandosi e la produzione ogni giorno rimpicciolisce, rammeschinisce, raggricchiasi." Ich übersetzte diese Stelle absichtlich nicht, sonst erklären sie gewisse Leute für einen schlechten Witz auf

Zustände nördlich der Alpen. Und dann der Realismus! Was will er mit seiner Prätension, etwas ganz Neues zu sein, allein und ausschließlich zu herrschen? Das zeigt nur, daß wir nicht mehr zu erfinden, Eindrücke durch die Phantasie zu binden wissen; wir beschreiben kleinlich und inventarmäßig und verwechseln die Photographie mit dem Gipfel der Kunst. — Später sagt er: „Die Zustände in Deutschland und Frankreich scheinen auf einen Nachlaß der Produktion zu deuten". Für Carducci gilt als Schlagwort, als Banner: Die Renaissance im großen Stil des 15. Jahrhunderts, die lebendige Aneignung des Heldentums. Sei es auch den Deutschen gesagt! Aber so wie Goethe und Schiller die Renaissance begriffen und ergriffen und auf diesem Wege, der freilich nicht in das Gestrüpp wortklauberischer Philologen führt, müssen wir vorwärts wandern, unbekümmert um das Winseln impotenter vielbändiger Literaten, die da ihre Buden an den verschiedenen Wässerlein dies- und jenseits des Thüringerwaldes aufgeschlagen haben.

Francesco dall' Ongaro von A. de Gubernatis

Dall' Ongaro gehört nicht, wie etwa Manzoni, zu den internationalen Größen der italienischen Literatur; dazu fehlte ihm die Tiefe des Genies, während sein leichtbewegliches Talent ihm auf den verschiedensten Gebieten der Poesie und Kritik schöne Früchte zeitigte. Wir sehen ihn aber auch unter den Vorkämpfern für die Einheit Italiens. Es knüpft sich daher an ihn nicht bloß ein literarisches, sondern auch ein geschichtliches Interesse. Angelo Gubernatis, dem Biographen des modernen Italien, mögen seine Landsleute dankbar sein, daß er ihnen mit treuer Hand ein Bild der Verstorbenen schuf und am Fuße desselben eine Auswahl seiner Briefe und manche Spolie aus seinem Nachlaß niederlegte. Das Buch darf aber wohl auch bei anderen Völkern auf Teilnahme rechnen. Dall' Ongaro sah vieler Menschen Städte und Länder, stand in ausgedehnten Beziehungen zu hervorragenden Männern, zu Florenz wurde der liebenswürdige Greis von manchem Wanderer besucht, mit dem er gerne über italienische Kunst und Literatur sprach. Gerade in Deutschland wendet man jetzt italienischen Personen und Zuständen erhöhte Aufmerksamkeit zu.

Dall' Ongaro stammte aus einer bescheidenen bürgerlichen Familie von Schiffszimmerleuten, die an der Livanza, unweit Oderzo, eine ansehnliche Werfte besaß, welche nach altem Brauche stets auf den erstgeborenen Sohn überging, und dieser allein hatte das Recht, eine Frau ins Haus zu führen. Die Nachgeborenen mußten weichen, so auch unser Schriftsteller, der 1808 das Licht der Welt erblickte. Wie das in Italien oft genug vorkommt, wendete er sich dem geistlichen Stande zu, obschon sein Herz, das der Frauenliebe bis in das Alter offenstand, ihn vielleicht an den häuslichen Herd geführt hätte. Er wurde aber in allerlei Häkeleien verwickelt und beschloß, nachdem er dem Predigtamte entsagt, sich dem Unterrichte der Jugend zu widmen. Er mußte sich jedoch auf die Wirksamkeit in Privatkreisen beschränken, da er zu schlecht empfohlen war, um eine öffentliche Anstellung zu finden. Als Privatlehrer fristete er seine Existenz auch während seines zehnjährigen Exils von 1848 bis 1859; wertvoll müssen seine Vorträge über Dante gewesen sein, den er für das ganze Leben zum Heiligen erkoren.

Von seiner Tätigkeit als Journalist will ich hier nicht sprechen, den Dichter erschließt uns Gubernatis mit sinnigem Verständnis. Beim Novellisten mag die Feinheit der Zeichnung an Paul Heyse erinnern, unter seinen Dramen erfreut das „Fasma“, eine artige Nachbildung Menanders. Das Hauptgewicht fällt wohl auf die Lyrik und hier ist es eine Eigenschaft, die ihn über Poeten, welche ihn an Tiefe der Weltanschauung, an Pracht der Rhetorik, durch klassisches Gepräge der Sprache weit übertreffen mögen, weghebt, ihm eine

höhere Bedeutung als diesen verleiht: Er verstand in den Formen des Volkes, aus dem Herzen des Volkes zu singen, ja zu singen! Denn seine Liedchen gingen in das Volk über und wurden von ihm wie echte Volkslieder in tausend Variationen, Verkürzungen und Erweiterungen herumgetragen. Besonders ausgezeichnet waren seine „Stornelli“, so nennt der Toskaner kleine einheimische Liedchen, die meist mit dem Augenblicke entstehen und vergehen. Gubernatis sagt: „In den Stornellen, die er bei seiner ersten Reise in Toskana 1847 begann und bis zu den Tagen vor dem Tode fortführte, spiegelt sich die politische und bürgerliche Geschichte Italiens durch fast sechs Lustren ab, nicht wie sie Historiker und Libellisten jeder Art zusammenstellten, sondern wie das Volk sie empfand, sie auffaßte. — Wenn ein Buchhändler zu Mailand Ongaros Stornelli neu und vollständig herausgibt, so entspricht er einem tatsächlichen Bedürfnis, nicht bloß einer Phrase.

Dall' Ongaro starb am 10. Januar 1873 zu Neapel, an seiner Bahre stand die Armut und auch von ihm gilt das Gleiche wie von manchem andern edlen Manne Italiens: Er erntete nicht, wo er Schweiß und Tränen gesäet, während andere, die nicht gesäet, ernteten.

Allerlei aus Italien

Nur wenig ist uns von der griechischen Lyrik erhalten, ganze Gattungen kennen wir nur aus Fragmenten oder dem Echo römischer Poeten. Horaz rühmt sich dessen, daß er die lateinische Muse griechische Formen lehrte; wenn er auf Archilochos und Sappho zurückging, so folgten andere dem Muster der späteren Alexandriner, deren Rhetorik und Künstelei allerdings einer Epigonenzeit mehr entsprach. Auch Catullus betrat zuerst diesen Pfad, bis ihn sein Herz auf eigener Leier spielen lehrte und er jene Melodien sang, die ihn den ersten Lyrikern aller Zeiten anreihten. Hier war die Muse Roms originell, hier milderte sich ihre Trompetenstimme zum Flüstern der Liebe, wenn sie auch die schärfsten Pfeile der Satire nicht vergaß, der Satire, in der die Italiener auch jetzt noch die modernen Völker übertreffen. Auf Catulls Dichtung ruhte ein wunderbarer Zauber; eine Kultur, die bereits dem Weltgerichte verfallen, vor dem Untergang ihre Orgien feiert, leuchtet noch einmal in strahlender Helle; ihr Schimmer verklärt das seelenvolle Antlitz des jungen Römers, über welches bereits die leisen Schatten des Todes zittern. Wie eine alte Münze Schmutz und Rost überzieht, dar-

unter jedoch das edle Profil eines Gottes kenntlich ist, so auch bei ihm: wir verzeihen ihm alle Laster, alle Ungezogenheiten, obwohl wir sie nicht entschuldigen, wie jenem Alexander, dessen Büste zu Florenz den Beschauer entzückt, wenn auch die Züge des Hauptes, das emporgewandt das Schicksal vor den Göttern zu verklagen scheint, der Schmerz verfinstert. Bei Catullus sollte Rapisardi nicht an Heine denken, der jetzt den italienischen Parnaß zu beherrschen scheint; die Vergleiche moderner Dichter mit antiken sind überhaupt gefährlich, wenn auch zumeist nicht für diese.

Ich habe Mario Rapisardi genannt; den Italienern ist er als Dichter und Forscher wohl bekannt. Sein Werk „Catullus und Lesbia" veranlaßte mich zu obigen Bemerkungen und so wollen wir uns kurz mit ihm beschäftigen. Sein Buch ist eine breit angelegte Studie; er sucht den Dichter aus Rom und dessen Zuständen, die Gedichte psychologisch aus dem Dichter, dem er nicht nur ein gelehrtes Interesse, sondern warmen Herzensanteil zuwendet, zu erklären. Daher verfährt er nicht als kritischer Wurzelgräber, der jede Silbe aufwärts bis zum Sanskrit zerfasert; wenn er auch andererseits nicht berechtigt ist, den Deutschen, welche den armen Catullus nicht bloß anatomisiert haben, ihre „Tedescheria", was sich noch lange nicht mit Pedantismus deckt, vorzurupfen. Neben dem kritischen Apparat der Philologen besitzen wir auch genaue und geschmackvolle Uebersetzungen des Dichters, der freilich kaum zu übersetzen ist.

Rapisardi schildert zuerst mit brennenden Farben das Rom der Bürgerkriege, die Verworfenheit aller

Stände, das wüste Treiben der Parteien, die einen Herrn suchten und keinen ertrugen und dann auf diesem sumpfigen Hintergrund, dessen Miasmen die klassische Welt verpesteten, das Leben Catulls, insoweit es sich nach den spärlichen Angaben der Alten und seinen eigenen Mitteilungen beschreiben läßt. Darauf kommt freilich nicht viel an; Catulls Leben liegt in seinen Gedichten, aus denen uns klar und entschieden eine Physiognomie entgegenblickt und das ist mehr als all der Kram von Notizen, wie sie täglich bei uns zu Biographien verdüngert werden. Und Lesbia? Die berüchtigte Clodia, das Weib Metells, deren Lüderlichkeit Ciceros Phrasen verdonnern, deren dämonischen Reiz Catullus verflucht und ihn dennoch in süßen Versen verewigt? Ihr ist ein eigener Abschnitt gewidmet: Jede Zeile Sünde, Schmach, Ehebruch. Greifen wir nicht nach den Steinen; in dem Punkte war es zu Rom nicht schlechter als im keuschen Mittelalter, wo man auch nicht die Mädchen, sondern die Frauen anliebte und in verbuhlten Liedern besang, nur überließen Römer und Griechen diesem, das ja zur Minne den Madonnenkult erfand, die Heuchelei. Rapisardi malt grell, aber nicht unwahr, jeder Pinselstrich wird von den Schriften des strengen Tacitus, den scheußlichen Bildern Petrons und Martials, den Deklamationen Senecas und den blutigen Satiren Juvenals bestätigt.

Von den Personen geht Rapisardi zu den Poesien über, mit Catulls Liedchen in der Hand weist er das Vorurteil zurück, als hätten die Römer keine eigene Kunst gehabt. Außer den Satiren, dem Nachlaß der besiegten Etrusker, darf man mit Recht das Lehrgedicht

des Lucretius nennen; bei anderen taucht freilich die Frage auf: Anregung oder Nachahmung? Properz regte Goethe an, wie verhielt er sich aber selbst zu den Elegien des Kallimachus? Es wäre zu wünschen, daß unsere ästhetischen Wortklauber, die oft ihre Unwissenheit im Großen und Gelehrsamkeit im Kleinen verhüllen, auch die Bezeichnung „Reminiszenz" mit mehr Vorsicht gebrauchen möchten. Bei diesem Abschnitt zeigt sich Rapisardis feiner Geschmack. Aber trotz allen Spottes auf die „Tedescheria" kann er es auch nicht lassen, mit einem frischen Sprung sich in das Dorngestrüpp heikler und zweifelhafter „Questioni" zu verlieren. Ich tadle es nicht, konnte jedoch ein Lächeln nicht unterdrücken. — Wie hieß Catullus eigentlich? War er zu Sirmio oder Verona geboren? Wann? Sein Todesjahr? Wie sind seine Gedichte zu ordnen? Die Behandlung dieser Frage ist übrigens eine der interessantesten Partien des Buches, weil Rapisardi nach sorgfältiger Prüfung seine Ansichten psychologisch motiviert. Wer waren Catulls Freunde und Nebenbuhler? — Lassen wir ihn hier in der Rüstung des alten Laertes stecken und verweisen noch auf die „Schicksale der Gedichte Catulls". Indem er hier die früheren Uebersetzungen bespricht, schließt er gewissermaßen als Fazit des Ganzen seine eigenen Uebersetzungen der erotischen Gedichte an. Uebersetzungen? So würden wir „Tedeschi" sie kaum nennen, wohl aber häufig Gedichte nach Motiven Catulls. Da findet sich allerdings vieles in seiner Art Treffliche. Er wollte „den Sinn, die Situation, den Geist seines Poeten" wiedergeben. Würde man es aber einem Deutschen gestatten, die berühmten Verse auf den Spatzen

Lesbias in ein Sonett zu übertragen? Schwerlich! Oder die humoristische Schlußstrophe vor Nr. LI, wo sich Catullus selbst auslacht, wegzulassen? Gewiß nicht! Indes, was verschlägt es? Wer Catull im Original lesen kann — und nur so genießt man ihn echt — blättert eine Uebersetzung höchstens aus Neugier an; unser gebildeter Plebs läßt die Klassiker so wie so beim Buchhändler liegen und kauft sich, nachdem man das häusliche Budget im Stillen auf Bier und Zigarren geprüft, irgend ein illustriertes Kreuzerblatt.

Von G. Chiarini liegt uns ein neues Heft: „In memoriam" vor; Familienlust, Familienleid in schönen Versen voll wahrer Innigkeit.

Daß G. Carducci von seinen Gedichten so bald eine neue Auflage fliegen lassen konnte, zeigt, daß die Italiener weniger Scheu vor einer Poesie haben, welche nicht nach der Schablone des herkömmlichen lyrischen „Orgelum, orgelum dideldumdei" verstiftet ist, als ihre Nachbarn im Norden.

Ich reihe noch einige Werke an, die mit den erwähnten der gleiche Südwind auf meinen Schreibtisch wehte.

Da liegt: „La colonia felice". Wie Thomas Morus bezeichnet der Verfasser Carlo Dossi sein Buch als Utopia. Ein Idealist in des Wortes verwegenster Bedeutung stellt er es nicht auf den Boden gemeiner Realität, wenn er auch charakteristisch zu zeichnen weiß, er fliegt aber auch nicht in das Wolkenkukuksheim des Märchens, das ganz von den Bedingungen der Wirklichkeit abstrahiert. Ein eigenes Werk. Wir beginnen im guten Glauben eine Erzählung, merken jedoch bald, daß eigentlich alles symbolisch ist und wir vor die

höchsten Probleme der Politik, der Gesellschaft gestellt werden. Der Poet tut das im Flug, der Praktikus hat sich schon viel Schweiß von der Stirne gewischt und bis jetzt dennoch nicht die mathematische Formel für diese Größen, die sich zwar als unbekannt, aber als vollgeltend einführen, gefunden. Während Rousseau von der Unschuld eines Urzustandes ausgeht, tut C. Dossi das Gegenteil.

Eine Schar Verbrecher, jeder des Todes würdig, ist durch die Gnade des Fürsten dem Strick entronnen und wird dann auf einer unbewohnten Insel ausgesetzt. Die Teilung der gespendeten Vorräte läßt sie stillschweigend die Bedeutung des Eigentums erkennen; gegen die Gemeinschaft der Weiber wehren sich die Weiber selbst; die Frage: Wer soll Führer sein? schafft die Parteien und bringt den Krieg. Der Löwe Gualdo unterliegt schließlich dem Fuchs Aronne und muß mit seiner Nera aus der verbrannten Hütte in die Wildnis fliehen. Er ist von nun an eine Bestie, die nur nach Rache brüllt, bis er, von einem Streifzug heimgekehrt, seine Gesellin mit einem neugeborenen Kinde an der Brust trifft. Neue Gefühle erwachen in ihm; der Unschuld des Töchterleins gegenüber, welches als die Forestina aufwächst, regt sich die Stimme des Gewissens; ihre Fragen vom Meere zu den Sternen lassen ihn das Wort „Gott" aussprechen, das er bisher nur bei trotzigen Flüchen gebraucht. Die Familie führt ihn zur Gesellschaft; die Genossen, vor denen er geflohen, waren unter sich neuerdings zu blutigem Mord geschritten und dann nach allen Richtungen zersprengt. Er trifft Aronne flüchtig im Wald und versöhnt sich mit ihm. Sie be-

rufen, wer noch übrig, zu einer Versammlung, einer Konstituante. Alle kommen, jeder dem anderen nichts trauend, bis es Gualdo gelingt, sie zu überzeugen, daß sie in der Vereinsamung alle zugrunde gehen müßten und für das Zusammenleben selbstgegebener und beschworener Gesetze bedürften. Es ist der Anfang des Staates. Aronne, der kluge, wird als leitende Macht, Gualdo, der Starke, zur Exekutive erkoren. Ein Wildling, der sich nicht auf den Vertrag verpflichten will, wird später durch die Liebe zu Gualdos Tochter der Gesellschaft gewonnen. Auf jener unerläßlichen Grundlage arbeiten die Verbannten weiter und schaffen die colonia felice. Das Schiff, das sie ausgesetzt, kommt wieder, sie dürfen sich als Söhne des Vaterlandes fühlen; sie jedoch dahin zurück zu begleiten, hat Dossi weislich unterlassen und schließt mit einer Hochzeit. Der Stoff hätte sich wohl auch, freilich unter anderen Verhältnissen, komisch kondensieren lassen. Ich sage „komisch", weil ich mit dem griechischen Worte den Ausdruck „zum Lustspiel" vermeiden will, ich meine komisch kondensieren im höchsten Sinn, etwa wie die „Ekklesiazusai" von Aristophanes. Im Jahre 1874 war für Dossi allerdings die Form der Erzählung die angemessenste, nur hat er, wie mir scheint, für seinen Zweck fast zu farbig gemalt; hier und da ist wohl ein Licht zu grell, ein Schatten zu schwarz. Das tut aber nichts. An solche Gegensätze sind unsere Romanforscher längst durch Viktor Hugo und Compagnie gewöhnt, und was die Unwahrscheinlichkeiten betrifft, so hat er uns ja längst gelehrt, auf den Händen zu gehen und mit den Füßen zu essen. Wer von der Symbolik absehen will,

hat wenigstens eine spannende Erzählung und das ist für die meisten mehr als genug.

Wenden wir uns von der Poesie zur Geschichte. Venedig hat heuer (1875) im Frühjahre Daniel Manin ein ehernes Standbild errichtet; Albert Herrera, der berühmte italienische Nationalökonom, unternahm es, die Geschichte des Gefeierten zu erzählen. Schritt für Schritt spürte er den darauf bezüglichen Dokumenten nach, von denen er in der Vorrede ein ausführliches Verzeichnis gibt. Daß er namentlich für die Periode, wo gegen Oesterreich mit allen Mitteln zum Kampfe gehetzt und gerüstet wurde, und über diesen Kampf manches Wichtige, Neue beibringen werde, stand zu erwarten, und diese Erwartung wurde auch erfüllt. Wie sind aber in wenigen Jahren die Verhältnisse anders geworden! Der Oesterreicher kann jetzt sine ira et studio das wertvolle Buch zur Hand nehmen, jetzt, wo gleiche Interessen und warme Teilnahme beide Staaten verbinden, er soll es: Die Geschichte einer Vergangenheit, die so viele Herzen vom Pruth bis zum Tessin in Aufregung versetzte, darf uns nie gleichgültig werden, wenn auch die Anschauungen der Gegenwart, ihre Ziele, Haß und Liebe sich vollständig geändert haben, sodaß man fast wie in der Physik an eine Umkehrung der Pole glauben möchte.

Erinnerungen

(1891)

> Ihr naht euch wieder, schwankende Gestalten
> Die früh sich meinem trüben Blick gezeigt.
> Goethes Faust.

Dreiundvierzig Jahre trennen uns von 1848. Die Umrisse der Begebenheiten sind fest verzeichnet, der geistige Inhalt jener schicksalsvollen Tage ist dem heutigen Geschlechte fast mythisch geworden; es lächelt im Hochmut seines praktischen Strebens über den Idealismus derselben, den es doch zur Voraussetzung hat, der wie seltene Münzen mit dem Gepräge von Götterbildern im Grundstein der Gegenwart eingemauert, oder, wie ihr sagt — für immer begraben ist. Die Männer, welche dort strebten und stritten, siegten und litten, sind der Mehrzahl nach zu den Vätern versammelt oder sie blicken als müde Greise in eine Zeit, die sie nicht mehr verstehen will, die sie nicht mehr versteht; mancher folgt freilich mit Augen, welche die Erfahrung geschärft hat, dem Zeiger auf dem Zifferblatt der Weltgeschichte und er könnte euch den Spott, mit dem ihr hinter ihm zischelt, vollauf heimzahlen.

Um so wichtiger ist es, wenn die Zeugnisse jener

Bewegung, das Strandgut jener Stürme für die Zukunft gesammelt wird und wir danken es Gherardo Nerucci, dem Advokaten in Monkalo bei Pistoja, daß er uns nach langer fleißiger Arbeit die Geschichte „del battaglione universitario Toscano alla guerra dell indipendenza italiana dell 1848" mit Porträts, Illustrationen und vielen Belegen liefert; da er zu den wackern Kriegern jenes Korps gehörte, gibt er manches aus eigener Anschauung.

Besonders zahlreich sind die Briefe, sie skizzieren ein treues Bild der wechselnden Stimmungen: Furcht und Hoffnung, Siegeszuversicht und Niedergeschlagenheit und dann all die Gerüchte, welche sich kreuzten! — In Modena, in der Lombardei war die Aufnahme des Bataillons eine kühle — vielleicht, weil man die Wiederkehr der Oesterreicher fürchtete, doch gab es stets Enthusiasten, unbelehrbar wie immer. Als schon die Sache Italiens verloren war, predigten sie noch: „Der Krieg der Könige ist zu Ende, nun beginnt der des Volkes, das wird sich erheben, wie ein Mann!" — Es regte sich aber keine Hand. Mit Recht sagt Fabio Uccelli: „Das Volk erhebt sich nicht, sondern geht zu Bette — wie ein Mann!" Unter so manchen weniger ruhmvollen Begebenheiten leuchtet der Zug der toskanischen Studenten als glänzende Episode hervor. Die Jungen haben sich bei Curtatone anerkannt sehr tapfer geschlagen; zu wünschen wäre gewesen, wenn Nerucci auch den Bericht von Schönhals aus dessen berühmtem Werke abgedruckt hätte. Da bedarf es keiner romanhaften Legende, die sich später um die Fahne von Pisa wob, es sprechen die Tatsachen. Einige wurden auch gefangen. Trefflich

und farbenreich ist die Erzählung, welche Taruggio Taruggi von seinen Schicksalen bis zu den Kasematten von Josefstadt gibt; dankbar rühmt er die liebevolle Behandlung, welche ihm und seinen Leidensgefährten in Oberösterreich und Böhmen von der gutherzigen Bevölkerung zuteil wurde. Ob den verhaßten Tedeschi in Italien das gleiche widerfahren wäre?

Der Zufall fügte es, daß zu Ala in Südtirol die gefangenen Italiener den Wiener Studenten, welche die Besatzung des Städtchens bildeten, zur Bewachung übergeben wurden. Selbstverständlich wurden sie brüderlich behandelt.

Hier muß ich jedoch einen Irrtum berichtigen: Nerucci sagt in einer Fußnote der Vorrede: „Nachträglich gab es auch andere freiwillige Studentenkorps bis zu den Wienern gegen uns; sie waren aber nicht vom Geiste des toskanischen Universitätsbataillons, sie sind nur eine blasse Nachahmung gewesen." — Das ist nicht richtig. Wir gönnen den Italienern alle Ehre; es haben jedoch weder die Tiroler Studenten in Wien, noch zu Innsbruck auch nur an die Toskaner gedacht; sie hatten das Beispiel der Väter und die uralte Sitte des Landes; der Tiroler betrachtet es stets als eine Ehrenpflicht, zum Schutze der gefährdeten Heimat den Stutzen zu ergreifen und die Erfüllung dieser Pflicht gehört zu den ruhmvollsten Kapiteln unserer Geschichte. Auch die Tiroler Studenten von 1848 haben, wie die Zeugnisse ihrer militärischen Vorgesetzten und die Auszeichnungen, die ihnen zuteil wurden, beweisen, in allen Gefechten redlich das Ihrige getan.

Wir können die kleine Heerschar, der wir unsere

volle Teilnahme zuwenden, nicht bis zu ihrer Auflösung begleiten, Nerucci darf wohl einen Vergleich zwischen „Einst und Jetzt" anstellen. Die Studenten von damals waren nicht in politische Parteien zerklüftet, sie hielten sich an das Wort Hektors: „Ein Wahrzeichen nur gilt, das Vaterland zu erretten!"

Ob das heutige Geschlecht seine Reife durch das Auftreten gegen Carducci, den größten lebenden Dichter Italiens bewies, scheint mir sehr fraglich, da ziehe ich noch immer die „Quarantottate" vor, die man jetzt nur noch mitleidig bespöttelt.

Zum Abschiede reiche ich Nerucci die Hand und grüße die noch übrigen Pisaner, die wir 1848 als Kriegsgefangene zu Ala überwachten.

Druck von Mänicke u. Jahn in Rudolstadt.





